T. germ. 10052

Rosegger

Münchner Leseinstitut
Theatinerstrasse 49/I
[illegible]

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Ein Kulturroman

von

Peter Rosegger.

Bibliothek des [illegible] Vereins
Münchener [illegible]

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
[illegible]

G 24462

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bauernhöfen bin ich gestern bereits hinausgeworfen worden. Heute ist Ruhetag. — Auf meine höfliche Anfrage im ersten Hause hieß es: „Ei schau! Im Sommer wachsen die Kirschen und im Winter die Vagabunden! Das glaub' ich, daß die Herrschaften aus [illegible] gern ein warmes Bett und eine volle Schüssel haben möchten. Nachher, wenn der Schnee weggeht, gehen sie auch weg und ich kann bei der [illegible] Feldarbeit wieder allein. Macht fort zu den Sozialdemokraten! [illegible] [illegible] [illegible] einer!" [illegible] hatte ich die Thür vor der Nase.

Das war ein stattliches Gehöft gewesen an der Landstraße. Wie thut's leid drum. Hat aber Stoff gegeben für einen brillanten Volkswirtschaftsartikel, die Zeile nicht unter zwanzig Pfennigen. [illegible] mich [illegible] so viel.

Im zweiten Bauernhof, als ich zuspreche — den Hut in der Hand — ob man keinen Knecht brauche, glotzt mich der Bauer an, so ein kleiner, dicker, [illegible] Kerl. Dann greift er mit seinen [illegible] Fingern nach meiner immer noch leidlich aufgekrempelten Schnurrbartspitze und sagt: „Was hat Er denn da für eine saubere Gabel? Soll das eine Mistgabel sein?" Ich drehe den Stumpf in den Fingern, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit dem [illegible] seiner Ohr; [illegible] schlage ich die Hände auseinander, [illegible] um eine halbwüchsige Mistgabel. Der Bauer spricht [illegible] [illegible] [illegible] Grunzen vom Gliederschmerzen. Meine Hand, die man den Göttern [illegible] [illegible] für die Zehen bestimmt, faßt er an: „Sollen das auch die Werkzeuge sein? Na, ich dank'. Die [illegible] Stiefel haben sie?"

„Herr Bauer," sage ich und [illegible] die zehn Finger zu zwei [illegible], „ich [illegible] war auf einem

Versprach an, werde sie es vielleicht auch sonst noch besser erhalten!" Und stelle mich zur Verfügung! Nun gerade vor dem unendlichen Compost. Er einen Schritt zurück und folgt — um die Unterhaltung auf ein harmloseres Feld zu lenken — nach dem Tornisterabzeichen.

Da ziehe ich meinen Militärschein aus der Tasche: „Zwei Jahre Seiner Majestät dem Kaiser gedient. Gegenwärtig Reserveoffizier — möglicherweise!"

„Und ich hätt' einen Schützengraben gebraucht!" sagte der Bauer, ohne dem Reserveoffizier auch nur die geringste Achtung zu erweisen. „Sind ja Barbaren, diese Preuß. Ich natürlich habe mich um die von ihm offerierte Chausseestelle beworben. Da sagt er, ich möchte so gut sein und ihn nicht zum Narren halten. Damit war die Verhandlung abgebrochen.

Morgen wandere ich weiter.

Der Dorfwirt, bei dem ich heute das Essen genieße, braucht einen Zahlmann. Pfoste! Das wäre doch einigermaßen standesgemäß für einen Künstler, aber ich bin mir nicht sicher, ob ihr es für die Würde gelten lasset, ihr Kameraden! Mit Verlaub, das soll kein Schimpf sein. Der gefürchtete Titel, bitte! Wie denn ich mich, ihr jammervollen Tintenklexer, nach einer Kugel des verlorenen Speckes Wöchentlich vor die Nase zu halten und mich in die gräßlichsten Wege zu stellen: Eines Mannes Wort bleibt eines Mannes Wort, selbst über den Tintenkleks hinaus! Und wenn euch dereinst in Tollkopf- und Gottlosigkeiten die Augen übergehen hinter den Brillen, werde ich euch sehr lieb haben, ihr bedrückten Brüder, Federfuchser?

Dieser Dorfwirt aber hat ein paar Tage ganz ...

möglich, wenn der Wirt seinen Wein nicht in einem gar so edlen Zustand schenkte. Aus diesem herben, unnennbaren Unterländler, den Liter zu 40 Kreuzern, möchte ein mehr gebildeter Restaurateur bequem zwei Liter feinen Dessertwein à 1 Gulden die Bouteille herzustellen. Geradezu persönlich beleidigend wird dieses Heiligtum wegen gänzlichen Mangels unserer braven „Continental-Post". Hingegen liegt, um die Niedertracht voll zu machen, die Wochenausgabe des „Neuigkeits-Weltblattes" auf. Unsere Expedition soll doch das Blatt auf einen Monat gratis schicken an den „Weißen Hirschen" in der Hohen. Hat er's erst gerochen, dann wird er's auch halten.

Am Nebentische sitzen drei Bauern und verhandeln seit rund zwei Stunden über ein trächtiges Kalb. Als angehender Standesperson interessiere ich mich natürlich sehr dafür, nur fehlt mir noch einigermaßen Berufsbildung. Wenn es wahr ist, was die Engländer sagen, daß Viehzucht Intelligenz mache, dann sind diese Waldbauern die Väter unserer geistigen Kultur, und ich — als hoffentlich bald der Bruder dieser Väter — ihr Onkel. Vielleicht in einer Woche schon mehr von

Hans Spiridion Trauttenberger,
weltflüchtiger Redakteur der „Continental-Post".

Meinen vollen Namen, den ich euch hiermit übermache, wickelt in Seidenpapier und bewahrt ihn sorgfältig auf. Übers Jahr, übers Jahr, wenn ich wiederum komm'!

Hollendorf, am zweiten Sonntag.

Mein sehr geschätzter Herr Kollege Meyer unterm Strich!

Laß dir nicht träumen, es käme hier ein Feuilleton aus ländlichem Leben. Nicht eine Zeile! Und wenn ihr mich etwa deshalb von den Fleischtöpfen Egyptens entfernt habt, um einen ständigen externen Hadernlumpen zu haben, der aus Bauernhöfen die „Rentierwelt" mit volkswirtschaftlichen Korrespondenzen versorgt, so seid ihr sehr abergläubisch. Man wird die „Hofnachrichten" schon so einrichten, daß sie unmöglich sind.

Einstweilen sind es noch wehmütige Berichte eines abenteuernden Dienstflüchters, an denen unser Herr Chef — mit Respekt zu melden — einstweilen eine größere Freude haben dürfte, als der Absender. Einstweilen! Das Wort doppelt unterstrichen.

Am Montag und Dienstag habe ich nach tagebücherlichen Urkunden bei nicht weniger als dreizehn Bauernhöfen angefragt. Der Dreizehnte dachte ich, müsse doch so unglücklich sein, mich anzunehmen. Aber auch der hatte seinen Schutzengel. Du siehst, lieber Meyer, ich befleißige mich schon volkstümlicher Denkungsart. Scheint leider nicht viel zu nützen. Dem einen bin ich zu schlank gewachsen, dem anderen zu „herrisch" angethan, mein Touristenanzug hat nämlich bereits ein paar getrennte Nähte. „Zerrissen ist herrisch, geflickt ist bäuerisch", besagt

eines ihrer bösartigen Sprichwörter. Der Dritte nahm mich nicht, weil ein Mensch, der sein Eigentum im Handbündel mit sich trägt, ein aufgelegter Vagabund ist. Und der Vierte entschied kurzweg: An einem Knecht, der mit weißem Hemdkragen dahinfahre, wie ein windiger Schulmeister, habe er sich schon vorwegs gesättigt. Mehr wurzelknopp-artig! sagte ich zu mir und schon ins nächste Haus stolperte ich weitschrittig, mit gebogenen Knieen und Armen, das Haar zerzauselt, die Hände mit Waldharz und Erdstaub überkleistert: Ein fleißiger Dienstbote bitte um Einstand in einen Jahresdienst.

Der Hausvater würdevoll: „Woher geht die Reise?"

Ich: „Aus der Garnison. Mit dem Abschied. Gottlob, daß ich wieder in der Bauerei bin. Oh, diese Stadt! Dieser Militärdienst! Man glaubt's nicht, wer's nicht probiert hat! Ganz krank wird der Mensch, wenn er die gewohnte Handarbeit entbehren muß. Arbeit ist das einzig Gute auf der Welt!"

Vermeinte das recht gut gemacht zu haben. Der Bauer aber wendete sich gegen ein altes Weib, das hinter ihm stand: „Hörst du das Geschwätz? Wer die Arbeit kennt, der redet ein bissel anders."

Und die Alte: „Willst ihn denn fortschicken, jetzt halt abends?"

„Soll über den Feiertag dableiben. Nachher werden wir's halt sehen."

Potz Blitz! War ich Bauernknecht?

Als die Dämmerung kam, ging ich um den Hof herum, mit Kennermiene den Schauplatz künftiger Thätigkeit prüfend. Und zur heiligen Stunde, da ihr zu beiden

oder mehreren im „roten Krug" bei schäumendem Pils im Kritisieren über die lumpige Welt euch des Lebens freuet, saß ich am Leuttisch unter unsauberem Gesinde, aß mit einer breiten Blechschaufel aus der gemeinsamen Schüssel etwas, das sie „saure Topfensuppe" nannten, und erzählte von meinem Soldatenleben. In unnachahmlicher Bescheidenheit teilte ich den lieben Hausgenossen mit, wie ich bei der bosnischen Occupation die Hauptstadt Serajewo erstürmte, bei der Schlacht von Sedan den Erzschelm Napoleon einfing, bei Königgrätz eine Kugel in die Brust bekam, die zum Glücke hinten wieder hinausflog, in der Völkerschlacht bei Leipzig einem rotbehosten Welschen die Fahne aus der Hand riß und so die deutsche Sache rettete. — Geschätzte Kollegen von der Feder, Unehre sollt ihr an mir nicht erleben! Die Heldenthaten waren denn auch nicht umsonst vollführt. Die Hausmutter erwog, daß ein Mann mit solch geschichtlicher Vergangenheit nicht in der Knechtekammer schlafen könne auf dem Strohschaub. Sie verordnete mir das Handwerkerbett, welches stets das beste des Hauses sein soll. Da sank ich tief ins knisternde Stroh, zog die feuchtkalte, mürfelnde Decke über die Nase und dachte: Dieweilen du hier schläfst, Recke, wird das Jahr wieder um eine Nacht kürzer — die Stunde zu cirka drei Kronen. Du siehst, Volkswirt bleibe ich immer.

Am nächsten Tag war Heiligdreikönigfest, kamen am hellen Morgen die drei Weisen (mit ai geschrieben) unter dem Stern und plärten gleichstimmig einen Spruch. Da wurden die morgenländischen Majestäten von der Hausmutter mit Schmalznudeln und Honig bewirtet. Nach dem Dejeuner, und nachdem der Souverain von Äthiopien

auch mich einer gnädigen Ansprache um einen Heller gewürdigt hatte, haben die höchsten Herrschaften in jugendlicher Elastizität ihre Weiterreise angetreten.

Zu Mittag war ein unerhört großes Essen. Was es war, kann ich nicht beschreiben, aber viel war's. Bei manchen Schüsseln stockte das Fett an den Rändern und klebten die geschmälzten Stubenfliegen ohnmächtig an den Klößen. Bei der Backofenhitze führen in der Bauernstube diese niedlichen Tierlein auch im Winter das wonnige Dasein der Kreatur und die Fensterscheiben sind reich geschmückt von Beweisen ihrer — Pünktlichkeiten. Mein Appetit war bald gestillt und am Nachmittag habe ich gemeinsam mit den übrigen Knechten mich ausgeruht von der — morgigen Arbeit.

Am nächsten Tage war Regenwetter. Der Hausvater (so wird der Bauer vom Gesinde genannt) befahl, ich solle in der Stube bleiben und „Span machen". — Span machen? Da vermisse ich unsern Brockhaus. Durch die Scheunen und Ställe ging ich und suchte einen Freund, der mir sagte, was das sei, Spanmachen. Die alte Kuhmagd schaute mich höchst betroffen an. Endlich schien sie doch zu begreifen, daß der Mensch in Völkerschlachten das Span machen nicht notwendig lernen muß. Sie gab mir Unterricht: Von dem Schoppen (ach, mir ist das Wort in einem andern Sinne geläufiger) Scheiter ins Haus tragen, sie am Herdfeuer bähen und zähen, dann mit dem Schnitzger die dünnen Späne herabklieben, diese auf dem Ofen dörren, damit sie als Leuchtfunzen dienen können, abends in der Stube. — So, meine Herren von der „Kontinen-

talen", die ihr die Aufklärung täglich buttenweise in das Volk gießet, nun wisset auch ihr, wie man im Bauernhause Licht macht. Aber Wissen und Können! Es ist immer die alte Geschichte. Genau hielt ich mich nach der Anweisung, allein fürs erste verkohlten mir die Scheite am Feuer, fürs zweite sprangen die abzukliebenden Späne schnöde und spröde entzwei und fürs dritte nahm der Hausvater mir den Schnitzger aus der Hand — ich könnte nichts. Es wäre schade ums Kienholz, wo die Föhrenbäume ohnehin so schütter ständen im Walde. Wie er vom Scheit nur aufs Kienholz und von diesem auf die Föhre kam, den Pinus silvestris. Was meinst du, Meyer?

Ich könnte nichts! — Meine erste Empfindung nach dieser Demütigung war: Pistolenduell! Aber als der Mann mit ruhigster Geschicklichkeit vom frischgebähten Scheite die dünnen, breiten, sich leicht reisenden Leuchtspäne schnitt, da sah ich, daß er mir über war! Bin hinausgegangen, habe, um mich sonstwie nützlich zu machen, im Werkzeugsgelaß eine Schaufel genommen, habe die restlichen Krusten des Schnees weggekraut, die unter den Dachtraufen lagen.

Erscheint der Altknecht: „Was treibst denn da, Mensch? Das Schneerestel irrt niemand und geht schon selber weg, wenn's ihm zuviel regnet. Hast sonst nichts zu thun, so geh Agen reitern."

Agen reitern! — Nun sah ich, meine Politik war gescheitert, es war Zeit, das Portefeuille zurückzulegen. Der Hausvater kam mir zuvor am selben Abende. Hieb mir die klobige Hand auf die Schulter: „Mit Ihm wird's halt am gescheitesten sein, Er rastet sich in der heutigen Nacht noch einmal gut aus und geht morgen um ein Häusel

weiter. An Willigkeit fehlt's nit, aber Kopf hat Er keinen dazu."

Beim Grobschmied einstmals hat's geheißen, es wäre schade ums kluge Köpfelein, und haben mich in die Stadt geschickt. Dieser Hans Trautendorffer soll nämlich von einem alten Rittergeschlechte abstammen und möglicherweise ist sein Urahn zu Karls des Großen Zeit Schweinedieb gewesen. Kurz und gut, mein Oheim, der Bäckermeister, versuchte es, ob so ein herabgekommener Edelmann nicht wieder bergan zu bringen wäre. Nicht alle Semmelmacher denken so übermenschlich. Mir aber waren zur Zeit neugebackene Wecken lieber, als altgebackene Adelsdiplome und auf dem Gymnasium habe ich mich vor dem Odium eines ekelhaften Strebers stets reinzuhalten gewußt. So daß der Tornister mich glücklich noch als Kandidaten der Matura fand. Als ich dann nach allgemeiner Sitte anstatt auf die Universität zur Journalisterei ging, und noch viel später die „Kontinental-Post" unter ihren Erleuchteten mich stets als den — Dämmerigsten gefeiert hat, war ich doch immer klug genug, solche Würde mit Anstand zu tragen und die Blaustiftzeichnungen des Chefs auf meinen Manuskripten als eine kindische Schwäche gelassen zu entschuldigen. Als Volkswirtschafter hab ich sogar die Börse — na, Meier, du weißt es ja. — Und jetzt soll es mir nach dem Ausspruche des biederen Landmanns an Kopf fehlen!

Übrigens kommt mir meine Vergangenheit jetzt gut zu statten. Der Grobschmied hat mich auswendig gerüppelt, der Journalist inwendig. Aus gegerbtem Leder kann man doch auch Bauernstiefel machen!

Am nächsten Tag vagabundierte ich weiter. Ins Ge-

birge ging's, ins schöne. Bei Kailing rechts den Fluß entlang ins obere Rechthal und gegen den Almgai. Den eingeleisigen Weg, der gepflastert war mit einem Brei von Kot und jungem Schnee, nennen diese Schönfärber eine Straße. Ohne auf derselben liegen zu bleiben, halbverhungert von barmherzigen Wegelagerern totgeschlagen und in aller Stille unter eine Moosdecke gelegt zu werden, bin ich weiter gekommen. Ganz lebendig sprach ich bei einer einschichtigen Bauernwirtschaft vor. „Die Witwe dort braucht einen Knecht" hatte man gesagt.

Die Witwe, ein frisches, schneidiges Weib, ließ sich nicht spotten.

Wie alt ich wäre?

„Zwanzig! Die fünfzehn Schuljahre nicht mitgerechnet, weil sie verlorne Zeit sind."

Darauf lacht sie, setzt aber das Examen unbarmherzig fort.

Wozu ich zu brauchen wäre?

„Bäuerin, mir ist keine Arbeit zu schlecht und keine zu gut."

Wieviel Lohn ich begehre?

„Mit allem zufrieden." — Bezahlt, Meier, weißt du, werde ich von einer andern Seite.

Das schien aber der Witwe höchst verdächtig vorzukommen — mit allem zufrieden. Sie mochte mit den Dienstleuten die Erfahrung gemacht haben: mit nichts zufrieden. Ich aber that mein Menschentum auseinander. Die Arme und Beine bog ich nicht mehr krumm, das Rückgrat zog ich in die Länge, den Nacken hielt ich stramm und

in die Augen that ich Zündhütchen, gerade zum Losbrennen, falls sie sagte: „Du gefällst mir!“ — Verliebt hat sie sich einstweilen aber nicht in mich, hat es nur gelassen und schief über die Achsel her gesagt: „Nau, halt ja. Jeder wird es selbst am besten wissen, was er wert ist. Ich brauch jetzt niemand.“

Siehst du! Hätte ich achtzig Gulden Jahrlohn verlangt, ein ganzes Tuchgewand mit Stierlederschuhen und fünfmal Fleisch die Woche, so dürfte sie mich gekauft haben. Nur geschenkt wollte sie mich nicht. Ein verschlagener Holzknecht, mit dem ich nachher unterwegs davon sprach, hat mich darauf gebracht.

Die Gegend ist eigentlich ganz verdammt. Die Berge an beiden Seiten steil und schwarz wie umgestülpte Riesenkohlenkörbe; die Schluchten so enge, daß eine Heufuhr und ein Dickschädel nicht füreinander können. Ich weiß nicht, vor ein paar Jahren, damals auf der touristischen Querwanderung, ist mir das Ding alles viel hübscher vorgekommen. — Hoch oben bei den letzten Hütten, so wurde mir gesagt, hätten sie alleweil zu wenig Dienstleute, weil keiner bleiben wolle, der dort nicht festgewachsen ist wie Zerbenholz. Und sogar das Zerbenholz wartet sehnsüchtig auf Lawinen, um thalwärts zu kommen und dort etwa durch einen Kunsttischler zu feinpolierten Kommodeurs, Chiffonneurs und Sekretärs avancieren zu können. Unbegreiflicher Weltlauf: um emporzukommen, geht man niederwärts! — Nur bei mir scheint es umgekehrt zu sein. Doch wartet, wartet!

Gestern abends bin ich in ein winterliches Hochthal gekommen. Eine senkrecht aufsteigende Felswand hatte

sich schon lange vorher in meinen Gesichtswinkel gestellt, und wie ich durch den Waldgraben dazu komme, steht an der Wand ein Dorf. Zerstreut liegende Häuser aus Rohmauern, Hütten aus Holz, auch ein paar Großhöfe, und weiterhin, wo Seitengräben ins Gebirge ziehen, Holzsägen und Kohlenweiler. Ein wenig abseits hinter der Wand auf der Böschung steht die Kirche mit dem spitzen Türmlein, daneben der Pfarrhof, unterhalb beim Bache das Schulhaus. Zwei Wirtshäuser sind natürlich auch da, mit dicken Mauern und vielen kleinen Fenstern — doch, ich verfalle in meine alte Schwäche schriftlicher Landschaftsmalerei. Unsinn! Mit Wörtern will man Bilder malen, heutzutage, und mit Farben Gedanken ausdrücken. In einem dieser Wirtshäuser kann man auch Tabak haben, in die Lotterie setzen und Herberge nehmen. Das letztere habe ich gethan. Der Ort heißt Hoisendorf und soll weitum als Mittelpunkt der Welt gelten. Es war die Rede davon, als sich auf der Ofenbank ein ruppiger Waldbär meldete. Er goß ein Gläschen Schnaps hinter den Bartfetzen und röchelte daraufhin, daß er bei den Kaiserlichen gewesen sei und daß die Wienerstadt wenigstens zehnmal größer wäre, als Hoisendorf. Worauf die Wirtin ihn einen Prahlhansen hieß. Auf dem Wandschrank lag ein Buschen Zeitungen, ich suchte mir aus Langeweile die neueste Nummer hervor. Und weißt du, wo sie jetzt sind, die guten Hoisendorfer, mit ihren Neuigkeiten? Bei der Ermordung des Präsidenten Carnot am 25. Juni 1894. Die Weltgeschichte, bis sie in Wochenblättern und Kalendern ins Hinterland dringt, ist gut abgelegen. Hingegen wird nichts mehr dementiert.

Soeben geht der Kurier ab. 's ist der Bandelkrämer

mit drei Füßen, wovon einer hölzern und zwei gichtisch sind. Das ist die Post nach Kailing, die gleichzeitig auch den Güterverkehr besorgt. Wahrlich, das ist das Majestätische an diesem Volke — es hat's nicht eilig. Es kann warten, es steht fest. — Der Dreifuß nimmt sie mit, diese Epistel von eurem noch immer vacierenden Bauernknecht.“

Adamshaus, am dritten Sonntage.

An Herrn Doktor Stein von Stein, den Herausgeber der „Kontinental-Post"!

Ich zerschmettere dich, Imperator! Ich bin Bauernknecht! Mein Aufenthaltsort im Adamshause bei Hoisendorf, Almgai — wohin auch die „Kontinentale" zu schicken ist. Für den Nachruf in der letzten Nummer danke ich recht schön. Bis das Jahr sich kreist, wird euch der Spott vergehen. Für weiteres bin ich jetzt nicht aufgelegt.

H. T.

An Herrn Professor A. Simruck, Dr. phil. in W.

Ramshaus im Almgal, am 17. Januar 1897.

Lieber, alter Freund!

Dem Zeitungsschreiber war dein Neujahrsgruß vermeint gewesen, jetzt hat der Brief an zwei Wochen im Lande umhergesucht, und wo findet er deinen Hans? Ich bitte dich, denke nicht gleich an Verrücktheit oder dergleichen. Es geschieht heutzutage so viel Kluges auf der Welt, das weitaus närrischer ist, als die aufgelegteste Verrücktheit. Nach Kreuz- und Krummfahrten kam dein Brief eines Tages zu einem halbeingeschneiten Bauernhause des Galgebirges, eine Stunde und darüber vom letzten Weiler entfernt. In diesem Einödhofe lebt dein Adressat, und zwar als Stallknecht, eingestanden für das ganze Jahr. Es ist kein Faschingsscherz, es ist leidiger Ernst. Schenke mir nur Geduld, daß ich mich dir aussprechen kann.

Jetzt erst danke ich dir, Alfred, daß du unsere Schulbankfreundschaft hochgehalten hast bis zum heutigen Tag, denn ich bin unglaublich einsam geworden. In den Wochentagen werde ich meine Arbeit haben als herben Kameraden; vor der Sonntagsruhe nur bangt mir, wenn das thörichte Herz nach einem brüderlichen Mitdenker und Mitfühler schreien wird, und es ist nichts ringsum, als ein armes einfältiges Hausgesinde, das mit seiner eigenen Lebensnot

zu thun hat. Und weiter nichts, als der kalte Winter und die starren Berge. In solchen Stunden laß mich zu dir flüchten, du lieber, herzgoldener Kerl, daß ich mich schriftlich ausplaudere, ausfluche, auslache, vielleicht auch —. Nein, weinen werde ich nicht, das habe ich mir vorgenommen. Was ich dir allsonntägig zuschreiben werde, kann ich ja heute nicht wissen, was es auch sei, aufrecht will ich stehen. Mühe wird's wohl kosten, dir es beizubringen, wie das so hat kommen müssen! Es ist ja so viel Unsinn dabei, so viel Unerhörtes — solltest du am Ende dahinter auch ein klein bißchen Tapferkeit finden? Wenn ja, so bitte ich dich, sag' es mir ins Gesicht. Wenn nicht Einer ist, der es mir allwöchentlich hochgemut zuruft: Recht hast du! Brav bist du! Tapfer bist du! Aushalten! — so weiß ich nicht, wie das enden wird.

Fällt dir nichts auf? Als könnte der Schreiber dieser Zeilen froststeife Finger haben? Als sei das Parfüm des Briefpapieres ein ganz eigenartiges? — Nun, ich will dir erzählen. Hast du erst den Grund, dann versteht sich alles von selbst. Weil das Eine geschah, hat das Andere geschehen müssen.

Das Eine geschah in der Weinstube „zum roten Krug", dort, wo wir bei deinem Besuch im Herbste den göttlichen Rüdesheimer getrunken haben und wo — wie du weißt — der Generalstab der „Kontinental Post" sein Hauptquartier hat. Die Herren sind großartig — im Krug! Da ist es nun am Tage des heiligen Leopold, daß ich nach dem dritten oder vierten Glase Jungwein den Mund etwas zuchtlos werden lasse und als Redakteur des volkswirtschaftlichen Teiles mich über eine kleine Maß

regelung verbreitete, die mir ein paar Tage vorher widerfahren war. „Hol's der Kuckuck!“ sage ich. „Nicht genug, daß man gegen seine Überzeugung eine solche Geld- und Handelspolitik treiben muß! Dem braven Landwirt das Blut aussaugen, und andere Volksschichten damit mästen, dafür, daß sie Homunkeln erzeugen! — Der Jungwein sprach's, verantwortlich aber wollten sie mich machen für das heillose Wort. Darob fängt's in mir an, immer mehr zu kochen. „Ja, Homunkeln!“ und die Faust auf den Tisch. „Wer noch Menschen sehen will, aufs Land hinaus in den Bauernhof, in die Hirtenhüttel!“ —

„Salomon Geßner!“ ruft einer.

„Ich bitte euch, bleibt mir jetzt mit den Fröschen vom Leibe!“

Aus dem losbrechenden Gelächter vermerkte ich sofort eine Blamage. Hättest du an den alten schweizerischen Süßwurzelstecher gedacht, wo sich so viele zeitgenössische Salomone deiner gütigen Erinnerung empfehlen? Also kurz, die Sache wurde weiter gefragt und auf einmal fiel das Wort: „Der Bauernknecht ist trotz allem ein echterer Mensch, als etwa ein Bankier, dessen Beruf es ist, Geldpapierfetzen durch seine Finger gleiten zu lassen, die noch wesentlich unsauberer sind, als so ein Bauernkittel. Ist sicher auch ein sittlicherer Charakter, als zum Beispiel ein Zeitungmacher, der seinen papierenen Mantel fortwährend nach dem Winde drehen muß.“ Gesagt hatte es wieder der vermaledeite Jungwein. Der Herausgeber der „Kontinental-Post“, unser Herr Doktor Stein von Stein, ließ auf seinem glatten Komödiantengesicht ein liebliches Grinsen werden, das wie von den Honorarabzügen her so

gut kennen, und sagte sanftmütig: „Den Herrn Trautendorffer wird ja nichts hindern, die korrumpierte Zeitungswindmacherei mit dem sittsamen Bauernstande zu vertauschen."

Ich fahre auf: „Warum denn nicht? Wenn die Herren etwa glauben, daß bei mir der Mund stärker sei, als der Arm — gut!" Sofort eine Flasche Rüdesheimer, denn für den Schwung dieser Angelegenheit war der neue Pinnerolandwein zu trivial. Etliche Herren mochten eine weitere, unliebsame Steigerung befürchten und suchten den Wortwechsel ins Heitere zu ziehen. Ich fühlte mich gekränkt und ließ mich nicht beruhigen. Da schlugen sie eine Wette vor: „Der Trautendorffer soll den Gegner schlagen und sich auf eine Woche lang als Bauernknecht verdingen."

Und ich: „Auf eine Woche lang? Auf ein Jahr!"

Daraufhin trommelte Doktor Stein von Stein mit den Knöcheln der Fingerringe ein bißchen auf der Tischplatte und sprach sehr feierlich: „Wenn unser Herr Hans Trautendorffer draußen auf dem Dorfe bei den Idealmenschen das kommende Jahr 1897 vom Anfang bis zum Ende als gewöhnlicher Bauernknecht zubringt, so werde ich mir am 1. Januar 1898 gestatten, ihm eine Ehrengabe von zwanzigtausend Kronen in bar zu überreichen. Wenn unser Herr Trautendorffer den sittlichen Charakteren auch nur einen Tag früher entlaufen sollte, so würde er zwei volle Jahre lang ohne Gehalt bei der ‚Continental-Post' den Mantel nach dem Winde drehen!"

„Genagelt und gesiegelt!" rufe ich zustimmend.

„Dann wollen wir es nur noch beim Notar aufstellen lassen."

„Ganz feierlich. Drei Zeugen sind gegenwärtig. Ich gebe mein Ehrenwort!"

Erschreckt du? — Ich war ja selbst erschrocken am nächsten Morgen und Kollege Doktor Wegmacher meinte, Weinlaunen-Abmachungen hätten keine Gültigkeit.

„Sie haben eins!" sahe ich ihn wütend an. „Das Ehrenwort laß ich nicht lumpen!" —

Es sollen ja ein paar Tropfen Bauernblutes in mir sein, auf Umwegen. Vom dritten Glied aufwärts mütterlicherseits, will mein Ohm gewußt haben. Nun, so wollen wir sie halt versuchen, die Renaissance. Ich habe schon manches mitgemacht auf diesem Erdenkegel. Der Schmied hat zum Glücke noch einmal Eisen in mein Blut getan, der Soldat Kurasch und Gehorsam, der Zeitungschreiber die nötige Wurstigkeit — lauter Dinge, die dem Bauernjodel bekommen werden. Vielleicht gelingt's, diese bereits schädig werdende Menschenrasse aufzufrischen, der Lohn ist auch nicht schlecht und dann tue ich mir auf etliche Jahre einen guten Tag an.

Also ist es beim trotzigen Worte geblieben und anfangs [illegible] bin ich gegangen. Einfach großartig bin ich ausgezogen in meinem Touristenanzug und mit dem Handbündel voll irdischer Güter, die man an den Stock steckt und über die Achsel wirft. Die Herren suchten solche Schicksalswendung immer noch auf einen Ulk hinauszuspielen, ich wandte ihnen den Rücken und ging.

Aber geplagt hat's zuerst, der Satan noch einmal! Länger als vierzehn Tage lang umherstreunen — beileibe. Gar viel länger hätt's nicht mehr gelangt, so wär's zum blanken Betteln oder zum Stehlen. Da habe ich

mir gebracht, mancher einen Knoten im Sacktuch und schreit nicht gleich, wenn ein armer Landstreicher vor dem Gendarmen davonspringt mit dem hellblauen Armband.

In einem Gebirgsdörfchen, Hochwaldl im Mürzgau, habe ich mich schlechten Wetters wegen ein paar Tage aufgehalten und in dieser Gegend scheint kein Fremdenverkehr Boden zu bleiben. Dort im Wirtshause that ich mit einem jungen Manne, der mir wie ein blatternarbiger Forstgehilfe vorkam, Karten spielen. Blatternarbige Gesichter haben mir immer gefallen, sie zeugen von einem glücklich ausgefochtenen Duell mit dem Sensenmann. Nur die Augen, die wasserblauen, waren mir an diesem Forstjungen zu bestandsmäßig, sie waren eingeglast. Dabei waren sie auch das Auffälligste an dem ganzen verschrobenen Burschen, der die Worte schleifte wie die Karten und mit seinen langen Armen und Beinen aller Augenblick irgendwo anstieß. Da ich er das Spiel gewann, tröstete er mich, daß ich noch manchmal Glück in der Liebe haben werde. Ich und Liebe! Gnädiger Gott, wo sind die Zeiten! Das heißt! . . . . Die Gemeinsamkeit wollte er nicht annehmen, wir hätten ja nur auf Tannennadeln gespielt, und Geldverlieren wäre noch schlimmer als Tannennadeln. Als ich ihm die Heiligkeit der Spielschulden darthat, die sogar jeder Lump bezahlt und hätte er so und so viel ehrliche Leute darum geplündert, nahm er das Ländergeld, lud mich aber dafür in sein Haus auf eine Tasse Kaffee. Warum ich diesen Forstjungen so geringschätzig vorstelle? Weil er kein Forstjunge war, sondern der Schullehrer. Und warum ich dir den Schullehrer von Hochwaldl beschreibe? Weil

er [illegible] nach dem Orte meiner [illegible]

[illegible]

„Meine Freunde!“ Mit diesen Worten hat er [illegible] seine Bücher [illegible]. [illegible] Lessing, Schiller, Heine, Börne, Spielhagen, [illegible]

[illegible]

[illegible]

„Ich bin kein [illegible]. [illegible] Sie zu den [illegible]“

„So, so. Dann [illegible]“

„[illegible] alle die Bücher [illegible]?“

„— [illegible] . . .“ [illegible]

[illegible] —

[illegible]

„[illegible]"

[illegible] „[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]" [illegible] „[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible] — [illegible]

[illegible] „[illegible]". [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] mit [illegible], so hat [illegible] einzig [illegible] [illegible] und das [illegible]. Ich [illegible] mit [illegible] [illegible] so lang [illegible]." —

Du, alter Freund, [illegible] [illegible] und [illegible], meine neuen [illegible].

[illegible] du auch den Hof [illegible]? Auf der [illegible] eines [illegible] liegt er [illegible] [illegible] mit seinen [illegible] und den [illegible] [illegible]. Vor dem [illegible] [illegible] sich die [illegible] und [illegible] [illegible] zum [illegible]. Neben dem [illegible] [illegible], die im Sommer [illegible] [illegible] werden. [illegible] [illegible], gegen die [illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] zur [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] zum Hof [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] er [illegible]. — Die [illegible] sind so [illegible], daß [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] er sich [illegible] [illegible] [illegible]. Aber auch den [illegible] in die [illegible] Welt [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in [illegible] der [illegible]. Auf dem [illegible] in der [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible]. [illegible] ist [illegible] [illegible]? Die [illegible] [illegible] ist [illegible], [illegible] und [illegible] für alle, auch für die [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in der [illegible] sich [illegible]. [illegible] [illegible] das [illegible] noch [illegible] [illegible] für [illegible] und [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] ein ganz [illegible], [illegible] [illegible]. Die [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] auf eine große [illegible] in [illegible] Zeit. — Du, nun [illegible] du auch meine [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

gar nichts ist, nicht einmal das [illegible]. Nach den flüchtigen Andeutungen, die mein Hausherr mir bisher gemacht hat, merke ich, daß die Kenntnis des [illegible] eine ganz schreckliche Wissenschaft bildet — in allen Kreisen. Und eine Kunst noch dazu, denn das muß nicht bloß verstanden, es muß auch ausgeführt werden. Das wird plagen. Wenn der „[illegible]" im Zeitungsblatt einen Bericht liest, so [illegible] sich derselbe keine Ruhe und der Schreiber ist ein gelehrter Mann. Wenn aber der Bauer einen Fehler macht, so fault das Heu in der Scheune, schimmelt das Korn im Sack, verreckt das Vieh im Stall. Ja, Bauer, das ist was anderes!

Nun möchte ich dir aber vom ersten Tage noch etwas erzählen. Da war mir gar so eigentümlich zumute. Als die Hausmutter das Frühstück [illegible] hatten wir uns auf Bank und Stuhl um den Herd, weil das [illegible] Haupt zu hoch in das graue Gewölk des Rauches hineingeragt hätte. Dieser Rauch zieht nur langsam durch einen Mauerschlitz ab, ins [illegible], wo er durch einen Holzschlauch übers Dach hinaus geführt wird. Der Hausvater schnitt ein paar [illegible] Schnitte mit Schwarz-[illegible] ein. Die Hausmutter schöpfte in der Pfanne Kartoffeln und mir war die [illegible] zugefallen, von einem großen [illegible] [illegible] abzuschneiden für das bevorstehende Nachtmahl. Plaudernd waren wir gerade nicht. Mich [illegible] der Langeweile aus der Mitte meines [illegible]. Die Hausmutter merkte meine Unbehaglichkeit und sprach: „Du — du! Wie heißt du denn?"

„Hansl, wenn's recht ist."

„Du, Hansl, ich sag' dir was. Deine Wangen werden zu [illegible]! Du brauchst [illegible] [illegible] [illegible]."

Na, gute Nacht, Traudl! Wenn du das Wort nicht einmal vollständig kannst, wie wirst es erst verdienen können!

Rief in der Nebenkammer plötzlich jemand nach der Mutter. Sie ging hinein. Durch die offene Türe sah ich, daß es da drin ganz zierlich war, wie in einer Kapelle. Ein weißgedeckter Tisch, auf dem ein Muttergottesbild mit brennendem Öllichtlein stand. An der Wand die Heiligenbilder, keine bunte böhmische Glasmalereien. Daneben ein [illegible] Bett, in demselben ein junger Mensch, an dem Kissen lehnend. Auf der blauen Decke hatte er seine rechte Hand liegen. Die war mit Lappen umwunden. Das Gesicht glatt, klein und weiß wie eine italienische Marmorstatue; aber große, dunkle Augen, an der Oberlippe einen Bartschatten. Zwischen den zuckenden Lippen schimmerten Zähne, das braune Haar kraus, verworren, er wollte die linke Hand heben. Wie man manchmal schon etwas so auf einmal sieht. Ein bildschöner Mensch.

Der hatte auch der Mutter gerufen. „Ist die Paulel noch da?" fragte er.

„Was willst ihr denn, Michel?"

„Sie soll noch Gut's wünschen."

„Sei geduldig, Kind," sagte die Mutter. „Ich will die heiligen Schutzengel anflehen und [illegible] wieder gut [illegible]."

„Vergelt's Gott, Mutter. Aber die Paulel — die, die soll's tun. Bei der Paulel bleibt's mit ihr noch."

„Sie tut halt auch herumlungern draußen in der Hausfluhren."

Na Gute, mein [illegible], weißt du jetzt nicht, was herumlungern heißt: [illegible] durch die [illegible]

zielen, um die Augen abzuschießen. — Endlich weiß ich einmal mehr als du. Das thut wohl!

Ich bin dann hineingegangen und habe mir die Schußwunde zeigen lassen. Knapp hinter dem Gelenke ein rundes Loch, mit geronnenem Blute verstopft, die Haut ringsum geröthet. Eben war das Pflaster, eine schwarze, glitschrige Masse, losgelöst worden. Auf meine Frage, ob die Kugel schon entfernt sei, hieß es, das Schießzeug werde sie schon herausziehen.

Nun kam das Mädel herein. Nach der muß sich an der Thür bücken, so groß ist sie. Aber sie bückt sich nicht oben, sondern unten — ein Knielein und durch ist sie. Wie Leute nur so schlank und so gerade wachsen mögen, wenn sie sich jeden Tag ungeschicktermaßen einschrumpfen müssen! Im Arm hatte sie Flachsbüschel, die legte sie sorgfältig über eine Stuhllehne; auf dem Kopfe hatte sie einen alten schwammigen Filzhut, den hing sie flink an den Wandnagel.

„Bist schon dran, Wastel, daß du auf meinem Feiertagshut schön acht gibst?“ lacht der Hausvater. „Wohl, wohl, in dem Hut hab' ich deine Mutter in die Kirchen geführt. Selbes hat ein sauberes Gesichtel darauf gehabt und heut' sind die Schuhe dran. Herunterzogen ein frisch Gesicht darunter, das macht auch einem schäbigen Hut schön. Na, halt ja, einen Spaß muß man auch haben.“

Dieser gemüthliche Stolz auf seinen Feiertagsstaat und auf seine Tochter stand dem Alten entzückend. Schon deswegen möchte man ihn gern haben. Jetzt besah ich mir aber auch die Wastel.

Himmelherrgottsakra, Doktor, das ist ein Mädel! —

Hans.

Ebenhaus, am letzten Sonntage.

Beim Mädel, nicht weit, bin ich sitzen geblieben, das vorige Mal.

In deinem Speisezimmer hängt ein Bild von ihr. Du nennst sie die „Sixtinische". Wahrlich, nichts paßt anderer Madel dazu, als das Kind. Bei euch drin in der Stadt wäre ein solches Wesen unmöglich. Unmöglich, sage ich dir! Die begehrenden Männeraugen hätten diesen Hauch verjagt. Es ist noch der Reif der Traube an ihr. Sie hätten den Schmelz dieser Augen weggesogen, diese Lippenknospen versehrt, sie hätten diese reine, weiße Seele längst zu einem falschen Dämmerwölkchen gemacht. Obschon das gar nicht möglich zu sein scheint. Ich gönne das Mädel keiner Stadt und keinem Palaste, ich gönne es niemandem, auch dir nicht — auch mir nicht. Ich stehe abseits und betrachte es voller Ehrfurcht, das dumme Ding, das seit drei Wochen kaum dreißig Worte zu mir gesprochen hat. So ernsthaft und verschlossen sein, wenn man so lachend aufgeblüht ist! Nur mit dem Knechterl scherzt und herzt sie, mit dem dunkelhaarigen Bruder. Wenn das Mädel bei ihm ist, thut ihm kein Wehtag mehr in der Hand, da lacht er und schallt und schaut ihr so treuherzig ins Madonnengesicht, daß ich alle Wand- und Thürfugen preise, obschon manchmal ganz niederträchtig der Wind durchpfeift. Ich für meinen Geschmack wüßte keinen schöneren Guckkasten.

Kniet sie gestern vor dem Bette, streichelt seinen verbundenen Arm und sagt voller Zärtlichkeit:

„Armes Handerl, du! Geh', sei gescheit und thu' nit weh! Ich will dir nachher zu Lohn was Schönes schenken."

„Wenn das Kügerl nit heraus will!" meint der Bursche.

„So soll's drinnen bleiben. Hat der Mensch so viele Knochen im Leib, wird er wohl auch ein bissel Blei vertragen mögen." So spaßet sie.

„Was halt nit hineingehört, das thut kein gut," sagt er traurig.

„Mußt nit verzagt sein, Micherl," tröstet sie, „immer Eins hat was in sich, was nit dahin gehört. Darf nit verzagen."

Ich weiß nicht, alle möglichen Nöte der Menschheit stellt sie ihm manchmal dar, damit er in Hinblick darauf seine eigene Not leichter trage. —

Nun will ich meine Feder auch auf anderen Feldern spazieren führen, damit dir mein Tagebuch allmählich ein Ganzes liefert. — Am Tage vor Lichtmeß war aus Hoisendorf herauf ein alter Mann gekommen, der hat an der Hausthür einen Spruch aufgesagt, den ich zur Hälfte nicht verstanden, zur anderen Hälfte wieder vergessen habe. Ich glaube, von der Muttergottes und den Heiligen hat er gehandelt und die Pointe war — Geld. Der Alte ging nämlich zu den Häusern umher, um Geld zu sammeln für die Altarkerzen in der Hoisendorfer Pfarrkirche, damit dort bei allen Gottesdiensten des Jahres Lichter brennen können. Zuerst ging er also zum Hausvater und hielt ihm ein blau-

angestrichenes Trühlein vor, derweilen er etwa folgenden Spruch sagte: „Unsere liebe Frau schickt mich in euere ehrengeachtete Hütten und laßt um ein frommes Lichtmeßopfer bitten!"

Der Hausvater holte von der Wandleiste ein altes Lederbeutlein herab, nestelte eine Münze heraus, küßte sie ehrerbietig und legte sie in das Trühlein. Der Sammler klaubelte es wieder heraus, beguckte es von beiden Seiten und sagte: „Adam, du hast sonst allemal ein Zwanzigerl gegeben."

„Is eh eins, ist eh eins," sagte der Bauer.

„Sein thut's eins, aber was für eins! Sonst waren es zwanzig Kreuzer, heut' sind's zwanzig Heller! Hörst du, Bauer, Nickel nimmt keine Weih' an."

„Und Silber haben wir keins mehr," versetzte mein Hausvater bedächtig. „Bei den schlechten Zeiten wird wohl auch die Himmelmutter bei der Meff' mit ein paar Kerzen weniger gern zufrieden sein."

„Paar Kerzen weniger? Ah na, das thät's nit, daß uns die Muttergottes ins Dustere thät kommen! — Thu' ich mich halt zu einer christlichen Wohlthäterin wenden. Gelt, Bäuerin, ehrengeachtete, in deiner Hütten, auch dich laßt unsre liebe Frau um ein Lichtmeßopfer bitten."

Die Hausmutter gab einen Nickelzehner, unter besonderer Bedingung, daß in der Kirche beim Schutzengelbild eine besondere Kerze gestiftet werde.

„Eine Kerze gestiftet? Für das da? Du bist spaßig, Adamshauserin!"

Nach dieser geringschätzigen Rede trat der Mann in die Kammer an den Rocherl, der auf dem Bette saß, und sagte denselben Spruch.

Der Bursche wurde rot im Gesicht, so blaß er sonst war, und schaute hilflos um sich. Denn, wie mir schien, er besaß nichts.

Da mischte sich die Barbel ein: „Wartet ein wenig, ich habe sein Geld in Verwahrung.“ Aus ihrer blumigen Gewandtruhe holte sie ein Münzlein hervor. Der Alte besah es, schnalzte mit der Zunge: „Hau, da ist ja noch eins! Adam, bei deinem sauberen Töchterl haben sie sich versteckt, die Silberschimmel! Ich glaub's, ich thät's auch. Sollten ihrer nit ein paar sein, im Nest? Wenn nit, nachher ist's so auch gut. Vergelt dir's Gott, Jungfräulein! Glück und Segen! Einen braven Mann und eine stubenvoll Kinder daneben! Für jeden Heller ein Madel, für jeden Kreuzer einen Buben, nachher wird's schon lustig in der Stuben.“

Weil sich das Mädel jetzt rasch fortmachte, so sah der Lichtmeßsammler den Schulknaben, den Franzel. Der war, um seine weißen frischgewaschenen Hemdärmeln zu zeigen und sich an dem possierlichen Bettler zu ergötzen, so lange unvorsichtig umhergestanden, bis das Schicksal nun auch ihn antrat. Er machte aber nicht viel Umstände, griff in den Sack und gab zwei Heller. Das that er mit solcher Sicherheit, als ob der ganze Hosensack voller Schätze wäre Es war aber das erste und letzte Geldstück gewesen, ein Botenlohn vom Schulhause, wie mich däucht erfahren zu haben. Denn der Junge trägt manchmal etliche Eier hinab und was es sonst so mitunter auszurichten giebt.

Endlich, als alle übrigen abgeschabt waren, stand der alte Kracher auch vor mir fest und brummte: „Giebt der nichts?“

Ich reichte ihm einen Zehner und muß etwas von einem Trinkgeld gesagt haben. Da habe ich angezündet!

Er hielt die Münze in der breiten, runzeligen Hand: „Ein Trinkgeld? Wieso? Glaubst du, ich geh Trinkgelder betteln wie ein Nachtwachter um Neujahr? Du Racker, du! Was bist denn für einer, daß du kein Licht brauchst, beim Herrgott! Du Duster-Mannl, du! — Heb's weg, das Ding! Heb's weg!"

„Na, na, so schlimm ist es ja nicht gemeint gewesen."

„Heb's weg, sag' ich!"

„Soll auch von mir eine christliche Gabe der Kirche vermeint sein."

„Wir brauchen's nit!" Mit diesem Schrei schleuderte er das Geldstück zu Boden, daß es ein paarmal ganz entrüstet aufhüpfte.

„Trinkgeld, wie einem Nachtwachter!" Gleichsam hinspuckte er dieses Wort.

Jetzt hat mich der Hausvater in Schutz genommen: „Mußt nit, Schragerer, 's ist der neue Knecht. Ein Zugereister. Weiß halt nichts vom heiligen Brauch. Beten thut er eh fleißig."

Darauf hin hat der Mann die Münze doch aufgehoben und ins Truhlein gethan. Dann noch einen gereimten Spruch, halb sagt er ihn, halb singt er ihn, und so ist er würdig zur Thür hinausgegangen.

Als letzte Post ist es mir übrigens gar rührend vorgekommen, daß diese armen Leute Geld zusammenschießen für das Weihelicht am Altare. Und am Lichtmeßfeste, als ich mit dem Hausvater nach Hoisendorf hinabgegangen, ist die ganze schier stimmungsvolle Feierlichkeit zu sehen ge-

wesen, wie bei vielem Lichtleuchten und Orgelklang vom Kuraten die neuen Kerzen geweiht wurden, wobei auch der Lehrer, ein Licht in der Hand und lateinische Sprüche sagend, behilflich war.

Gegen mich hat er was, der Lehrer. Was weiß ich? Als wir Blicke wechselten, ich that's grüßend, aber aus seinem Auge kam kein heiliges Feuer.

Was nun mein Dienstgeber über das „fleißige Beten" seines zugereisten Knechtes sagt — bedingungslos unterschreibe ich's nicht. Ein Mensch zur Abendstunde, wo er gewohnt ist, im „Roten Krug" bei Bier und Rostbraten zu sitzen, dann noch ins Kaffeehaus zu gehen in Gesellschaft ausgelassener Kumpane! Und soll zur selben Stunde jetzt täglich auf dem Schemel knien, die Ellbogen auf die Tischkante stützen und gemeinsam mit einer Bauernfamilie Litanei und Rosenkranzgebete murmeln! Du kannst dir's vorstellen. Nein, nicht kannst du dir's vorstellen, es ist fabelhaft trostlos! Der Teufel hat immer Geschmack bewiesen. Wenn er mit sonst nichts mehr zu vertreiben ist, beim Gebet, da fährt er ab. — Der häusliche Abendgottesdienst dauert an Werktagen gegen vierzig Minuten, an Feierabenden, sowie auch an Sonn- und Festtagen, nahezu eine Stunde. Mein Sack voll Stadtsünden, den ich hübsch vollgerüttelt mitgebracht — er ist sicherlich verbüßt. Durch das Beten kaum, denn das meinige dürfte beim lieben Gott nicht viel mehr gelten als beim alten Schragerer mein Silberzehner. Durch das Knieen auf dem Brette wohl auch kaum, bei dem der Kerl vierknieig dahockt. Hingegen alles sühnt das heldenmütige Ankämpfen gegen den Lachreiz. Den abscheulichen Lach

reiz. Hast du es schon einmal gehört, wie Bauersleute beten? Ernsthaft betrachtet ist an diesem gottwilligen Hinmurmeln und Hindämmern einfältiger Seelen gewiß nichts Komisches enthalten; aber so ein Stadtbengel ist das Ungezogenste, Frivolste und Intoleranteste der ganzen Schöpfung. — Erst nach und nach, o Freund, habe ich das blutende Herz geahnt, womit sie unter gefalteten Händen und geschlossenen Augen beten, diese bekümmerten Menschen.

Immer einmal geschieht's wohl auch, daß sie den geistlichen Rat „Bete und arbeite“ zu gleicher Zeit befolgen. Thut während des Psalters der Hausvater Späne klieben, die Hausmutter kochen, die Barbel spinnen, der Rocherl und der Franzel auf dem Tisch Bohnen säubern, die wir am nächsten Tage zu essen bekommen. Und der zugereiste Knecht? Auf den Waden sitzend wie ein Türke, rodelt er mit und trachtet es zu vertuschen, daß ihm weder das Vaterunser, noch das Avemaria wörtlich bekannt ist. Auch mir hat die Mutter einmal diese Hände gefaltet, als sie noch klein gewesen: „Vaterunser, der du bist im Himmel!“ In der Lehrzeit hat sich der Katechet noch ein paarmal erkundigt nach solchen Dingen, später, bei den Kaiserlichen und bei der „Kontinentalen“ ist keine Nachfrage mehr gewesen.

Wenn die Unwissenheit ans Licht käme! Einige Rügen hat mir meine Aufführung ohnehin schon eingetragen. Die heillose Ungeschicklichkeit in der Arbeit wird mir jetzt zwar nicht schwer aufgemessen. Aber daß der „Zugereiste“ bei Tisch weder vor noch nach dem Essen ein Kreuz zieht mit dem Daumen über Stirn, Mund und Brust, daß er beim Nockenessen die Gabel mit der linken

Hand zum Munde führt, daß er die Einbrennsuppe (den Bauernkaffee) nicht aus der gemeinsamen Schüssel essen will, sondern sie vorerst auf den Teller herausschöpft, daß er Sonntags wie Werktags dasselbe Gewand am Leibe hat, daß er sich täglich mit Seife wäscht und sogar mit einer kleinen Bürste die Zähne scheuert, daß er seinen Bartwust stehen läßt, anstatt sich allsamstägig säuberlich zu rasieren, und andere Unarten — solcherlei hat mir der Hausvater schon ein paarmal in aller Güte vorgehalten, die Hausmutter mit schärferen Worten verwiesen.

„Du, Hansel,“ sagte sie vor zwei Tagen, „mit deiner Hoffart wirst du uns noch die Kinder verderben! Wo die jungen Leut' jetzund eh' allerhand Dummheiten im Kopf haben! Das schlechte Beispiel da! Ich sag dir's, Hansel! Sobald mir der Schulbub so ein grausliches Zahnbürstel heimbringt, nachher kannst du dir um einen anderen Platz schauen. Ich leids nit.“

Was meinst du, wäre diese unwirsche Thatsache nicht etwa bei den „Fliegenden Blättern“ anzubringen? Nein doch, ich will mir die Seelenkonflikte dieses Jahres nicht von der ganzen Welt verlachen lassen. — Und wirklich? Thut's es nicht auch am Ende ohne? Mein Hausvater scheuert sich des Morgens den Mund mit einem Hanflappen. Das Haar strählt er sich mit den fünf Fingern aus. Als Trinkgefäß am Brunnen benutzt er die aufgebogene Hutkrempe oder die hohle Hand. Sie entbehren nichts, nach ihrer Meinung, sie haben alles. Bis so ein Bauer von Mangel spricht, ist er schon nahe am Verhungern. Und da habe ich mir gedacht, daß der Mensch zweimal bedürfnislos ist, einmal im Naturzustande, das andere Mal

auf dem höchsten Grade der Bildung. Was dazwischen liegt — daß Gott erbarm! Jeder Wunsch des Weltkindes gebärt im Augenblicke der Erfüllung sieben neue, und vor lauter Wünschen kommt es zu keinem Genießen.

In voriger Woche war so Einer da. „Kramerzodl“ nannten sie ihn, aber nicht etwa im Schimpfe, sie meinen damit ganz harmlos das, was bei uns ein kleiner Agent oder ein Hausierer ist. Dieser Mann hatte zwar kein grünes Bündel bei sich, hingegen aber einen illustrierten Preiskonto für allerlei schöne Sachen. Der Hausmutter wollte er ein rotgepolstertes Sofa anbindern. Sie gab zur Antwort, auf der Bäuerei brauche man kein Lotterbett, er solle sich nur selber drauflegen. — Hierauf beklagte sich der strebsame Handelsmann über Mangel an Bildung bei diesen Leuten, kam mit mir in ein Gespräch und behauptete, Bedürfnislosigkeit sei ein Zeichen der Barbarei, je höher die Kultur, desto mehr Bedürfnisse. — Du, Doktor! Wetten möchte ich nicht, daß ein gewisser Hans Trautendorffer selbst einmal ähnliches drucken ließ. Und jetzt wäre ich am liebsten so ungebildet gewesen, den „Kramerzodl“ zur Thür hinauszujagen. Sollte es denn nicht vielmehr die höchste Kultur sein, daß der Mensch genießt, anstatt vermißt? Und er seine Wünsche gerade so einzurichten weiß, daß sie ohne unverhältnismäßigen Aufwand von Kraft und — Seelenfreiheit naturgemäß befriedigt werden können? Wer künstlich Bedürfnisse schafft wie es ein großer Teil unserer Industrie, unseres Handels thut, der schafft Unzufriedenheit. Wer sich von einem ursprünglichen harmlosen Lebensgenießen ablenken läßt und in eine Überfülle moderner Werte gerät, der ist bald ein Über-

sättigter und Ungesättigter zugleich. Warum dem armen Menschen tausend Fangorgane und tausend Genußherzen anzüchten wollen, wenn zwei Arme zur Arbeit und ein Herz zum Genießen bisher ausgereicht haben! Genüsse, die über den Erwerb zweier Arme oder eines Kopfes hinausgehen, müssen mit sittlichen Gütern bezahlt werden. Der vollkommene Mensch besitzt nichts und genießt alles. Wer auf jedem Holzbalken und Steinboden so gut ruht, wie auf einem Sofa, dem ist die ganze Welt voll Sofas. Wem ein Trunk Wasser an der Quelle so gut schmeckt, wie Johannisberger Auslese, dem sprudelt aus jedem Berge Rheinwein.

Und so sprichst du? höre ich dich fragen, mein Freund. Ja, so spricht ein Mensch, der nicht in der Üppigkeit sitzt, der harten Mangel leidet unter Leuten, denen in ihrer Art nichts abgeht. Grausam ächze ich manchmal unter den Vorstellungen der mir anerzogenen „Kultur". Gestern, nach einer schrecklichen Nacht, hatte ich schon mein Bündel geschnürt, um flüchtig zu werden. Als es aber geschnürt war und nur die Schwelle überschritten zu werden brauchte, fiel es mir ein: Schau, wie leicht das geht! Gerade so gut kannst du nach einer Stunde gehen, oder morgen, oder übermorgen! Gezwungen wäre es nicht zu ertragen. Aber im Gefühle der Freiheit! — Das Bündel wurde in den Schrank zurückgeschleudert.

Unsers Herrgotts Schule! Nein, geschwänzt werden soll sie nicht. Dein Hans.

Am siebenten Sonntage.

Lieber Freund und Philosoph!

Was treibst du um drei Uhr morgens? Ich vermute, du gehst um diese Zeit von einem Balle heim, oder stoßest in einem Kaffeehause die Billardkugeln hin und wieder. Oder liegst doch schon solide in den Federn und bereitest dich durch das Werk eines großen Denkers und eine wohl abgelegene Cigarre auf ein sanftes Einschlafen vor. — Bei mir im Adamshause macht sich diese späte Abendstunde dadurch bemerkbar, daß mein Dienstherr mit einem Holzscheit an die Kammerwand pocht: Zum Aufstehen ist's! — Anfangs habe ich dieses Scheit furchtbar tragisch genommen und bin aus dem Stroh gesprungen, als wäre eine Feuersbrunst ausgebrochen. Jetzt lasse ich den guten Adam schon zweimal pochen, gestern sogar ein drittesmal, bis er den Ruf thut: „Hansel! Ich denk, jetzt wär's nimmer zu früh!"

Meine Taschenuhr zeigte ein Viertel auf Vier!

Von der Kälte spricht man hier nicht viel. Das einzige Barometer, von dem man redet, ist die Gicht. Beim frostigen Aufstehen spitzt sich ein lebhaftes Verlangen nach der heißen Einbrennsuppe. Nichts da! Vorher heißt's auf der Tenne drei Stunden Haier dreschen. Das Kerzenlicht hängt am Wandnagel und zwinkert sozusagen beständig mit den Augen, wenn unsere Flegel durch die Luft sausen. Zu deinem Unterrichte: Die

Tenne ist vollbelegt mit Hafergarben. Unser vier, der Hausvater, die Hausmutter, die Barbel und ich, jedes die Hände mit schafwollenen Fäustlingen bekleidet, hauen rhythmisch wie eine Klopstockſche Ode in Trochäen auf das Gestrohe los, damit dieses die letzten Körner hergiebt und weich wird zum Rinderfraß. Die Erlernung der Kunst, Stroh zu dreschen, hat dem alten Journalisten verhältnismäßig wenig Mühe gekostet.

Weil bei der tiefsinnigen Arbeit alles sehr schweigsam ist, so hatte ich während derselben in meinem Innern schon Gedichte gemacht — im Dreschflegeltakte. Es sind Trutzlieder auf die Barbel. Diesen Stolz könnte sie wohl endlich sein lassen. Freilich bin ich ein armer Knecht, ein zugereister; nun der würde ihr wohl doch nicht sofort eine Liebeserklärung machen, wenn sie den Namen Hans einmal über die Lippen brächte. Zwar spricht sie auch mit den anderen kaum — was nicht immer so gewesen sein muß, weil es die Mutter Wunder nimmt. Am Ende — trotz allem — wer kann's denn wissen! Am Ende —. Des Abends beim Herde muß ich manchmal eine Geschichte erzählen. Da kam auch eine von der stummen Prinzessin. Die hat immer gelacht und immer geplaudert. Da sah sie eines Tages auf der Jagd einen Schäfer. Von diesem Tage an hat sie nicht mehr gelacht und nicht mehr gesprochen — war stumm. Alle Arzenei war vergeblich, sie zu heilen, bis einst ein Wundermann den jungen Schäfer brachte, der die Kraft besaß, Stumme sprechend zu machen. Dieser legte der Prinzessin die Hände auf die Achseln, schaute sie an und fragte: „Liebst du mich?" — „Ja," hat sie geantwortet, und von diesem Augenblicke

an war sie geheilt. — Meinst du, die Barbel hätte bei dieser schönen Historie auch nur mit einem Auge gezuckt? Nein.

Es muß dir schon aufgefallen sein, daß meine Feder stets nach einer gewissen Richtung hin gravitiert. Man lenkt ab — sie gleitet immer wieder gegen jenen wundersamen Nordlichtschein. — Wenn ein Roman entstünde! Doktor! Doktor!

Dummheiten! — Um sechs Uhr pfeift der Rocherl zum Frühstück. Weil er nicht dreschen kann, so besorgt er den Kaffee. Ach, schon den Namen möchte man hinabschlucken. Unterricht: Geröstetes Kornmehl mit etwas Butter und Kümmel in Wasser gekocht. Der echte ist hoffnungslos. Vor vielen Jahren soll in diesem Hause einmal eine Nähterin Kaffee gekocht haben. Wirklichen! Eine Art Zeitrechnung datiert davon. „Dazumal, wie wir den Kaffee gegessen haben!" „Im selbigen Jahr, wie der Kaffee ist gewesen." — Vorlauterweise habe ich einmal bei Tisch erzählt, daß es in großen Städten eigene Kaffeehäuser giebt, wo jahraus jahrein nichts gekocht wird, als Kaffee! Darauf sagte der Hausvater — aber gutmütig dabei lächelnd, daß es nicht weh thun möchte — ich hätte doch ein Fleischhauer werden sollen, weil mir das Aufschneiden so gut von statten ginge. — Soweit, mein Freund, sind wir hier entfernt vom Kaffee!

Du denkst als halber Kneippjünger, daß frische Milch den Herrlichen ersetzen müßte! Höre: Die vorwegs von Butter gänzlich befreite Milch steht seit Wochen in großen Kellerkübeln aufbewahrt. Darüber sind ein paar Bretter gelegt, damit kein größeres Getier hineinfallen kann. Im

Winter bei dürrem Futter, sollst du wissen, hat nicht jede Kuh Lust, das weiße Brünnlein quellen zu lassen. Also die vom Keller, die „säuerlt“ dann manchmal, oder sie „rauchelt“, und ist der einhändige Koch immer noch froh, wenn in der Suppe keine schlimmeren Eigenschaften auffallen. — Pini, Kostbespöttler hinter dem Rücken! Und sagst beim Löffelabwischen doch allemal „Vergelt's Gott!“

Nach dem Frühstück gehe ich zu meinen Ochsen, die Barbel zu ihren Kühen, der Rocherl zu den Schafen. Das Vieh wird in zwei oder, Sonntags, in drei Gängen sorgfältig gefüttert, dann zum Brunnen geführt, der zwischen Haus und Stallung auf dem freien Platze steht und von dem Hausvater vorher mit einer Hacke eisfrei gemacht werden muß. Die Hausmutter trachtet, den Schulknaben flügge zu machen. Und dann fängt wieder das Dreschen an bis zum Mittagsmahl um eilf Uhr. Menu: Brotsuppe aus obiger Milch, gespecktes Kohlkraut, Roggenklöße mit Rauchfleisch. Nahrungsmittel durchaus echt, aber die Kochkunst, die — ja so, das ist so häßlich. Da will ich lieber etwas Schönes sagen, wie bescheidentlich langsam die Leute in die gemeinsame Schüssel fahren und keiner den anderen zu übervorteilen sucht. Dieses taktvolle Essen habe ich bei den Bauern überall gefunden und könnten sich die Table d'hote-Gäste der feinen Hotels ein Beispiel nehmen.

Nachmittags wieder Hafergarben dreschen. Müssen damit noch vor der Fastenzeit fertig werden, sagt der Adam. Als ob's eine Tanzunterhaltung wäre. Unterricht: das Stroh kommt in die Scheune, das Gekörne in die Siebe, in die Windmühle, in die Mehlmühle, in den Ofen — ein Stück Haferbrot gefällig? Haferbrot ist gut, sagt mein

Hausvater, aber Schweinsfleisch ist besser — und füttert mit dem Hafermehl die Säue. Oder verkauft den Hafer im Sack, oder bewahrt ihn als Gesäme fürs nächste Jahrhundert. — Halt still, es ist das Tagewerk noch nicht aus. Um die Dämmerung geht die Barbel zu ihren Kühen und wer am Thore lauscht, der hört doch das Brünnlein in den Zuber sprühen. Am Abend Versammlung um das Herdfeuer, jedes mit kleinen Arbeiten beschäftigt. Ich bin auch bereits wer! Wenn dem Stuhl ein Fuß fehlt, oder der Leiter ein Sprossel, oder wenn das Hausmesser schartig ist, die Hacke stumpf, der Ochsenjochriemen zerrissen, die Thürklinke schadhaft — da greife ich an. Sind die anderen beschäftigt und ich weiß nichts zu thun, als die Finger in den Händen halten und ihnen vor dem Wege stehen — das ist zum Todschämen! Nirgends noch habe ich mich eigentlich geschämt auf meiner irdischen Pilgerschaft, nicht wenn der Feldwebel mich mit den schwunghaftesten Kasernenblüten besang, nicht, wenn der Chefredakteur plötzlich sagte: „Erlauben Sie, Herr Trautendorffer, da in Ihrer Arbeit finde ich eine Laus!“ und mir einen unzweideutigen Grammatikfehler vorhielt. Ich war entzückend verstockt. Hier schäme ich mich, — womit das Tagewerk geschlossen wird. Darauf kommt das Nachtmahl: Kartoffeln, Rüben oder Mehlbrei. Dann kommt das Gebet, und um acht Uhr, wenn die Stadtleute anfangen, elektrisch zu werden, kriechen wir ins Bett. — Das ist der Werktag. Am Sonntag nach der Fütterung ist Kirchgang. Ich streiche im Freien umher oder schreibe meinem Alfred.

Die Unschlittkerze (in Heidendorf das Pfund zu 21 Kreuzern) ist noch nicht niedergebrannt, so will ich dir eins

schreiben von unserem Nachbar Schloppgopl. Denn du mußt auch andere Gattungen kennen lernen. Dem Schloppgopl trug ich vor einigen Tagen, als wir Wegzeit hatten, die Schweinshaut hinüber, er kann gerben. Ich fand ihn in Unterhandlung mit einem Viehhändler aus dem vorderen Gai.

„Schloppgopl," sagt dieser, „wie ich höre, habt Ihr eine feile Kuh."

Der Bauer hat mit seiner Tabakspfeife zu thun und überhört die Frage.

„Eine Kuh, Schloppgopl, nicht?"

„Eine Kuh. Weiß nit, ja."

„Ist es eine junge? Wohl eine Melkkuh, wie?"

„Ich weiß es völlig nit. Kann eh sein," sagt er und schraubt das Rohr in die Pfeife.

„Wollt Ihr mir sie zeigen?"

„Anschau'n können wir sie ja. 's Anschau'n kostet nichts." Dann schiebt er den Viehhändler durch den dunstigen Stall, wo sie über mehrere Mistwälle stolpern.

„Die welche wäre es also?"

„— 's selb möcht' ich mir selber erst ausdenken. Die Milchkuh werd' ich halt doch nit recht dürfen hergeben. Thät' meinem Weib leicht nit passen."

„Also die Trächtige."

Der Bauer stochert in der Pfeife herum, stochert ein Häufchen Asche auf die flache Hand heraus und streut es dann bedächtig zu Boden.

„Ich nehme übrigens auch die mit dem Kalb. Wie?" so der Händler.

Jetzt löst der Bauer das Rohr los von der Pfeife, setzt sie sachte an die Lippen und bläst hinein.

„Die mit dem Kalb?“ fragt er dann. „Ah na, die werd' ich doch schier nit hergeben.“

„So bleibt nur noch die Mastkuh.“

„'s ist halt just so a Sachen. Weil sie nit ganz fett ist, noch. Verkaufen, freilich, verkaufen werd' ich sie eh einmal müssen.“

„Was kostet sie?“

Der Bauer steckt die Pfeife wieder zusammen, thut sie an den Mund, pfaucht ein paarmal durch. Der Zug wäre soweit hergestellt.

„Wie viele Banknoten soll ich Euch auf die Hand legen fürs Vieh?“

„Mein Nachbar, der Kolmhof, hat vorig Wochen eine um hundertsiebzig verkauft.“

„Die war sicher zweimal so schwer, als wie Eure da!“

„Ein wengerl kann's sein, daß sie schwerer gewesen ist. Viel nit, viel.“

„Einen lugetzenden Hunderter, wenn Ihr wollt.“

Der Bauer hebt nun mit der Tabakblase an. Langsam läßt er sie vom Rücken, wo sie im Gürtel stak, hervorgegangen, weil sie zu halb ausgestülpt und schiebt nun mit zwei Fingern Tabak in die Pfeife.

„Hört Ihr, Schloppsepl, hundert Gulden für das Tier. Es sollte noch etliche Wochen in der Mast stehen, aber weil ich just gut aufgelegt bin, nehm' ich sie heut' mit.“

Die Pfeife ist gestopft, nun hat der Bauer Zeit zu sagen: „'s selb wird's doch nit thun.“

„Überlegt nicht lange, Bauer. Das Stück kostet nur

einmal an, dann geht's weiter. Wenn ich hundertundzehn sag', so bin ich leichtsinnig. Aber damit wir doch wieder einmal was handeln miteinander."

Der Bauer wendet sein Auge nicht von der Pfeife und schüttelt fast unmerklich den Kopf. „Ich dank', ich werd' sie doch derweil noch behalten."

„Also, wieviel woll'n Sie?"

Nun kommt Schmunzeln und Hinterkopfkratzen dran. Er gibt ein paar Laute, aber das Ding will nicht gehen. Endlich macht er den Mund auf, aber nicht um den Preis auszusprechen, sondern um den Handel abzubrechen.

„Hundertfünf, und einen Leikauf fürs Weib. Aber erbarmend zu sagen, Bauer, es freut' mich gar nimmer." Der Händler tastet an der Kuh herum, ob die Haut locker ist, ob das Fleisch federt. „Ein g'hörts Luder. Wohl schon alt. Aber halten thu' ich's noch, mein Wort. Also ...!"

Der Bauer wacht auf. Und wie das Zeug in guten Zug ist, sagt er, das erste Mal recht verwerflich: „Ich mein', ich werd' jetzt gar keine verkaufen."

Dieser ausführliche Handel hat drei Stadien. Im ersten weiß der Bauer nicht, welche Kuh er weggeben soll. Im zweiten weiß er nicht, welchen Preis er machen soll. Im dritten endlich kommt er darauf, daß er überhaupt keine verkauft. Und um so weit zu kommen, bedurfte es länger als eine Stunde.

Das, mein Freund, ist jener Typus der Unentschlossenheit und Gleichgültigkeit, der ausbildungsmäßig wirkt. Schon am nächsten Tage soll der Schlampengeigl dem Viehhändler nachgelaufen sein und ihm die Kuh um hundert Gulden verkauft haben. Wenn ich wieder auf die Welt komme,

Das heißt: in einer [illegible], sie soll in der „[illegible]“ und „[illegible]“ [illegible] werden. Von jedem [illegible] [illegible] auf der [illegible] soll eine Tafel hängen, auf welcher die Bauern und die Städter Angebot und Nachfrage [illegible]; [illegible] [illegible] bleiben [illegible], und das [illegible]. Und das [illegible] soll [illegible] [illegible] und [illegible] die Ware vermitteln und den [illegible] soll der Teufel holen.

Beim Viehhandel sind — so viel ich schon gemerkt habe — die Bauern untereinander nicht [illegible] die [illegible]. In der produktiven Arbeit bleibt der Mensch ehrlich, beim Handeln wird er ein Schuft, hier wie dort. Mein Mann hat mit dem Nachbarbauer Kühe getauscht. Der Mann hat dem Bauern versichert, seine Kuh gebe drei Maß Milch, aber wirklich nicht dazugesagt, binnen welcher Zeit. Der Bauer hat dem Mann behauptet, seine Kuh sei trächtig, er hatte sie zur Stunde nämlich ein [illegible] auf den Rücken gelegt. Kein [illegible] gibt der Bauer ab, aber „[illegible]“. Wenn er sagt: Ich hab gut [illegible] das oder das, dann kannst du ihm [illegible] trauen. Der Mann wollte [illegible]: „Sieh mir gut, Bauer, daß die Kuh trächtig ist!“ Der Bauer [illegible] gelacht: „[illegible] tun ich erst, wenn [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] man noch zu viel.“ Im [illegible] Falle [illegible] sich mein [illegible] mit seiner Milchkuh. Sie [illegible] sie einander in aller [illegible] [illegible] [illegible] und das Geschäft [illegible] dem [illegible], wenn er sich [illegible] [illegible]: [illegible] soll [illegible] [illegible] [illegible], als der andere.

Eine [illegible] Erfahrung mache ich: Die [illegible]bauern [illegible] [illegible] haben keine [illegible] [illegible] [illegible].

den die Zeit genommen hat. Aber sich [illegible] und [illegible] noch [illegible] im [illegible] Kriegsschauplatz. Zum Beispiel: Der Russe kommt. Der mag die großen Städte [illegible] rauben und will sie verbrennen, wie er auch [illegible] [illegible] Städten verbrannt hat. Die Juden werden erschlagen, ihr Geld an die armen Bauern verteilt. Die [illegible] haben auch erschlagen werden, und ihren [illegible] soll der [illegible] [illegible] lange Bärtchen wachsen lassen — für die [illegible] [illegible]. Der heilige Vater hat den Fürsten [illegible] und Kriegsführern verboten. [illegible] einer [illegible], so [illegible] alle übrigen gegen ihn [illegible]. — Den großen Städtern haben sie immer noch, aus dem „[illegible]" Napoleon; alle Hoffnung legen sie auf [illegible] [illegible] den [illegible], der in einer [illegible] [illegible] und wieder [illegible] wird, wenn zu [illegible] die [illegible] [illegible].

[illegible], hört der Bauer, daß man jetzt deutsch sein müsse. Darüber [illegible] er den Kopf. Hatte er doch geglaubt, es gebe nur Russen, [illegible] man ein paar [illegible] und [illegible] ([illegible]) auf der ganzen Welt nicht [illegible], als deutsch.

Viele Interesse haben die Leute bei [illegible] für Erfindungen und Entdeckungen. Dabei kommen auch [illegible] Phantasien zum Wort. Den Telegraph stellt sich mancher als einen einfachen [illegible] vor. Wenn man in [illegible] [illegible], [illegible] in Wien. Der Blitzableiter ist ein Magnet, er zieht den Blitz herbei und [illegible] ihn auf. In großen Städten werden solche vom Blitzableitern gesammelte Blitze in einem [illegible] gehalten und aus diesem kann das elektrische Licht [illegible]. Es gibt [illegible], die man [illegible] [illegible] vom Blitz getroffen werden. Und [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

— [illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

Jetzt muß halt der Boden glatt gemacht werden. Vielleicht wird es später sein, der [illegible]?“

Die Sache war, daß er nicht noch einmal in die [illegible] [illegible]. [illegible]

[illegible] — [illegible]

„[illegible]“ [illegible] — [illegible]

[illegible]

„Hast recht, [illegible],“ sagte er, „ich hätt's gut getroffen [illegible] — [illegible] — [illegible]

den Blick hat einander und werden auch im Himmel bei einander sein. [illegible]"

Das hat mich gerührt. Mich hineinzumischen in solchen Dingen? Einem Fremden geht das unmittelbar gegen die Ehre. [illegible]

[illegible]

„Ach, [illegible]" [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Habe ich dir das vorige Mal auch geschrieben, daß der Alte mich bei der Zeitung verklagt hat?

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Darauf der Knecht, der [illegible], ganz [illegible]: „Möcht' ich doch fragen, Vater, warum Euch die Zeitungen gar so zuwider sind?"

Der Bauer hebt [illegible] an, [illegible] sich zu [illegible], ganz [illegible], bis sein [illegible] unter der [illegible] sich [illegible]. [illegible], wenn sie [illegible] sind, mein [illegible] [illegible] noch [illegible] als [illegible].

„Daß du aber schon gar nichts weißt, [illegible]! Hast denn nie was davon gehört, daß die Zeitungsschreiber [illegible] sind? [illegible] gar [illegible]!"

„Wohl, wohl, Vater. Das habe ich schon gehört!"

„Und daß die Zeitungen für den Bauernstand [illegible] sind? — Hast gleich ein Beispiel beim Nachbar in [illegible]. Der [illegible], als allweil Zeitung lesen. [illegible], er hat [illegible] mehr gewußt, als wir andern. Er hat gewußt, wie's in Preußen hergeht, und im Franzosenland, und was die [illegible] in den [illegible] sich allweil für Geschichten sagen und [illegible]. Aber wie er seine Bauernwirtschaft betreiben soll, das hat er [illegible] nimmer gewußt. [illegible] neue Sachen, wie sie in den Zeitungen angelobt werden — [illegible] hat er sie müssen. [illegible] hat er sie [illegible]. [illegible] hat er [illegible], als ob er [illegible]. Und wie er mit der neuen [illegible] [illegible] will, hat er [illegible] im [illegible] gehabt. Und [illegible] er [illegible], der Nachbar, [illegible] die —" Er hebt an zu lachen.

„Was denn, Vater?"

„Ja, ja! Möcht mich aber [illegible] halten, [illegible], es ist [illegible], die andern werden [illegible]

auch sagen. Dünger kauft der Bauer! Den Kunstdünger, der dem Stall voll Vieh haben muß. Kunstdünger kauft er um's bare Geld."

Weil ich mich nicht rühre, so kommt mein Weib gar, vom Bett herum, faltet die Hände: „Ich bitt' dich, Hansel, ein Bauer, der um Bargeld Mist kauft!"

„Ja, mein Gott, sag' ich, Dünger kaufen, warum denn nicht? Dünger ist ja für den Bauer sehr notwendig."

Auf diese Bemerkung antwortet der Hausbauer allerdings nicht mehr. Nur daß er leise in sich hinein murmelt: „Der Narr ist fertig. Sein Geld, wenn du's kaufen willst, ich steh unter dem Hammer."

Bei der Gemeindesitzung nachher war auch einmal davon die Rede, da sagte die Hausmutter: „Was hast denn heut mit dem Hansel, Vater? Du thust ja, als ob er sich bei der Nacht vom Himmel gefallen wär! Der stellt sich nur so!" Und zu mir: „Ist ja wahr, Hansel, man kann dich gern haben. Aber trauen thu ich dir nit. Du hast was Heimliches in dir, daß die Leut nit wissen sollen. Mag es gut sein, Hansel. Schlechtes wird's wohl nichts sein, ich frag' dich nit darum. So lang wir just nichts Ungutes an Dir wahrnehmen, bleiben wir halt beisammen. Ich weiß nit, sollen wir dich achtigen, oder du uns."

So sagt's. Ein rechtschaffener Kerl, dieses Weib.

Ob sie mit ihren Meinungen recht haben? Einerlei, Meinungen haben sie schlagfertige, und das freut mich. Zwei Hände und einen Kopf dazu. Auf die herausfordernden Worte der Hausmutter habe ich bloß die Achseln gezuckt — 's war das Beste, nicht wahr? Den Hausbauer hingegen habe ich aufklären müssen. Er soll keine Zeitung

mehr bei mir finden! Dem geradsinnigen Mann ist das genug. Daß man sie bloß besser verstecken muß, daß sie der Harlanderer Peter hinterhin heimlich vermitteln wird — das besorgt die Intelligenz. Auf Ehrenwort, Freund, den Alten betrüge ich!

Denn auf die Zeitung verzichten? Schon darum nicht, weil mein Wissen von der Welt noch zweiundvierzig Wochen lang aushalten muß. Nur ein Tag ohne Nachricht von der weiten Welt, und sie liegt sich auf zu weiß Gott was Begebenheiten. Die Korrespondenz mit den Kollegen von der „Continentalen" habe ich abgebrochen. Das schöne Gewissel, wenn ich im Ratsbuch bin und hier den blutigen Duft des Weltschlachtes höre — es behagt mir nicht mehr. Von der Zeitung aber kann ich lernen, wie gefährt man einmal war und wie ich mich jetzt Woche für Woche von ihrem Geist entferne. Man muß sich nur in acht nehmen. Je weiter von der Zeitungsweise entfernt, desto geneigter ist man, ihr zu glauben. Nicht Glauben hält sie aber besser nicht. Man muß nur zwischen den Zeilen lesen, dort steht schon das Richtige. Und je schlechter es geht da draußen, desto besser für mich. Höre, Freund, was ich dir sage: Ich habe meine Welt. Aber es ist der Fluch der Liebe.

Es ist der Fluch der Liebe, Albrecht!

Lassen wir das jetzt und kehre mit der gewohnten Bosheit, den die alten Zeitungen in den Ofen werfen will. Doch die Haushälterin wehrt ab: „Ah, Hansel, es thut Sünden!"

Dann bin ich fleißig nach Halbendorf hinabgegangen in die Kirche. Dort habe ich mich in die Bank des

Ahnenhauses gelegt. Es hat nämlich jeder Hof in der Kirche seine Bank, wofür vom Pfarramt jährlich ein Abonnement von neun Kreuzern eingehoben wird. Es ist kein Fauteuil. Durchaus nicht. Man ist förmlich eingezimmert zwischen Rück- und Vorwand, auf einem fünf Zoll breiten Sitzbrett und einem Kniebalken.

Die Kirche ist jetzt in Trauer, die Bilder sind mit blauen Tüchern verhüllt. Wir sind ja in der Fastenzeit. Vom Karneval ist im Ahnenhause keine Rede gewesen, nur daß der Ahnl ein Schwein geschlachtet hatte. Ich half ihm beim Metzgern. Als wir dem toten Tiere die mit einer Zange gebrühten Borsten ausrupften, fragt er mich: „Weißt du, Hansel, weshalb die Sau ein geringeltes Schweifel hat? — Nit? Na, so sag' ich's, Nockerl!"

Und der Nockerl erzählte: „Wie die Juden in Ägyptenland gewesen sind, hat ihnen der Sauhirt des Königs Pharao zu heimlichem Verkauf über den Nil wollen junge Schweine zuwerfen. Aber der Nil ist breit und sie sind alle ins Wasser gefallen. Da kommt der Teufel und sagt: Sauhirt, das kannst du nicht. Siehst du, da muß man dem Schwein beim Schwanz ein Schlingel machen, daß man besser angreifen kann, siehst du? — So packt er eins, schlingt es und schwingt es und wirft es hinüber. Der Moses drüben aber sagt zu den Juden: Nein, meine lieben Leut', ein Fleisch, das uns der Teufel zuschmeißt, essen wir nicht."

„Und davon soll's kommen," setzte der Ahnl bei, „daß die Säue geringelte Schweiflein haben und daß die Juden kein Schweinefleisch essen."

„Das wird wohl wieder so eine Dummheit sein,"

meinte damals die Hausmutter, die es nicht leiden mag, wenn man sich über etwas Biblisches lustig macht. Just in den Faschingstagen scheint sie's nicht so genau zu nehmen, da wird in der Bauernschaft halt auch ein bißchen geschweinigelt. Früher soll viel geprasst worden sein, soll es Maskeraden gegeben haben und allerlei alte Tänze. In diesem Jahre hatte in Hoisendorf nur ein sogenannter Holzknecht- und Veteranenball stattgefunden, wobei wenig getanzt aber viel gerauft worden ist. Aha, Du meinst etwa für Gott und Vaterland. Oder gar für Weibsbilder! Nein, mein Lieber. Unter den Holzleuten, Jägern, Bauernknechten und Bergknappen, die zusammengekommen waren, hatten sich — wie der Lehrer erzählt — gesellschaftliche Meinungsverschiedenheiten entsponnen und hätten sie einander Leitartikel über die sociale Frage geschrieben — mit Buchenstäben und Stuhlfüßen auf die rückwärtigen Körperteile. Dieser politische Zeitungsstil wird ja auch bei euch draußen wieder modern.

Nun, das ist ungebrannte Asche. Am daraussolgenden Mittwoch hatte der Hoisendorfer Kurat seinen Gemeindemitgliedern freilich ein anderes Kapitel auf die Stirne geschrieben, und zwar mit gebrannten Buchenstäben: „Du bist von Staub und Asche und wirst zu Staub und Asche!“ Kennst du diese kirchliche Sitte nicht? Ganz freimütig bekennt sie am Aschermittwoch den materialistischen Kreislauf der Natur, die allerdings nicht immer Asche, sondern manchmal auch Stecken sein will.

Das Adamshaus liegt nur um dreihundert Meter höher, als das Hoisendorfer Wirtshaus. Und hier findest du keinen Unfried mehr. In der schneidigen Hausmutter

erfreuen wir uns eines festen Regimes und einer verläßlichen Exekutivgewalt. Selbst der Adam fühlt sich unter dem matriarchalischen Absolutismus behaglich.

Das vorige Mal fragtest du mich besorgt nach dem Eßgeschirr, aus dem im Adamshause gespeist würde, und nach anderen einschlägigen Dingen. Darüber kann ich dir zum Glücke nichts Besonderes sagen. Die Holzschüsseln und Holzlöffeln sind größtenteils ein überwundener Standpunkt. Auch die Beinlöffeln und Gabeln, obschon mein Hausvater deren noch etliche Paare aufbewahrt, von den Vorfahren her. Diese Hornlöffeln bedingen zwar etwas Großmäulig-keit, also für einen Journalisten durchaus nicht geeignet, sind aber sonst in ihrer perlmutterartig durchscheinenden Farbenpracht sehr schön und appetitlich. Ein alter Hüttler im Gai, der früher aus Rindshörnern solche Löffeln gemacht hat, ist heute ein Bettelmann, und muß froh sein, wenn er mit seinen Feinden, den Blechlöffeln, hie und da ein warmes Süppchen auszulöffeln kriegt.

Die Bäuerin kocht in Blechpfannen und Thontöpfen. Ihr heimlicher Wunsch geht nach einem eisernen Suppentopf, solchen Luxus erlauben aber die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht. Wenn ich meine zwanzigtausend Kronen fasse, dann, Hausmutter, gehen deine ausschweifendsten Wünsche in Erfüllung!

Jährlich ein paarmal wandert sie mit einem Buckelkorb hinaus nach Kailing zum Töpfer und Klampferer, um Häfen, Schüsseln, Milchreinen und anderes Hausgeräte einzukaufen. Wenn im Hause etwas zerbrochen wird, dann giebt's einen kritischen Tag erster Ordnung und die Hausmutter gerät in um so größere Wut, je gelassener der

Missethäter bleibt. So haben wir es uns angewöhnt, jeden zerschlagenen Topf wie ein großes Unglück zu bejammern, damit das Scherbengericht der Hausmutter ein wenig glimpflicher ausfällt.

Der Reinlichkeitssinn wird bei uns manchmal zur Hausplage. Abends, wenn wir anderen schon zur Rast gegangen sind, ist die Hausmutter noch stundenlang beschäftigt mit Waschen und Reiben und an Samstagen tritt die Scheuerwut auch tagsüber auf und macht jede Niederlassung im Hause unmöglich. Tisch, Bänke, Kästen, Zuber, Pfannen, über alles die Sündflut; nur das Essbesteck an den Wandhänkeln wird nicht gewaschen, das hat jeder nach jedesmaligem Gebrauche selbst am Tischtuche abzuwischen, damit basta. Hemden und Betten, wenn sie einmal dran kommen, werden gebacken und gesotten und mit Holzklappen gründlich durchbläut. Solltest du den tieferen Sinn dieser Verfahrungsweise nicht vollends erfassen, so laß' das Grübeln. —

Ihr draußen habt jetzt beim Morgenkaffee zum Dazubeißen den türkisch-griechischen Krieg. Die brennende Frage der Hoisendorfer heißt: Landtagswahlen. Und hat mein Adam heute ein Stück Wahlmanöver heimgebracht. Es scheint ganz zufällig hängen geblieben zu sein an seinem Gewand. Als er, von der Kirche kommend, den Lodenrock auszieht, sagt er so vor sich hin: „Das ist auch rar von unserem Kuraten. Geht er mich heut' vor der Beicht an, ich sollt' keinen Umstürzler und Lumpenkerl wählen, und weiß nit, was er noch gesagt hat. Socialdemokraten,. oder was. Kannst mir nit aus dem Traum helfen, Hansel, was er gemeint haben mag?"

Der Ahnungslose! Ein seit langem mit Not und Drang zurückgestauter Leitartikel brach hervor — elementar. Die Socialdemokraten! Allgemeine Gleichheit natürlich! Ranglosigkeit, Gütergemeinschaft, Weibergemeinschaft! — So dumm sind sie nicht, das bringt ihnen nur der Feind auf. Sie meinen das gleiche Recht. Was Einer verdient, das soll er haben. Das ist doch klar. Man muß ihnen Gelegenheit geben, emporzukommen. Sie sind Blut von unserem Blut. Genug Bauern, die ihre Brüder und Söhne in den Fabriken haben. Roh mögen sie sein, aber Kraft ist in ihnen, Tüchtigkeit und Bravheit. Sie kommen von unten, haben Erdsegen in sich. Ihr Menschentum ist noch nicht verbraucht. Sie müssen das Homunkeltum zu Tode sengen. —

Ob ich wirklich so gesprochen habe! Ich weiß nur, daß meine Hausgenossen ratlos dastanden und einander anschauten.

Ich in der Hitze noch dazu: „Wählet einen Socialdemokraten, Adamshauser! Die sind lange nicht so schlimm, als sie aussehen."

Endlich erholte sich der Bauer und sagte: „So, so." Denn er weiß jetzt so wenig als früher. „Mag eh sein, mag eh sein," sagte er, „ich versteh's nit. Wählen thun wir halt einen Bauern."

Na ja. Wir sind auch so ein paar, der Kurat und ich! Der eine will den Wähler dort haben, der andere da, und zerren ihn hin und her, wie Engel und Teufel eine arme Seele. Nur weiß man nicht, welcher der Engel ist. Und das nennt man, frei wählen! — Warum einer

gerade bei der Wahl — nicht die Wahl haben soll, das ist auch eine jener Chinesereien, woran unser Abendland jetzt schon bald reicher ist, als das Reich der Mitte. „Muh!" sagt mein Nachbar, der Ochs. Dieser Meinung bin schließlich auch ich.

Ja, da kann ich dir nicht helfen, mein Lieber! Mitte März giebt's hier noch kein Frühjahr und mußte ich auch heut' mit meinem Schreibbrett in den Stall ziehen zu den zwei paar Ochsen. Jetzt stehen ihrer wieder fünfe da, die mit ihrer tierischen Wärme halt aufeinander angewiesen sind. Also laß es hingehen, wenn der Geruch meiner Sendboten nicht allzusehr an Eau de Cologne erinnert.

An einem dieser Wochentage saßen wir, der junge Rocherl und ich, zusammen in der Kammer und thaten wollzupfen. Unterricht: Die Wolle, die am vorigen Herbste den Schafen vom Leib geschoren und dann tüchtig gelaugt worden ist, hat verfilzte Strähne und muß locker gezupft werden. Dann kommt sie unter die Krampel (Kraue), endlich auf den Spinnrocken. Der Weg vom Schaf bis zum Webstuhl ist mindestens so lang als der vom Lumpen bis zum Banknotenpapier, und der Weg vom Webstuhl bis zum Schneider manchmal nicht kürzer. Ohne Kenntnisse, Fleiß und Fertigkeit ist er so wenig passierbar, als der eines tüchtigen Gewerbsmannes oder Fabrikanten. Wollzupfen, nun, das kann jedes Kind. Nur ich, der ein sogenannter Mann geworden war, bevor er so seltsamerweise zu einem Kinde werden muß, habe es erst lernen müssen. Anfangs hatte ich gemeint, es handle

sich ums Zerkleinern der Strähnlein und habe sie mitten entzwei reißen wollen. „Du bist aber schon gar gescheit!“ sagte der Rocherl und zupfte eines meiner ureigenen Wollsträhnlein. Dem Rocherl macht's ja auch Mühe, weil zum Zupfen eigentlich zwei Hände gehören, während er die eine, mit Lappen wulstig umwickelt, auf dem Truhenrande liegen hat. Als ich den schönen Menschen so von der Seite ansehe, wie er blaß ist, wie er betrübt dasitzt, — ein Krüppel für sein lebtaglang — da stelle ich die Frage, wieso es denn gekommen sei, das Unglück?

Der Bursche schlägt sein großes Auge auf, sein feuchtes, manchmal so eigentümlich leuchtendes, und antwortet in einem traumhaft singenden Ton: „Ein Reh ist schuld daran gewesen.“ Dann kommt er zu sich, lacht auf: „Ein Reh! Hab ich gesagt ein Reh? Siehst du, Hansel, wie man schlecht sein kann! Was kann das Reh dafür, daß ich hab' schießen wollen!“

Darauf ich: „Es ist die alte Geschichte. Der Bauer muß sein Korn und Kraut vor dem Wilde schützen. Und dieweilen der arme Mann sich seines Eigentums wehrt, läßt der gottverdammte Jäger das Reh laufen und schießt auf den Bauern.“

Darauf der Rocherl: „Nein, Hansel, diesmal ist es nit so gewesen. — Schau, die grauen und die weißen Schüberln mußt du auseinanderzupfen, sonst wird der Loden scheckig. — Ganz anders ist das gewesen. Mir ist recht geschehen. Mitten im Winter frißt das Reh kein Korn und kein Kraut. Gelustet hat's mich. Und wenn mich einmal etwas gelustet, nachher nichts denken — wild drein.“

„Recht sorgfältig will ich zupfen, wenn du mir's erzählst."

„Knötteln, wenn du ihrer findest, darfst du nit dazuthun. Die mußt wegwerfen. — Alleweil halt oben gestanden, oft die halben Nächte lang. Hinter dem Schachen mit der Flinte. Aber es hat nit sein sollen. Das eine Mal, wenn's zu Schuß kommen soll, geht das Zündhüttel nit los. Daß zweite Mal, wie ich hinziel' aufs Tier, du Hansel, da geht's freilich los, aber nit bei mir. In der Hand hab' ich's gehabt, dem Jäger sein Blei, wie's heut' noch drinnen steckt. Gesehen hab' ich nichts mehr. Auch nichts gehört. Du, ich sag' dir, wenn der Mensch derschossen wird, so kann er sich nit einmal denken, jetzt bin ich derschossen worden! So geschwind geht's."

„Aber du bist es ja nicht worden, wie man sieht!"

„Wie ich wieder munter werd', lieg' ich im Bett, steht der Geistliche neben meiner und ist vom Sterben die Red'. Meinetwegen! hab' ich mir gedacht und bin wieder eingeschlafen. — Aber du! 's Kugerl hat's schon gemacht, daß ich nit verschlafen hab'."

„Hat's weh gethan?"

„Der Teuxel, freilich hat's weh gethan."

„Jetzt, wer hat denn eigentlich geschossen?"

„Der höllverfluchte Menschkerl. Der Jäger Konrad."

„Wenn dir aber doch recht geschehen ist?"

„Recht geschehen, das freilich. Weil ich gewildert hab'. Und weil's Wildern verboten ist. Der Jäger hat nit recht gethan, denn weil er auf einen Menschen geschossen hat. Der hätt' mir die Büchsen können wegnehmen, das hätt' er können. Wehr' ich mich, so darf er auch schießen,

das darf er. Aber nit so! So nit. Mörderschuß, sag' ich. Weil er mir Feind ist gewesen. Das soll er sich merken! Klagen gehen hätt' ich ihn können, sagt der Kulmbock-Bauer. Was hab' ich davon, wenn er sitzt? Für so was ist mir meine Hand nit feil. Die verkauf' ich teurer, mein Lieber!"

In diesem Augenblicke hättest du ihn sehen sollen, den Jungen. Etwas Unheimliches. Ich wollte ihn beschwichtigen.

„Hat gleich Angst bekommen, der Jäger," fährt der Rocherl fort. „Ist noch am selben Tag nachfragen gegangen ins Haus, wie's mir geht. Nur den Flintenlauf, sagt' er, hätt' er mir wollen aus der Hand schießen. Wär' nit sein Willen gewesen, daß er mich trifft. Wär' nit so vermeint gewesen, sagt' er. Bin auch weiter nit bös auf dich, hab ich gesagt. Vielleicht zahl' ich dir's einmal ab, vielleicht nit."

„Ich an deiner Stelle möchte mich mehr um die wunde Hand kümmern, als um den Jäger."

„Die wird schon wieder heilen. Das Pech zieht's heraus."

Wie mich dieser Bursch erbarmt! Sprießt erst zum Leben auf. Soll hart den Daseinsstreit ringen mit der gefräßigen Welt. Und ist ohnmächtig in Arbeit und Wehr. Und schaut so treuherzig in die trüben Nebel seiner Zukunft. Was sein Verzeihen anbelangt? „Vielleicht zahlt er's ihm einmal ab, vielleicht nit!" Der Geistliche hätte ihm das Verzeihen geraten, der Rocherl hätte drauf geantwortet: „Wird mir eh nit viel anderes übrig bleiben, weil der Jäger stärker ist."

„Rocherl," habe ich hernach gesagt, „nicht unruhig machen möchte ich dich. Deine Hand wird heil werden. Aber Pfropfenzieher ist das Schusterpech keiner. Da muß ein Arzt dran."

Antwortet er: „Wir haben eh die Marenzel gefragt, die was die Salbensiederin ist. Die hat gesagt, nur keinen Doktor! So Leut' thäten gleich die ganz' Hand wegschneiden. Da ist mir eine luckete Hand doch alleweil noch lieber, wie gar keine. Und die Kugel wird schon herfürkommen, sagt sie. Dreimal der Vollmond muß halt draufscheinen."

Nun weiß man auch, weshalb vor drei Wochen der Junge des Abends immer vor der Hausthüre gestanden ist und seine arme Pfote dem aufgehenden Mond entgegengehalten hat.

Nachdem wir wieder ein Weilchen schweigend nebeneinander Wolle gezupft haben, sagt der Rocherl: „Wird eh so am besten sein, für mich. Heißt nichts, die Wildschützerei. Und bändigen hätt' ich mich nit können. Du glaubst nit, Hansel, wie das ist, wenn einer bei der Nacht so aus dem Bett gezogen wird, wie das Kalb mit dem Strick. Und zum Wald hin. Und kreißpelt's im Dickert — und sieht was laufen. Nur gleich so in die Hand fahrt's. Und wenn du eine Heugabel bei dir hast, an die Wang fahrst damit!"

„Und das arme Tier erbarmt dich nicht? Das gerade so gern lebt wie du. Denkst denn nicht dran?"

„Denkt der Jäger dran, der schlechte Lump? Geh, Narr, zum Denken ist da keine Zeit, sonst lauft's dir davon. Oder höchstens: streck' ich's nit, streckt's der Jäger."

„Hör' mir auf, Rocherl. Diese Ausrede kann jeder Diebskerl brauchen.“

„Hast eh recht. Aber es ist halt wie verhext. Es giebt halt nichts Lustigeres auf der Welt, wie das Reherlschießen.“

Singend hatte er die letzten Worte gesagt und kam uns wohl beiden das Volkslied in den Sinn:

„Obs sunnen oder dunnern thut,
Ob winden oder gießen,
Ich weiß halt keine größere Freud,
Als wie das Reherlschießen!“

Und derselbe Bursche ist anderseits so voller Sorgfalt für die Haustiere, kümmert sich um die richtige Fütterung, vergißt nach keiner Mahlzeit, die Brosamen hinaus aufs Fensterbrett zu legen, daß die Spatzen kommen und sich letzen mögen zur Winterszeit.

Um den Kuhstall sorgt er sich nicht, dort ist die Barbel. Wo die Barbel ist, da braucht sich weiter niemand zu kümmern. Wo die Barbel ist, da kann nichts geschehen.

Vor etlichen Tagen hatten wir ein Donnerwetter mit Blitz und Hagel, wie im Hochsommer. Noch nie so um diese Zeit, sagen sie. In der Nacht war's. Ich wurde ins Haus gerufen, um beim Schein einer Weihekerze den Wettersegen mit beten zu helfen, oder bereit zu sein zum Retten, falls der Blitz einschlüge. Das krachte und knatterte ganz grauenhaft. „Hagel auf den Schnee thut dem Korn nit weh!“ sagte der Hausvater, aber fürchten thaten sie sich doch. Der Rocherl kauerte im bloßen

Hemde am Herd, zitterte, wimmerte, hielt Ohren und Augen zu und verlangte nach der Schwester. Die wurde geweckt, kam in die Stube, da war er ruhig. Sie sagte kein Trostwort, sie betete nicht, sie war nicht erstaunt — sie schaute nur traumhaft drein, wie sonst manchmal. Das Gewitter verzog sich, draußen war es still und sternlicht und man hätte sagen mögen: Das Mädel gebot dem Sturm.

Bin ich schon wieder bei ihr? — Aber es ist ja ein dummes Ding.

Dein treuer Knecht.

Nach Schluß des Blattes. Du fragst, was das für ein Sprachstil wäre, dessen ich mich in meinen Briefen befleißige. Möge dein ästhetisches Urteil mir gnädig sein — es ist der Dreschflegelstil. Mit starren Gliedern und vollem Herzen schlägt man nicht die schöngewundenen Spaziergänge durch den Rosengarten der deutschen Kunstsprache ein. Da geht's gerade aus durch Strupp und Strauch. Wäre Goethe anstatt Minister Bauernknecht gewesen, es möchte auch der Goethestil ein Flegel- oder Heugabelstil geworden sein. Und nächstens soll's gar an den Mistgabelstiel gehen.

Eine poetisch veranlagte Natur würde von Herzenstakt und Charakteradel zu sprechen haben. Ich sage bloß: Seelengute Leuteln!

Mit Ausnahme der reichen Hausmutter, die bisweilen Salz in die Butte streut, ist in diesem Hause alles voller Sanftmut und Rücksicht gegeneinander. Wird der Vater von seinem Lungenkrampf geplagt, so ist alles um ihn bestrebt, Erleichterung zu schaffen; doch ein paar Gramm Hexenkraut vermögen mehr, als die ganze Liebe. Wenn aber die Marenzel ausbleibt mit dem Hexenkraut! Das alte Weib ließ merken, daß es beleidigt worden sei und blieb aus. Nun zerbrachen wir uns alle den Kopf, worin denn die Beleidigung bestanden haben könne? Die Hausmutter erinnerte sich, das letztemal der Marenzel die Einbrennsuppe anstatt auf den Tisch, nur auf die Bank hingesetzt zu haben, denn der Tisch war mit Flachssträhnen vollbelegt gewesen. Oder hatte der Franzel ihr Dachshündlein beleidigt? Er sagte nämlich „Hund“ zu ihm. Der Hausvater hatte in ihrer Anwesenheit, als draußen ein Regenschauer niederging, scherzeshalber den Ausspruch gethan: „Wenn's in die Sonn' regnet, thut der Teuxel seine Großmutter auf die Bleich' legen.“ — Sollte das die Marenzel schief genommen haben? Denn das soll eine sein, die alles, was Übles gesagt wird, gleich auf

sich begehrt. Also sie kam nicht, im Hause war kein Hexenkraut und dem armen Manne sprengte es fast die Brust. So wurde endlich der Rocherl ausgeschickt, die Marengel zu suchen. Er fand sie betteld im Thale mit ihrem kleinen roten Dachse, den sie stets im Korbe bei sich trägt. „Liebeste Marengel," soll er gesagt haben, „heut' thäten wir wieder einmal buttern daheim, wenn du kosten möchtest kommen. Die Mutter sagt schon, daß der Butter dasmal wieder so süß ist, und wenn nur die liebe Marengel thät kommen!"

„Ist gut," antwortete die Alte, „will kein Stein sein, wenn mir die Leut' gutweis kommen!" und kam neben dem Rocherl den Weg heraufgetorkelt. Sie that ihren breitkrämpigen Filzhut ab, wendete das kleine runzelige und fast kahle Köpflein rasch in der Stube nach allen Seiten hin, ob nicht irgendwo sich ein Feind zeige. Dann schlenkerte sie ihren wulstig geflickten Kittel aus und fragte einigermaßen bissig: „Wo darf man denn niedersitzen?"

„Wo du magst, wo du magst, Marengel," drauf die Hausmutter, „'s ist ein rechtes Elend bei uns. Der Vater hat's wieder so viel auf der Brust."

„So! Halt das Frühjahr. Thut's nur Achtung geben. Der Bauer thut im Herbst sexnen und der Rippenmann im Frühjahr." Und vom Kraut sagte sie nichts.

Als sie im Korb ihr Hündlein zurecht gebettet hatte mit allerlei zärtlichen Koseworten, als sie ihm Milch und Butter zum schlecken vorgelegt und selbst schmatzend das ihr dargereichte Butterbrot abgethan hatte und sich hierauf sorgfältig die dürren Finger an einem Lappen rieb, trat endlich die Hausmutter vor mit ihrem „Gebitt" um Hexenkraut.

Da begann die Alte langsam ihren Hals noch vorn zu strecken. Die Glotzäuglein traten hervor. Die auf den Stock gestützte Hand begann zu wackeln.

„— — Mordsbäuerin! Mir scheint, Euch ist nit um's arme Leut zu thun, daß es soll Butter kosten. Mir scheint, das Hexenkraut ist's. Meine liebe Bäuerin, das hätt' Euer Bub früher sagen sollen. Ich hab kein Kraut bei mir."

Weil ich zufällig anwesend bin, so kommt es mir in den Sinn: Wart' Alte, deinen Teufelshochmut wollen wir dir austreiben.

„Hausmutter", sage ich, ohne scheinbar der alten Marenzl zu achten, „wenn der Vater wieder an Atemnot leidet, da weiß ich ein Mittel, das hilft gewiß. Hundsfett, von einem roten Dachshund. Gar nichts Besseres für Brustleiden! Da brauchen wir nicht erst ein stinkendes Hexenkraut."

Den Hochblick von der Alten, den möchte ich mir in Spiritus konservieren lassen, wäre der Mühe wohl wert! Und dann hat sie aufgepackt. Hexenkraut so viel, daß man damit alle Hexen und Kurpfuscherinnen vom Allgäu hätte zu Tode räuchern können. Auch stickiges Schusterpech für die Schußwunde: „Wenn nit der abnehmend' Mond schon zu viel herausgeschleimt hat, so wird es das Blei schon herausziehen."

Nachher, als sie fort war und der beräucherte Hausvater sich wieder erleichtert fühlte, habe ich Vorwürfe bekommen. Das thät er nicht gern hören, daß in seinem Haus das Heilkraut so verspöttelt würde. Man müsse dem lieben Herrgott lieber danken, daß er's wachsen lasse. Und was sollte das heißen, mit dem Dachshund?

Das Hündel möchte eben ihr doch gönnen mögen, der armen Haut. Sei es noch eine gute Tugend an ihr, daß sie ein Herz zum Tier habe.

Dann „der abenteuernde Wendl!" — Die Schreibwände, das Rocherl ist es, und der gleichsam die ganze Familie bietet. — Und ihr anderes Lieb ist der Soldat in der weiten Welt, der Valentin.

Seit Wochen erwarten sie seinen Urlaub. Zu Weihnachten hatte er eine Photographie geschickt; die hat die Rocherl zu den Bildern des Hauskalenders hineingesteckt und der Vater hat sie wieder herabgenommen.

„Man braucht keinen Steirer so schon zu viel an den Wänden; und wenn erst gar noch das Bildel vor Augen hängt! Wenn sie auch immer einmal gemustert werden, die Soldaten — Märtyrer ist er halt doch noch keiner, daß man ihn zu den Heiligen Wand thun."

Das Hauses Stolz ist der kleine Hansgirgl. Der Schullehrer hält nämlich von dem Buben große Dinge. Es ist die Rede davon, daß er nächst' Jahr in ein Seminar soll. Wenn der einmal nachschreibt, woher die kirchlichen Bürger und heiligmäßigen Priester kommen, die ebenso entschieden Weltgeschichte machen, als andere Mächte — aus dem Bauernhause kommen die meisten. Unverbrauchte Erbkraft ist in ihnen. Daran denkt das alte Menschenpaar im Rauchhause freilich nicht. Ihr höchstes Erdenziel wäre das, einstmals im schwarzseidenen Haar den Meßgewand des eigenen Kindes bewundern zu können.

Der Augapfel dieser Leute, ihr Herzblatt und ihre zitternde Freude ist —. Sagen thut's keines, anmerken thut man's jedem. Wenn die Barbel nicht da ist —

wo ist sie denn? Wenn sie im Stalle Streu legt oder vor dem Hause Holz scheitert — ist es wohl nicht zu hart für sie? Wenn sie bei Tisch den Löffel weglegt — weißt du es denn, Kind, daß du nit magst essen? Und hast wohl genug warm bei der Nacht, Barbel? Und thut dir wohl nichts weh, Barbel?

Am Jahrestag, während das Mädel in der Kirche war, habe ich ein Gespräch gehört zwischen dem Adam und seinem Weibe, das mir zu denken giebt. Sagt sie zu ihm: „Ich weiß nit, Adam, mir ist immereinmal so hart."

„Warum denn, Mutter?"

„Das weiß ich halt selber nit."

Macht er sein schalkhaftes Gesicht: „Wenn dich was druckt, Alte, da weiß ich dir einen guten Rat. Vor Zeiten wärest du selber draufgekommen."

„Du meinst, daß ich für die armen Seelen im Fegfeuer ein Vaterunser beten soll?"

Er schüttelte den Kopf — das meine er nicht.

„Oder fleißig zum arbeiten schauen?" fragte sie.

„Nicht, Mutter, zu wenig gelacht hast du. Besser ausschnaufen macht dich, nachher wird dir schon g'ring."

„Das kannst leicht lachen, Alter. Zum Scherzen bin ich jetzt nit aufgelegt. Traurig genug, wenn du dich nit kümmerst. Fällt dir denn gar nichts auf, Adam? Daß sie allweil so traurig ist!"

„Wer?"

„Und schon gar nimmer lachen will. Die Barbel!"

„Die Barbel? Nit lachen? Nimmer lustig sein? — Du, Weib, jetzt fällt mir das auch auf. Haben wir nit allweil gesagt: das Sonnkindel?"

„Gott! [illegible] nimmer. Schon lang' nimmer. Aber weißt eine Zeit, wo sie gelacht hat?"

„Schon lang' nimmer," sagte er nachdenklich.

„Seit [illegible], wo sie ins Wasser gefallen is, kommt sie mir halt ganz anders für!"

„Seit sie zu [illegible] in den Bach gefallen is?"

„Seitdem is sie nimmer so."

„Das kannst ich mir nit denken, wegen was."

„Du, wenn's mit dem Kind was wär'! Himmlische Mutter Maria, wenn dem Kind was fehl'n tät'!"

„Es möcht' was sein," meinte er, „daß sie die Hand noch spürt."

„Die Hand? Sie wird doch an der Hand nichts haben!"

„Vom [illegible] [illegible]."

[illegible]

„[illegible] Gott, [illegible]," sagte er, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible] „[illegible]“

„[illegible]“ [illegible] „[illegible]“

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

Ich [illegible], du hättest mich für einen [illegible] Mein Herr? — In der That, [illegible] [illegible] das hätte ich nicht für möglich gehalten. [illegible]

[illegible] und Weiden [illegible]! — [illegible]! [illegible] es nicht den [illegible] [illegible]?

Allerdings soll es auch irgendwo barbarische [illegible] geben, wo Generäle und Minister im Vaterlande auf ihren Landgütern persönlich mit Schippen und Dünger arbeiten. Ja, es gibt sogar Könige, deren Ehrbegriff so verkommen ist, daß sie ganz gleichmütig und [illegible] das Brot essen, welches auf [illegible] gewachsen ist. — Die Bauern erzählen sich auch heute das Märchen von einem Kaiser, der im [illegible] [illegible] einmal eigenhändig den Pflug geführt und Dünger in die Furchen gestreut haben soll. Doch es ist endlich der Aberglaube verschwunden, daß die ganze Welt, hoch wie Nieder, vom Ackerland abhänge. Pfui, das sind alte Sachen! In den modernen Staaten gehört's statt [illegible] — [illegible], und wenn man den Boden mit Menschenhänden düngen will, [illegible] die [illegible]! —

Das ist die Geschichte vom [illegible] [illegible].

Gestern, als der alte [illegible] wieder da war, hielt ich ihrem Hündchen ein Stück [illegible] hin. Das Vieh nahm nicht einmal den Bissen Brot von mir. — [illegible] gehen die Herren Offiziere wieder nicht.

Ich muß wieder zu meinem guten Alten gehen. [illegible] schaut er zu, wie das Feld gedüngt wird und sagt leise: Wenn Gottes Willen ist!

Das Wort wird einem geläufig auf der Scholle, der wunderbaren. Es ist eigentlich zum [illegible], wie der Bauer inmitten von lauter Wundern steht. Das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage — und und geht nur in dieser Spanne Zeit! Das Ungeheuerste geschieht. Eine

sechzehn Stunden lange Nacht und wenige Monate später ein sechzehn Stunden langer Tag. Und in diesem Ring ein grünes Keimen, ein rauschendes Blühen, ein üppiges Reifen, ein mildes Sinken, ein totes Starren. Welch lange Zeit des lachenden Gedeihens, welch lange Zeit des ernsten Traumlebens, und doch alles innerhalb eines kurzen Jahres!

Wenn ich am Feierabend draußen vor dem Winter-hause stehe, ist es zu hören jetzt, wie in den Bergen die Lawinen donnern. Hoch in den Felsen lockern sich unter der Schneedecke die Wässer und sickern unten in rieselnden Adern dahin, bis alles locker wird. Die Berge stehen klar und scharf in der feuchten Luft und ein lauer Wind weht über die Höhen. Welch ein Ausblick in die schneebedeckten Gipfel des Hintergebirges und der Sand-alpen, die so weiß, so still und weich aufragen in den blaugrauen Himmel! In den Waldtälern werden schon die jungen Wässer rauschen, werden die Weiden über Bächlein treiben — wir sehen nicht hinab. Bei euch werden jetzt die [illegible] sein mit den blühenden Fächern und den [illegible] Geschäften dahinter. Die Gärtner werden den [illegible] [illegible], die Wälder werden den [illegible] aufdecken, die Schneider werden mit irgend einer Modeneuheit die [illegible] einleiten.

Ei doch, die [illegible]. Ringsum sind sie so schwarz, alt im Wachstum. Ringsum ist Natur so ursprünglich, wie in der ersten Natur. Weh' aber, sie die in meinen Wäldern, sagst du. Freund, das sind immer noch Schänken, Kaffeeschänken. Warte nur, bis das [illegible] euch erst ganz gereinigt hat.

In der vorigen Woche hat's bei uns Spaß gegeben und zwar zwischen Vater und Mutter. Das soll sonst selten vorkommen, denn es ist, wie der Michael sagt: „Die Mutter thut, wie's der Vater anschafft, und der Vater schafft an, wie's die Mutter haben will." Diesmal hat aber das Männchen recht behalten, das heißt —. Recht behalten hat jedenfalls die Frau, er hat nur gefällig seinen Willen durchgesetzt.

Die Sache hat sich so begeben. Aus dem Unterwaldthal sind zwei Bauern gekommen, denen sich auch unsere Nachbarn Schrangerer und Kalmbock beigesellt hatten. Sie traten um die Mittagsstunde so feierlich ins Haus, daß wir alle miteinander erschraken. Sie brachten eine Zumutung mit, wie eine solche kaum je an einen Bewohner dieser Hütte gestellt worden war. Man will den Adam Weiler, insgemein Adamsthauser im Winkel, zum Landtagsabgeordneten wählen. Ob er die Wahl annehme? fragte der Kalmbock.

Eine Weile verstand sie der Adam gar nicht. Dann aber legte er seine flache Hand aufs Knie, wie er gerne thut, wenn er etwas mit Nachdruck sagen wollte, und sagte sehr leise: „Männer, was fällt euch denn ein? Ich soll ein Kandidate werden!"

„Das ist wohl recht auch," meinte der Kalmbock.

„Der Adam hat hart' Zeit, wo jetzt der eine beim Militär ist und der andere die schlechte Hand hat?"

„Darum braucht ich nit einmal," sagte der Adamsbauer. „Ich trag' auch sonst nit für so viel. Ein alter Bauer, der nichts weiß, der sein Lebtag nit viel weiter gekommen ist, als bis Endling hinaus. So einer traut sich wohl zu wenig zu. Man versteht's ja nit, was die Leut' jetzt machen auf der Welt. Na, das thät wohl zum Lachen sein."

„Grad derentwegen, grad derentwegen!" rief der Schwager. „Just weil du dich nit kümmerst um die andern, just weil du so bodenständig bist, brauchen wir dich. Wir wollen keinen schicken, der in der großen Politik dreinredet, die andern wie Bauern so wie so nit. Wir wollen auch keinen Herrenbauern schicken, der sich etwan mit dem Großgrundbesitz zusammenthäte. Wir schicken einen, der ein alteingesessener Bauer ist, der alten Brauch und alte Wirtschaft halten will, weil unsere Äcker und Wiesen auch die alten bleiben und weil wir uns nach unserem Sommer und Winter richten müssen und nit nach dem, wie anderswo das Wetter ist. Du bist einer, Adam, der selber arbeiten muß wie ein Knecht, der's an sich selber spürt, wie's uns Bauern geht. Hätt' der Mittelbauernstand nit alleweil lauter Großbauern in die Landstube geschickt, so könnt's auch anders sein. Das muß eine Veränderung nehmen. Einer, der sich um nichts kümmert als um Wirtschaftssachen, der ist uns der liebste. Und derwegen haben wir halt an dich gedacht, Adam."

Dieser saß da und schlug die Hand auf den Oberschenkel. Sagen that er gar nichts.

„So ist wohl wahr," redete der Kulmbock wieder drein, „wenn sich einer schon gar nit auskennt, das ist halt auch hart. Nit, daß ich mein', der Adam hätt' den Kopf nit dazu. Aber zu gut ist er, zu gut. Das muß ein harter Kerl sein, der in der Landstube was ausrichten will. Das muß ein Steinharter sein, den wir schicken. Sakrament noch einmal, Heugabeln friß' ich nit!"

Der Schragerer schaute den Kulmbock an: „Nachbar, du thust ja abreden. Wegen was sind wir denn da?"

„Wo red' ich ab!" wies der Kulmbock den Vorwurf zurück, „aufmerksam machen muß man einen Menschen doch. Und auch, daß er sich um wen schaut daheim für die Wirtschaft, derweil er aus ist."

Der Schragerer zum Adam: „Du wirst etwa meinen, daß es nicht geht, wenn du wochenlang vom Haus fort sein mußt. Du weißt aber doch, daß der Abgeordnete eine Entschädigung bekommt. Davon kannst du dir derweil einen tüchtigen Wirtschafter halten und bleibt noch was übrig. Schau, dir und uns allen thust was Gutes, wenn du annimmst. Du hast einmal unser Vertrauen. Im ganzen Gai heißt es: Kein Besserer als der Adamshauser. Sagst uns: ja, so ist deine Wahl so viel als sicher. Geh', Adam nimm's an!"

„Nimm's an, Adam!" setzte der Kulmbock bei. „Ich mein auch, daß du genug Stimmen kriegen wirst. Will den Leuten schon auch zureden. Man sieht doch wie nötig es ist, daß wir einen ganzen Kerl schicken, einen ganzen Kerl, der sich auch was zu sagen traut! Nit?" Er blickte herausfordernd um sich.

Stand jetzt mein Hausvater schwerfällig auf, wendete

sich schräg gegen die Wand hin und murmelte: „Gar nichts sag ich drauf.“

„Also, du nimmst an?“

„Aber [illegible] — nein!“ rief der Adam.

„So sauber!“ sagte der Kulmbock. „Am Ende bös auch noch sein!“

„Bös! Was soll denn ich bös sein!“ hierauf wieder der weinige und warf die Arme auseinander. „Kann mich ja g'freuen! Kann mich ja g'freuen. Aber thun thu ich's nit. Mein Lebtag nit!“

Er setzte sich auf den Holzblock in den Herdwinkel und hub an, schwer zu atmen.

„Mein Gott, er hat ihn schon wieder!“ jammerte die Hausmutter. „Wenn er halt in die Hitz' kommt, da hat er gleich den Lungendampf. Es ist wohl ein heiliges Elend auf der Welt!“ Hernach vertraulich zu den Abgesandten: „'s wird ja eh nit auf der Stell' sein müssen, daß er zusagt. Laßt's nur Zeit ein paar Tag. Er wird's überlegen. — Gelt, Vater, du wirst es überlegen?“

Der hatte jetzt ausschließlich mit dem Atmen zu thun. „'s ist halt ein Kreuz, wenn ein Mensch so krank ist!“ bedauerte der Kulmbock. Die Männer wünschten ihm baldige Besserung und wollten in zwei Tagen wiederkommen.

Als sie fort waren, bereitete die Hausmutter das Hexenkraut. Und als die Atemnot hierauf nachgelassen hatte, begann sie ihn zu bearbeiten. Weil er selber nichts aus sich zu machen weiß, so muß halt sie wieder einmal anschieben. Man hat ihnen gerade gern zugehört.

„Müßtest wohl ein Lapp sein, wenn du so was thätest ausschlagen?“ sagte sie zum Hausvater.

„Jawohl,“ entgegnete er, „das kunnt sauber werden! Kunntst du gleich alleweil hinter mir stehen mit dem Kraut, im Landtag, wenn mich beim Reden der Lungendampf anpackt.“

„Geh, wird nit so hitzig werden mit dem Reden. Wo die meisten Landboten, wie man hört, die ganz' Wochen lang dasitzen wie die Stummerln. Wirst grad du dich strappazieren.“

„Na freilich wird der Mensch ruhig sitzen bleiben, wenn er hört, daß alles gegen seiner ist. Daß sie nichts als neue Sachen und alleweil nur neue Sachen aufbringen wollen, bei denen der Bauernstand zu Grund' geht. Da verschlagt's oft gar einem andern die Red', der gut auf der Brust ist.“

„Na, so red' halt gar nichts,“ riet sie. „Wenn's eh nichts hilft. Dein Geld kriegst doch.“

Jetzt schaute er sie an. Das war stark. Der Blick war stark. So einen hatte ich bislang an meinem Hausvater nicht gesehen.

In etwas sänftiglicherem Ton sagte sie: „Wer Kinder hat, soll's nit verschmähen. Macht doch allerhand Bekanntschaften dabei, die man einmal zu brauchen haben kann. Denk' an den Valentin. Wer weiß, ob du für ihn nit was thun kannst, wenn du Landbot' bist. Denk' an den Franzel. Der wird auch nit alleweil im Almgai bleiben wollen.“

„Warum denn nit! Wir sind seit undenklichen Zeiten verblieben auf dem Hof.“

„Mein Gott, wenn er sein Glück anderswo finden kann —"

„Bleiben soll er!" rief der Hausvater heftig. „Und mit deinem dummen Reden kannst mir aufhören. Mit deinem schlechten Reden! Sich wählen und zahlen lassen dafür, daß man dabei seinen eigenen Vorteil sucht!"

„Uh du lieber Gott! Den werden andere wohl auch suchen. Deswegen sitzen sie ja drinnen, daß sie ihren Vorteil suchen."

„Bieg' mir die Worte nit um, Weib! Ob einer den Vorteil für seinen Stand oder für sein Haus sucht, das wird wohl ein Unterschied sein. Nit?"

Vor Aufregung zitterte er. Da hoben sich seine Achseln, es hob sich seine Brust. Wieder die schreckliche Not — und heftiger als je.

Die Hausmutter that sehr gelassen beim Herde um, als sehe sie's nicht. — Er soll nur ein wenig zappeln, mochte sie denken, geschieht ihm recht. Warum giftet er sich so in die Hitz' hinein, wegen Sachen, die sich gar nicht auszahlen. Er hielt seinen Mund über den Rauch des knisternden Krautes, aber der Krampf wollte diesmal nicht nachlassen. Erbärmlich rang er um das bißchen Luft, die Stirnadern, die Halsadern schwollen ihm zum Bersten, die Lippen zuckten, die Augen traten hervor.

„Jesus Maria! — Rocherl!" schrie die Hausmutter. Der erschrockene Bursche langte von der Wandstelle die Weihekerze, um sie anzuzünden. Die Barbel lief zum Brunnen um frisches Wasser. Mit dem labte sie ihn und sagte dabei fortwährend: „Vater! — Vater! — Vater!"

Er tastete nach ihrer Hand, krampfte die Finger in ihren Arm: „O Kind!“ —

Unbeschreiblich betrübt sah er sie an. Tropfen hingen an seinen Wimpern.

„Du — du bist mein liebes Kind!“ sagte er endlich aufatmend. Es war ihm leichter geworden.

Von dieser Zeit an sprach meines Wissens die Hausmutter nichts mehr davon, daß er sich in den Landtag wählen lassen soll. Nach zwei Tagen kam der Kulmbock nachfragen, ob der Adam es sich überlegt hätte.

Sie antwortete: „Es ist gescheiter, du redest gar nit mehr mit ihm. Schad' um jedes Wort.“

„Ich hab's ja gleich gesagt,“ rief der Kulmbock fast fröhlich aus. „Müssen wir halt einen andern suchen. Und wenn sich doch etwan ein Nachbar dazu sollt' hergeben, so wird ihm der Adam wohl die Stimm' zuwenden. Ich laß ihn grüßen.“

Nach diesen klugen Worten ist der Kulmbock mit sehr würdigen Geberden davongetrottet. —

Weißt du aus der Schule her noch etwas vom Palmsonntag? Wie der Herr, einen Palmzweig in der Hand, auf dem Esel in Jerusalem eingeritten ist. Das hat weitere Folgen. Heute bin ich mit einem großen Buschen Felberzweige auf der Achsel in Hoisendorf eingezogen. Das heißt man hierzulande Palmesel sein. Von jedem Hofe haben Bursche solche Buschen herbeigetragen und der Kurat hat sie in der Kirche geweiht. Dabei hatte sich eine sehr dramatische Scene abgespielt zwischen dem Priester und dem Schullehrer. Es war eine Prozession um die Kirche herum; als sie wieder zum Thore hineinzogen, schlug der Lehrer dem

Kuraten vor der Nase das Thor zu, so daß dieser laut schreiend im kalten Winde stehen bleiben mußte, während es die Gemeinde stumpfsinnig geschehen ließ. Na, das ist doch stark, denke ich in meinem Kirchenstuhl, das geht zu weit. Wie ich zum Lehrer eilen will, der noch am geschlossenen Thore steht und mit dem Geistlichen draußen disputiert, merke ich, daß sie lateinisch reden. Wenn sie lateinisch reden, dann hat's weiter nichts auf sich, und ist es richtig eine kirchliche Ceremonie gewesen, deretwegen sich der Knecht, der zugereiste, bei einem Haare tüchtig blamiert hätte. Der Auftritt soll wohl den Konflikt des Heilandes mit den Schriftgelehrten und Pharisäern bedeuten, die den Propheten und Seher zu aller Zeit aus ihrer Gemeinschaft verstoßen haben.

Allmählich schleicht sich mir bei solcher Umgebung ein klein bißchen Religion ins Herz. Du hast einmal den Ausspruch gethan: Bis der Mensch siebzig Jahre alt wird, lernt er Gott erkennen. Beim Bauernknecht dauert's nicht so lang, ich versichere dich! — Ich bin auch schon in Stadtkirchen gestanden, um bittweise mit der Gottheit anzubinden. Es war nichts, sie fand mich nicht und ich sie nicht. Wenn man aber in Dorfkirchen steht, da steht man nicht lange — man kniet nieder. Die gläubigen Beter ringsum, man fühlt sich mit ihnen in einer leidenden Einheit. Die kirchliche Passionstrauer, die heute begann, hat etwas Berückendes, man muß es nur sehen, wie die armen, kummervollen Menschen sich den heiligen Geheimnissen hingeben. O nein, die Religion ist durchaus kein überwundener Standpunkt, wie manche meinen, sie ist Natur, gehört zur Menschennatur, wie das Lieben und das Hassen.

Nach der Messe, die heute nur unter gedämpftem Orgelton stattgefunden, schritt der Lehrer leise von Bank zu Bank und teilte an die Leute „Palmzweige" aus. Der Tolpatsch, warum er meine Barbel übersehen hat?

Auch sie hat ihr Gesicht von ihm abgewendet, ganz hinter dem Pfeiler ist sie gesessen. Sind ja sonst doch einmal so gut miteinander gestanden. So viel ich merke, liest sie auch keine Bücher mehr von ihm. Gegen mich ist der Lehrer etwas ungleich. Manchmal, als hätte er einen Groll, und heute hat er mir doch einen der schönsten Zweige in die Hand gegeben. Was soll ich denn damit anfangen? Den großen Buschen, den ich getragen, hat die Hausmutter nachher auf dem Dachboden unseres Hauses verwahrt. Im Sommer, wenn die Wetter blitzen, legt man — sagt der Nocherl — davon in die Herdglut und der aufsteigende Rauch treibt aus den Wolken die böse Macht davon.

Wofür nur soll ich meinen Zweig aufbewahren? Wäre es schon die Palme für das Märtyrertum? Oder soll der Palmsonntagszweig mich schützen vor einer bösen Macht? O Barbel! Was wird das werden im Sommer, wenn die Wetter blitzen?

Aus dunklem Mittelalter grüßt dich, Freund, wie ein kleines, rotes Lichtlein ein Menschenherz.

Univ. Bibl. Mün nem

Am Ostersonntag, das ist der sechzehnte des Jahres.

Mein lieber, treuer Freund!

Willig füge ich mich dem Vorschlage, in meinen Briefen den Inhalt der deinigen nicht weiter zu berühren. Du willst einheitliche Stimmung haben in den Berichten aus dem Adamshause. So was wie ein Roman! Weiß man's? Das wäre so etwas! Im Buche läse es sich vielleicht ganz hübsch, in Wirklichkeit ist es manchmal verdammt unbehaglich.

Zeige mein vertrauliches Tagebuch nur nicht her. Es würde mich für alle Zukunft unmöglich machen. Höchstens drucken lassen, wenn du willst. Da glaubt's kein Mensch. — In dieser vergangenen Charwoche, wenn ein paar feingebildete Herrschaften hier gewesen wären, oder gar die Redakteure der „Kontinental-Post"! Die hätten einen Brocken gehabt für ihren Witz! Wie Vandalen hätten sie gewirtschaftet in diesem mystischen Reiche.

Die Charwoche ist hier ein großes, einziges Weihefest. Alle weltliche Absicht der Arbeit tritt zurück, aller häuslichen Beschäftigung wohnt eine wundersame Stimmung inne, von der die Weltleute draußen keine Ahnung haben. Hätte ich in meiner Kindheit nicht selbst von diesem Blute Muttermilch getrunken, ich könnte es nicht begriffen, nicht bewundert, nicht verehrt haben, wie den letzten Gruß einer

versinkenden Welt. Lache mich nicht aus, Philosoph, manchmal weht es wirklich noch hier wie eine Auferstehung von den Toten. Von längst zur ewigen Ruhe gegangenen Menschen streichen die Seelen umher. — Schon am Montag ist das hölzerne Kruzifix vom Wandwinkel gehoben und auf den Tisch gestellt worden. Abends setzten wir uns allemal an den Tisch und der Rocherl oder der Franzel las ein Stück aus der Leidensgeschichte, die mit großer Ehrerbietung angehört wurde. Erst dann genossen Vater und Mutter den ersten warmen Bissen des Tages. Dabei sind sie in einer Hochstimmung, die manchmal an Verzückung gemahnt. Wie hätte ich das geglaubt! Am Gründonnerstag hatten wir ein größeres Abendmahl von Mehlspeisen und Brunnenkreß-Salat. Nach demselben gingen wir zum Brunnen und wuschen uns die Füße. Und da sah ich, wie die Burschen barfuß über den Rasen hinschritten, der überall schon grünt. Und auch die Barbel that dasselbe, mir schien aber, als berühre sie den feuchten Boden nicht, als schwebe sie wie eine Seele, die nicht erlöst ist. Du meinst, dieser Rasengang werde zur Erinnerung an den Ölberggang des Heilandes geschehen sein. Aber da ist wieder eine jener Stellen, wo das Volk mit seinem Christentum Sprünge macht. Wer am Antlispfingstag (Gründonnerstag) mit nacktem Fuß auf grünen Rasen steigt, den kann im folgenden Sommer kein „Donner derschlagen". Am Freitag und Samstag saßen wir in der Kirche. Die Fenster, die Bilder sind mit blauen Tüchern verhüllt, das große Kruzifix ist mitten in der Kirche auf den Boden hingelegt und die Leute knieen daneben nieder, neigen sich zur Erde und küssen die Nägelwunden. Kein Glockenklang, kein Orgelton.

Während der Geistliche leise murmelnd die geheimnisvollen Ceremonien verrichtet, schlägt von Zeit zu Zeit die Charfreitagsklapper an.

Spät abends am Freitag war's, in der dunklen Stube daheim, daß mein Adam, sich allein wähnend, am Tisch kniete vor dem Kruzifix, im tiefen Gebete versunken. Und mir schien, ich hätte ihn schluchzen gehört. — Ein schweres Anliegen muß der Mann haben, aber ich komme nicht dahinter.

Und am Samstagmorgen gab's in Hoisendorf etwas Lustiges. Während der Meßner auf dem Turm anstatt der Frühglocke die große Klapper läutete, lief der Jagdaufseher der nahen Herrschaftswaldungen wie rasend um die Kirche, hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und schrie, man möge das verdammte Klappern sein lassen, sonst gäbe es ein abscheuliches Malheur.

Der Lehrer stellte ihn darob zur Rede und war es also das. Der Mann hatte seit Tagen mit vieler Mühe im nahen Forst auf der Tanne einen Auerhahn festgewartet. Und siehe, die Ahnung Nimrods ging in Erfüllung, die Klapper hatte das Tier verscheucht — ein paar Tage vor der Jagd! — Vielleicht wirst du nächstens einen Gesetzentwurf der löblichen Jagdvereine lesen, daß aus Rücksicht für jagdliche Interessen in der Charwoche nicht mehr geklappert werden darf.

Hat ja doch auch für die in der Osternacht angezündeten Freudenfeuer von der Jagdherrschaft die Bewilligung eingeholt werden müssen. Das gemeinsame Feuer ist auf unserer Höhe veranstaltet worden, auf der sogenannten Kulmplatte, oben hinter dem Schachen. Die Burschen des Almgais hatten schon tagelang gebaut an dem Holzstoß, und als

zu Hoisendorf die Auferstehungsfeier vorüber war und der Ernst der Fastenzeit, die Trauer der Passionswoche sich ganz plötzlich in Freude und ausgelassene Lustbarkeit verwandelt hatte, kam von weit und breit alles zusammen auf diese Höhe. Es war eine laue Vollmondnacht, der Boden schneefrei und auf den dicken Ästen der alten Wettertannen saßen die Musikanten. Sie hatten Erlaubnis zu blasen nach Herzenslust, denn auf unserem Berge giebt es dies Jahr weitum keinen Auerhahn.

Der Rocherl, der Franzel und ich waren natürlich auch hinausgegangen. Doch war der Bursche mit der durchschossenen Hand, die er in der Binde trägt, viel zu betrübt für ein Freudenfeuer. Alles Jauchzen und Pfeifen und Pöllerknallen hat's nicht vermocht, daß er den Scherzen anderer Burschen und den Schelmereien junger Weibsleut' hätte stehen mögen. Da war ein ausgelassener Strick dabei, den hießen sie den Saufüssel. Sein wahrhaftiger Schreibname. Es soll der alten Marenzel ihr Sohn sein. Dieser Junge hat zwar die Osternacht sehr lustig angefangen, aber sehr ärgerlich beschlossen. Er konnte sich nicht genug thun an unpassenden Ausdrücken und rohen Späßen. Die Männer lachten bisweilen dazu, die Dirnlein jedoch flohen seiner mit Abscheu. Er aber haschte nach ihnen und neckte sie mit unflätigen Dingen. — Das große Feuer auf der Kulmplatte loderte voll grauenhafter Pracht in den dunklen Nachthimmel auf. Dabei sang man Osterlieder, die zum Teil einen so weltlichen Sinn hatten, daß manches Maidlein sich die Ohren zuhielt. Die Burschen thaten springen und ringen und machten helles Geschrei. Nebenhin waren mehrere kleine Feuer angezündet worden,

über die sie in hohen Sätzen sprangen. Einer trachtete dem andern schalkhaft kleine Hindernisse zu bereiten und die Unterliegenden wurden mit Kohle gezeichnet, maßen man ihnen die Nasen anschwärzte.

Auch mein Rocherl mischte sich, von mehreren Seiten gelockt, endlich unter die Heiteren und der Sausüssel eiferte ihn an, über ein Feuer zu springen. Dieweilen man nicht mit den Händen, vielmehr mit den Beinen springt, so war er bereit. Während er ausholte, zog der Sausüssel unbemerkt eine schwarze Schnur — der Rocherl sprang, stolperte und wäre mitten in die Flammen gefallen, wenn ich nicht zufällig in der Nähe stehe und ihn auffange. Der Sausüssel schlug über seinen großen Witz ein grelles Gelächter an — wir dachten einigermaßen anders.

„Es ist zwar die heilige Osternacht," sagte ich, „aber etwas knechtliche Arbeit wird mir doch erlaubt sein."

Darauf habe ich den Sausüßelbuben hergenommen.

Es sei ja nur ein Spaß gewesen, versicherte er flehend.

„Es ist ja auch das nur ein Spaß," sagte ich und waltete scharf. Der Racheengel waren zu Dutzenden da, besonders weibliche. Anfangs hielt ich es für eine mildere Entwickelung, als der Missethäter den Dirnen überlassen wurde, bald jedoch mußten Männer schlichtend eingreifen, um ihm das nackte Leben zu retten. Erdrosseln, zerreißen wollten Sie ihn. „Den lieben Adamshanser Rocherl, der eh die wehe Hand hat, ins Feuer haspeln! Werft ihn selber hinein, den Wichtelbalg, das Krotmaul!"

Na nu, die können's auch, die jungen Furien, wovon einige nicht bloß gereizt, sondern auch reizend waren. Auf

unsere Fürbitte hin haben sie sich schließlich damit begnügt, dem Saufüßel die Hände auf den Rücken zu binden, die setzigen Haare zu versengen und das Gesicht zu schwärzen. Darauf haben sie ihn, wie Hunde den Hasen, über die Höhe hingejagt und ist er nicht mehr gesehen worden.

Mein Rocherl war nun der Gegenstand wärmster Teilnahme. Und da habe ich bemerkt, wie dieser Junge, dessen sanfte Trauer um die verlorene Hand einen völligen Verklärungsschein um seine klassische Schönheit legt, der Abgott aller Dirnlein ist. Und der Schlingel weiß es gar nicht, wie mich dünkt. Oder es ist ihm einerlei. Davongelaufen ist er ihnen.

Als wir dann miteinander nach Hause gehen und die weite, mondbeschienene Berglandschaft so himmelsfriedlich um uns daliegt, da sagt der Junge plötzlich und in einem unbeschreiblich traurigen Tone: „Wie schön ist doch die Welt!“

„Ja, wer sie gut zu halten weiß,“ antworte ich.

Schweigend gehen wir nebeneinander dahin. Es scheint ein paarmal, als wollte er etwas sagen. Und thut's doch nicht.

Endlich thue ich wieder den Mund auf: „Jetzt kommt die schöne Frühlingszeit.“

Er schüttelt leicht das Haupt. Dann bleibt er stehen und lehnt sich an einen Baum.

„— Rocherl! — Rocherl! — Ist dir etwas? Was ist dir denn?“

„Hansel —“ sagt er leise und stockt wieder.

„Was ist dir, Rocherl?“

Da atmet er fast laut und sagt mehr in den Baum hinein als auf mich her: „Die Barbel hat geweint . . .“

— — — — — — — — — — — — — —

Die Barbel hat geweint.

Was ist denn das? — Die mit sieben Schlössern zugeschlossene Barbel. Die so plaudersam, so lustig gewesen sein soll in früherer Zeit. Vor Erscheinung des zugereisten Knechtes. Und gesagt haben soll, für traurige Leut' hätt' der Himmel keine Ofenbank. Die hat geweint? Wann? Warum?

Der Bursche hat weiter nichts gesagt.

Wir kamen zu unserem Hause. Er reichte mir die Hand, was er sonst nie zu thun pflegt. Es war, als hätte er durch das Anvertrauen des Geheimnisses mich zu seinem Freund erhoben.

„Gute Nacht, Hansel!“

Nicht eine halbe Stunde werde ich geschlafen haben in dieser Osternacht.

Die Barbel hat geweint . . . .

Ich nenne dich nicht mehr. Du bist es ja. Ich schildere weiter. Der Osterjubel ist verrauscht. Das war wie ein klingender knallender Springbrunnen aus diesen Menschenherzen. Christ ist erstanden und das Frühjahr ist da! Natürlich ein tausendstimmiger Freudenschrei zum Himmel.

In den Thälern, auf die wir niederschauen, liegt ein Wiesengrün, wie es die Maler nicht zuwege bringen, weder die alten, noch die modernen. Es fehlt ihnen dazu das wahre Freilicht, das Licht der freien Natur. Zwischen den Wiesen hin ziehen die braunen Bäche, in denen der einst so weiße Winter zu Thale fährt seit Wochen. Im Hochgebirge hinten, wie sehen es so schön über den Almen stehen, rühret sich noch nichts. Dort alles starr. Und wenn über unserem Gau die warme Aprilsonne leuchtet, ist über jenen Höhen ein graues, halb durchsichtiges Schneegestöber.

Was wir jetzt mit den Wiesen und Weiden thun, auf denen Gras wachsen soll, das ist eine eigene Sache. Sie werden gewaschen, geschwemmt, gedüngt und gewalzt. Das Füttern geht voran, soweit der Dung reicht, dann streichen wir den Rasen mit dem Rechen ab, räumen alles dürre Zeug und Gestrüppe weg und machen den Boden glatt von Steinwerk und Maulwurfshaufen, daß er wie

ein gesprenkeltes Tuch beliegt an der Lehne hin. Nun leiten wir aus der Schlucht Wasser in einer Rinne eben am Raine hin und schlagen von Stelle zu Stelle Schärtlein aus, daß die Wasser tagelang niederrieseln und sich glitzernd ausbreiten über den Wiesenboden. Aber es kommt nicht zu Thale. Der Boden saugt das Naß gierig ein, die Stoppeln lösen sich und zwischen den fahlen Grashalmen des Vorjahres sprießen jung und spitz die grünen Gräslein auf. Dieses Berieseln mit dem Wasser ist ein liebliches Spiel und noch immer mehr Naß habe ich mit der Haue aus der Schlucht hervorgeleitet, um die durstige Wiese zu begießen. Hat sie genug, dann macht sie ihre Millionen kleinen Münder zu, das Wasser rieselt wie ein schimmernder Schleier zu Thale und wir schütten die Rinne zu.

Mein Hausvater ist gestern mitten im Hofe gestanden, hat zu dem Giebel aufgeschaut und den Kopf geschüttelt. Was denn das ist, daß sie heuer noch nicht da sind? Heißt es doch: „Zu Maria Verkündigung kommen die Schwalben wiederum." Das ist kein gutes Zeichen, wenn diese Glückvögel ausbleiben. Um den Hochenbacher Kirchturm hat der Adam ihrer schon gesehen tanzen. Und zum Ahnenhaus wollen sie nicht mehr kommen? Was soll das bedeuten?

„Vater," rede ich ihn an, „wenn Ihr nach Schwalben aussehet, so kann ich Euch schon aus dem Traume helfen. Die Schwalben werden immer seltener erscheinen und endlich gar nicht mehr."

„So wär' der jüngste Tag nicht weit?" fragt er.

„Der jüngste Tag wird kaum darum Schuld sein, wenn unsere lieben Zugvögel ausbleiben, wohl aber die

Vogelmassenmörder." Und habe ihm dann erzählt, wie man in Dalmatien, in Südtirol, in Italien die durchziehenden Vögelscharen fängt und vernichtet.

Ganz sprachlos hat er mir zugehört, die Hände ineinander geschlungen, so stand er da und sagte schließlich: „Immer einmal kommt's einem wahrhaftig vor, unser Herrgott schläft."

Wenn er bloß schläft, dann wird er ja wieder aufwachen, dachte ich. — Heute schwirren sie noch auf Garben an der Hammelleite vorüber und sind froh, wenn er schläft. — Ob der Mensch nicht einmal mit anderem Zweck an das Tier gehen wird, um ihn zu verstehen? —

In dieser Woche, wenn wir bei Tisch gesessen haben oder in der Arbeit, miteinander zu thun hatten, habe ich manchmal dem Mädel verstohlen an die Augen geguckt. Es sind die tiefen großen Sterbelungen wie immer. Ein ganz besonderer feuchter Glanz ist wohl in ihnen. Vielleicht hat der Knecht das für ein Weinen gehalten. Auch sie schaut manchmal zum Hochgiebel auf. Sie sind ja die Weiße, die Binder da. Ist ihr das nicht genug? Ein einsamer Gang ist auch da. — Manchmal kommt's mir gerade an, ich möchte das Mädchen ein wenig betrüben. Ich möchte sie einmal zornig sehen, und wäre sie's gleich auf mich. Immerhin ist ganz und gar nichts zu bedeuten, das ich auf die Dinge schauen zu erringen.

Am Ostermontag ist der Jäger Konrad in unser Haus gekommen, der auf den Knecht geschossen hat. Gar höflich trat er ein, ohne Gewehr, ohne Hundbart oder anderen Jägerschmuck; allein die Hausmutter begrüßte ihn

mit den Worten, es wäre ihr lieber, wenn sie seiner von hinten ansichtig würde.

Ob der Rucksack daheim wäre, fragte er fast [illegible].

„Der Wildschütz?" [illegible] die Hausmutter gütig, „der wird wohl mit der Büchse im Wald sein. Wo denn sonst?"

[illegible] sagte der Hausvater gemütlicher [illegible]: „Von der Büchse ist er noch nit heim."

Der Jäger ging hinaus und setzte sich im Hof auf den [illegible] des [illegible]. [illegible] [illegible] ihn durch das Fenster und [illegible] und in [illegible], was [illegible] zu [illegible] habe. Ob er nicht einen [illegible] [illegible] noch einmal [illegible] wolle? Oder ob er am Ende [illegible] gewesen wäre? Vielleicht vom Jagdherrn abgejagt, weil er auf [illegible] [illegible].

In diesen Gesprächen wird am [illegible] von [illegible] [illegible] und ein [illegible] mit [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] in die Stube gebracht, wo [illegible] gute Sachen, wie eine Woche [illegible] die „[illegible]", die [illegible] [illegible]. Mit diesen [illegible] [illegible] wird das [illegible] eröffnet und [illegible] [illegible], die während der [illegible] und [illegible] [illegible], werden mit einem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Nun sagte der Mann zu seinem Weibe: „Mutter, gib dem Jäger ein paar Schnitten [illegible] hinaus!"

Ihr liebster Wunsch hatte sie nicht, als einen Teil der [illegible]. Den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? — Dann aber wollte sie der [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] hat der [illegible] seinen [illegible] nicht [illegible]. Er hatte auf dem [illegible] den [illegible] [illegible], sie hatte

einen blumigen Teller und begann aufzuschneiden. Das war gar nicht lang, die braunen Spalten des Rauchfleisches, die Scheiben der Eier, die [illegible] [illegible], die lockeren Späne des [illegible] [illegible] füllten beinahe den Teller. Sie wollte ihn schon heben und hinaustragen, da [illegible] sie die Hand zurück. — „Nein, so viel kann unser Herrgott nit verlangen."

Sie hat den gefüllten Teller in den Kasten gestellt, den Kasten abgesperrt, den Schlüssel in den Sack gesteckt. — Recht hast, Mutter, möchte ich ihr zurufen, das ist [illegible].

Der Jäger saß immer noch draußen und wartete. Einmal stand er auf, trank einen Schluck aus dem Brunnenrohr und [illegible]. Dann legte er sich wieder hin und wartete. Endlich kam er [illegible], der Rochus, in seinem grauen, grünverbrämten Feiertagsgewand. Am grünen Hutbande hat ein Sträußchen [illegible] [illegible], die er im Thale gepflückt haben mochte. Vielleicht auch ließ er sie sich von jemandem schenken. Den rechten Arm trug er in der [illegible] [illegible].

Der Jäger ging ihm bis zur Hofschwelle entgegen.

„Ich wart' schon auf dich," sagte er.

„So!" antwortete der Bursche, ohne stehen zu bleiben.

„Wenn du dich ein wenig [illegible] wolltest, Rochus. Das [illegible] mag ich mit [illegible]. [illegible] [illegible] noch zu [illegible] mit Dir."

Der Rochus legte sich [illegible] [illegible] auf den Brunnentrog.

„Schau, Rochus, ich —" so begann der Jäger, „ich hab' dich fragen wollen. Wie geht's dir mit der Hand?"

„[illegible]" [illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]" [illegible]

„[illegible]" [illegible]

„[illegible]"

„[illegible]" [illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

hat ihm ein [illegible] Wetter gemacht. Trotzdem ist das [illegible] Männchen ordentlich aufgeheitert. Damit sie denken, wie das einem Sechzigjährigen wohl thut, wenn er noch [illegible] ist, bei der [illegible] Eifersucht zu erregen. Und daß das Mädel diesem ihrem [illegible] ein [illegible] Auge zeigt als mir, mag ich [illegible] nicht [illegible].

Von der Musik, die über anderen Bergen weht, kann ich gar nicht genug bekommen. An jedem Abend noch, während die Pflegerinnen im Stall ihr Heu [illegible] — als [illegible] bekommen sie jetzt natürlich besseres Futter, denn im Winter als [illegible] — sitze ich gerne im Freien auf der [illegible] und betrachte es, wie am Firmament die Sternlein sich allmählich anzünden und vom Boden herauf die Wiesen lauter werden. Und da habe ich mehrmals beobachtet, wie der [illegible] [illegible] findet mit großer Mühe seinen lieben [illegible], wie er hinauf an das [illegible] [illegible] und den [illegible] und [illegible] der [illegible] hielt. Am nächsten Tage sind die [illegible] weiß, da bringt er [illegible]. Und das Mädel hat die [illegible] des alten [illegible] lieber haben, als die [illegible].

Und einmal, in der Abendstunde, sitzt der [illegible] beim Brunnen und flucht alle Flüche, die ihm einfallen. Und die ihm nicht einfallen, welche er mit den [illegible] [illegible].

„Was da für ein [illegible] [illegible] [illegible], [illegible]!“

Er schlägt sich die Hand an die Stirn: „[illegible] [illegible] ich!“

„[illegible] dich die Hand so arg?“

„Die Rachel?" schreit er auf.

„Die Rachel? Deine Schwester? Ist sie weg?"

„Jedem Zugelaufenen hat sie lieber als mich!"

„Jedem Zugelaufenen? Wer ist damit gemeint?"

„Das weiß ich schon!"

Sollte er mich —? Kaum denke ich das, so schlägt er mir an die Brust, schluchzt, gröhlt und bringt endlich die Worte heraus: „Weil ich sie gern hab'? — Umbringen werd' ich mich!"

Wilhelm! In meinem Leben bin ich selten noch so erschrocken, als jetzt. Wenn es wahr, daß dieser junge glühende Mensch eine Leidenschaft nährte zu seiner Schwester!

Den abscheulichen Augenblick habe ich sofort in Spaß gekehrt.

„Am Ende, Rochus!" sage ich in komisch gespielter Entrüstung, „am Ende hast du mit dem Mädel eine Liebschaft. Rochus wird gemacht! Und den Alten hole ich auch. Was hat er die Pfannen gespickt? Das Mädel gehört mein. Sie mag mich zwar nicht, und dich auch nicht, aber gemacht wird doch. Hochzeitsmusik! Pudel bringst, weil sie auch nicht mag. Und ich bring' ihren auch, beisammen. Und auf meinem breiten Buckel haben mehr Platz, als auf deinem Zwirnsfadenarmen. Rachel kann sie auf Schulterpech auflegen, bis die Pudel wieder herumzieht."

Laut aufgelacht hat er. Dann sagt er ruhiger: „Du hast leicht Spaß machen. Ich weiß schon, was ich meine." Dann ist er in sein Bett gegangen und die Wasser haben gerauscht im Thale.

An diesem Briefe, mein Freund, werde ich wohl zwei Sonntage zu schreiben haben. Nicht, weil die Finger steif geworden sind. Nicht, weil ich jetzt lieber im Freien herumstreichen möchte, als gebückt über der Truhe zu sitzen. Ein anderer Vorgang ist vorhanden. Es ist lang und es geht tief. Wenn's nur ein Roman wäre und ich ein Romanschreiber. Gott, wie nett! Aber es ist ein Schicksal und ich bin ein armer Mensch.

Daß wir einmal Bedenkliches im Hause haben, schreibst du. Oder bist du noch nicht auf schlimmere Gedanken gekommen? — Ein halbverlumpter Student geht, um eine Geldsumme zu gewinnen, zu den Bauern, gewissenlos, hinterlistig. In einem Gebirgsdorfe bei schlichten bergfrommen Leuten, wo er in Vertrauen und Treue aufgenommen wird, verführt er den Liebling aller, die einzige Tochter und Schwester, ein engelschönes, schuldloses Kind. Sie thut sich Leides an, Vater und Mutter vergehen vor Gram und der Abenteurer kehrt — nachdem er die Familie im Bauernhause zu Grunde gerichtet hat — zur Stadt zurück, um seine Wette einzustreichen.

Wäre das nicht packend und rührend?

Nein, es ist schlecht und grausam, solche Ungeheuerlichkeiten auch nur zu denken. — Es ist aber auch eine ganz niederträchtige Hoffart, zu sagen: Bei mir weit entfernt davon! Es waren Augenblicke der Gefahr, daß Gott

mich verlassen könnte! — Aber darf der Gerettete denn jubeln, wenn er andere in Not, vielleicht in Schuld sieht?

Doch, das muß alles hübsch in Ordnung vorgebracht werden, sonst wirst du mir kopfscheu. Mein ältester Bekannter in Hoisendorf ist, wie du weißt, der Schullehrer Guido Winter. Derselbe, der im Jänner mir das Adamshaus gewiesen hat und mich dann nicht weiter herumstöbern lassen. Hernach hat's eine Spannung gegeben und nun ist alles klar. Der Mann ist etwa um zehn Jahre jünger als ich. Nicht gerade der Hübscheste. So blatternarbig, daß der Rocherl sagt, er müsse mit dem Gesichte auf einem Rohrstuhl gesessen sein. Dazu linkisch und ungeschickt, ein bissel unterthänig und ein bissel stolz und ein bissel eigensinnig und hat noch besondere Sachen. Im ganzen ein frischer Kerl. Wir kommen an Sonntagen zusammen und plaudern. Ich besuche ihn schon seiner Bücher wegen und weil er mir die Zeitung vermittelt, die übrigens nur deshalb für mich noch einen gewissen Reiz hat, weil sie im Adamshause eine verbotene Frucht ist. Der Apfel vom Baume der Erkenntnis, wenn ich geistreich sein wollte. Doch heute habe ich dir Wichtigeres zu sagen.

Mehrmals schon hatte ich bemerkt, daß der Lehrer hinterhältig gegen mich ist. Natürlich, er kann ja auch aus mir nicht klug werden. Er kennt sich nicht aus bei diesem zugereisten Knecht und ich habe bislang Bedenken getragen, ihm meine Geschichte mitzuteilen. Nun kommen aber nach und nach allerhand Geschichten zusammen, eine hängt an der andern wie in Tausend und einer Nacht, und sind noch so viele Wochen! Was das für ein Ende geben wird — der Himmel weiß es!

An diesem schönen Frühlingstage, als ich nach Hause will, hat sich der Lehrer mir angeschlossen. Er müsse einmal ganz extra mit mir gehen, vorgenommen habe er sich's schon lange. Da ist mir schon so etwas aufgefallen. — Wir gehen nach dem Wasser hinein, wir gehen aber nicht den Berg hinauf. Wir steigen in die Klamm und durch das Hochthal weiter bis zum Almboden, wo jetzt neben Resten von Schneelawinen aus dem grauen Gefilze des Vorjahres endlich auch das feine frische Gras hervorsticht, gelbliche Primeln stehen, die dünnständigen Lärchen grünen und in roten weichen Zäpfchen blühen. An den Berglehnen ragen stellenweise graue Steinknorze hervor und aus dem Hintergrunde des Hochthals leuchtet eine zerrissene Felswand. Wenn ich zeichnen könnte! Bah, die Landschaften bleiben ja stehen. Die Menschen möchte man zeichnen!

Zuerst, glaube ich, haben wir von Adams Franzel gesprochen, dem Schulknaben. Ein aufgewecktes Köpflein, sagt der Lehrer. In den Schulgegenständen nicht gerade der erste, aber voller Aufmerksamkeit und Beobachtung für Tiere, Pflanzen, Steine. Die Bücher langweilen ihn, wo er aber frei denken und Schlüsse ziehen kann, da ist er der ganzen Schule über.

„Den müssen wir wohl in die Stadt zu bringen trachten," setzte der Lehrer seiner Schilderung bei.

„Hören Sie mir auf mit der Stadt!" rief ich drein. „Was soll er denn in der Stadt? Dort giebt's ohnehin schon gescheite Leute genug. Lasset doch auch ein paar kluge Köpfe bei den Bauern daheim. Da haben sie schon auch ihre Nüsse zu knacken und ist wenigstens ein Kern

drin. Wenn alle begabten Leute davonlaufen, dann ist es wohl kein Wunder, daß geschieht, was geschieht."

„Es geschieht auch, wenn sie dableiben," sagte der Lehrer. „Es geschieht, weil es geschehen muß. Und da möchte man doch die intelligenteren Kräfte möglichst auf einen besseren Boden retten, ehe sie in den Einöden verkommen und elendlich zu Grunde gehen."

„Ich habe selbst einmal ähnliches geschrieben," sagte darauf der zugereiste Bauernknecht übereilt. „Das heißt, wie man so seinen Freunden schreibt. Aber jetzt denke ich anders. Das Geheimnis der Scholle! Die Heimatserde!"

„Heimatserde," sprach der Lehrer auflachend. „Das sind alte Sachen. Für den Trödelmarkt."

„Ist das Ihr Ernst? Dann hätte ich, mit Erlaubnis, meine Meinung darüber. Sie haben wohl auch schon über die Nationalitätenfrage nachgedacht, die heute alle Welt beschäftigt und Reiche erschüttert. Gut. Nun sagen Sie, um was geht es denn eigentlich her? Um Nationen? Gewiß ja. Aber noch mehr um die Erdscholle. Sie lachen, wenn Sie hören, daß die Nationalitätenfrage eine geographische Frage ist."

Er lachte wirklich und ich fuhr fort: „Würde es sich bloß um die Nation handeln, lieber Gott, die in aller Welt zerstreuten Deutschen könnten leicht zusammen kommen, wenn sie ihre Scholle aufgeben, ihren Erdbesitz mit Slaven oder Franzosen, die an ihrer Stelle sitzen, umtauschen würden. Ein moderner Bismarck brauchte bloß die Landkarte herzunehmen und die Völkerteile einfach wie Schachfiguren zu verschieben."

„Das ist nicht möglich!" rief der Lehrer aus.

„Es ist so unmöglich,“ sagte ich, „daß ein ähnlicher Vorschlag im Ernste kaum jemals gemacht worden ist. Und warum ist es unmöglich, weil die Menschen an ihre Scholle gewachsen sind, weil die Völkerfetzen an ihrer angestammten Erde kleben.“

„Sie meinen also, daß der Einzelne fester an seiner Scholle hängt, als an seinem Volke?“

„Wie Figura zeigt.“

„Ein Frevel, das auszusprechen!“ rief der Lehrer entrüstet.

„Darüber müssen Sie einen andern zur Rechenschaft ziehen. Den, der die Menschennatur so und gerade so gemacht hat.“

„Der natürliche Mensch ist Nomade und nicht Schollenhocker.“

„Und der Kulturmensch kann nur bestehen und sich vervollkommnen, wenn er an den Boden genagelt ist. Und daß der Boden, der Heimatsboden, ewiges Eigen eines und desselben Volkes bleibe, darum handelt es sich vor allem bei diesem Weltkampfe.“

„Wenn es also gerade auf diese Heimständigkeit ankäme,“ warf der Lehrer ein, „dann müßte ja der berufsmäßige Schollenmensch, der Bauer nämlich, der größte Kulturmensch sein!“

„Und wenn er es wäre! Und wenn das Landleben inmitten all der Bedingungen, die des Menschen Bedürfnisse decken, ohne ihn zu verwöhnen, zu erschlaffen, wirklich eine höhere Kultur wäre? Höher als etwa das Fabriksleben mit seiner socialen Not und Unzufriedenheit; als das Kaufmannsleben, das rastlos die Güter der Welt hin und

herschiebt, damit die Reichen aller Länder übersättigt werden können von den Produkten, bei deren Herstellung die Mehrzahl der Menschen Mangel leiden und verkommen muß!"

Mit einiger Verblüffung schaute mir der Lehrer ins Gesicht.

„Und deshalb," so schloß ich meine Betrachtung, „kann man's nicht verstehen, warum in unseren Tagen der angestammte Kulturmensch seinen Boden verlassen soll und ihn wirklich verläßt! Und wie sogar Dorfschullehrer dazu die Hand bieten können! — Nein, der Bauernlehrer soll seinen Kindern Tag für Tag das Vaterunser und den Erdsegen vorbeten."

Hierauf er: „Sind wir Lehrer dazu da, daß wir Bauern machen? Wir unterrichten die Kinder, damit sie, der Zeit gewachsen, ein gutes Fortkommen finden können."

„Fortkommen! Ja, Donnerwetter, wohin denn? Ich glaube fast, Herr, Sie wollen mich ärgern mit Ihrem Witz!"

„Aber Gott, nein!" rief er mich am Arme packend. „Ich bin nur voller Staunen. Über Ihren Witz!" Und dann mit plötzlicher Gereiztheit: „Mir fällt es heute ja nicht das erste Mal auf, daß der Knecht des Adamshauses wie ein Professor spricht. Was ist denn das? Das ist ja ganz verdächtig. Da muß man doch endlich einmal fragen nach dem Heimatschein. Wenn es hier herum etwas auszukundschaften gäbe —"

„So könnte ich ein Spion sein, meinen Sie?"

„Bei meiner Ehre, ja! Ein natürlicher Bauer sind Sie nicht, wenn Sie auch noch so groß von ihm sprechen. Nein, nein, Hans, da mögen Sie sagen, was Sie wollen."

„Meinen Sie?"

„Jetzt ist's mir zu dick. Sie gehören nicht in den Almgai. Sie haben Ihre besonderen Gründe, sich hier aufzuhalten!"

„Und ob ich sie habe!"

„Soll ich Ihnen sagen, weshalb Sie manchmal so eifrig die Zeitung durchschauen? Sie suchen Ihren Steckbrief!"

„Na nu, Schullehrer, das wird stark! Da könnten Sie sich ja gleich den Ergreiferlohn verdienen!"

Die gute Ruhe, mit der das Wort gesagt war, hat ihn doch wieder stutzig gemacht. Und er lenkte ein: „Ich meine ja auch nicht, daß —. Ein Spitzbube möchte kaum harte Arbeit machen in einem Bauernhofe, monatelang Aber wissen möchte ich doch, was dahinter ist."

Er stand mitten auf dem Wege still, griff sich mit beiden Händen an meinen Jackenflügeln fest und fragte: „Jetzt sagen Sie es mir offen, Hans Trautendorffer, was suchen Sie da oben? Sie sind ein verkappter Stadtmensch, Sie haben Ihre Gründe, warum Sie sich im Adamshause aufhalten! Mit Verstattung, was suchen Sie da oben?"

Sein rotes Gesicht war noch röter geworden, um seine Augen hatten sich Wulste gebildet, als wären sie verschwollen, dazwischen stachen die Blitzer ganz kurios hervor. Ob solcher Heftigkeit kam mir der Trotz und ich schwieg.

„Werden Sie es sagen?"

Was denn? Warum sollte ich es ihm am Ende nicht anvertrauen. War's denn eine Schande? Hatte ich mich nicht doch vor falschem Verdacht zu retten? — Nein Bei solcher Art zu fragen, antwortet ein Hans Trautendorffer nicht.

„Also, Sie sagen es nicht, was Sie da oben festhält?“ sprach er nachgerade drohend.

„Aber natürlich nicht.“

„Gut. So werde ich es Ihnen sagen.“

„Nun?“

„Das Mädel gefällt Ihnen!“

„Das Mädel? Mir?“ — Kunstpause.

„Das Mädel wollen Sie haben!!“

„Mein Gott, Schullehrer,“ darauf die Antwort, „warum sollte ich das Mädel nicht haben wollen? Was ginge denn das Sie an?“

„Was das mich angeht, mein lieber Trautendorffer, das will ich Ihnen wohl sagen. Das geht mich gar viel an. Das Mädel ist mein!“ —

Und jetzt, Philosoph, übe dich eine Woche lang in Geduld. Fortsetzung folgt.

Am vorigen Sonntage hast du deinen Freund in einem entlegenen Alpenthale stehengelassen, in Gesellschaft eines eifersüchtigen Nebenbuhlers. Er lebt noch. Er hat seither wieder eine Woche lang Korn eggen und Kartoffeln pflanzen müssen.

Aber es hätte gar nicht mehr viel gefehlt. Verliebt bin ich ja in dieses blöde Ding und habe es auch dem Lehrer nicht einen Augenblick verhehlt. Zwar nicht viel anders, wie man in eine Raphaelsche Madonna verliebt sein kann. Traue du der Liebe zu den Himmlischen! Zum Glücke sind, fatale Nachzüge abgerechnet, die bedenklichsten Jahre vorüber. Geschadet jedoch hat's durchaus nicht, daß plötzlich der tolle Mensch vor mir stand mit dem Schrei: Das Mädel gehört mein!

Von diesem Augenblicke an gewann die Sache ein anderes Aussehen. Mancherlei wurde mir klar, jetzt ganz auf einmal. Was kann denn begreiflicher sein, als daß auch der Lehrer um dieses Lichtlein flattert. Und bei Sturm fliegt das sittsamste Flämmlein ins Dach. Schon vor Jahresfrist hat sie sich von dem die Augen küssen lassen, diese marmorkalte Maid!

Seinem Schrei also auf jenem Spaziergange bin ich ruhig gestanden. Er steht auch so da und scheint verwundert zu sein, daß ich nicht umfalle. Ich stehe immer

noch und sage: „Sackerment, Lehrer, Sie haben einen guten Geschmack! Und dazu meinen Glückwunsch! Aber das will ich Ihnen auch sagen, wenn Sie das Mädel nicht glücklich machen, dann steinige ich Sie auf offenem Kirchplatz zu Hoisendorf."

„Gut," antwortet er, und jetzt gehts schon ins Gemütliche, „wenn ich sie nicht glücklich mache, dann sollen Sie bei Nero, bei Diokletian, bei Iwan dem Grausamen und allen Inquisitoren Studien machen, wie ich am qualvollsten zu Tode gemartert werden könnte."

„So ist es in Ordnung," sage ich, „Sie können sich verlassen. — Und nun soll es zwischen uns anders sein, meinen Sie nicht? Für Ihren Freimut möchte ich Vertrauen geben. Ihre Bedenken meinetwegen lassen es endlich hoch an der Zeit sein, daß ich mich Ihnen erkläre. — Wollen wir noch weiter ins Hochthal hinauf? Vielleicht lehnen Sie sich an diesen Ahornbaum, Herr Lehrer, denn sonst werden Sie wahrscheinlich umfallen, wenn Sie meine Geschichte hören. Sie meinen weiß Gott was für eine Romantik, wenn ein fünfundzwanzigjähriger Prachtkerl verliebt ist. Das ist gar nichts. Da giebt es andere Exemplare. Gucken Sie sich just einmal einen Zeitungschreiber an, der Bauernknecht wird — ein wirklicher hagebuchener Bauernknecht!"

Na, dann kam der geschichtliche Teil des Hans von Trautendorffer, dessen Ahn zur Hohenstaufenzeit den Reisenden die übermäßigen Lasten abgenommen hat. In neuer Zeit kam dann der elternlose Knabe, der zu nichts anderem gut war, als für die Grobschmiede im Dorf. Aus dem Schmiedejungen entwickelte sich der Schlingel, aus dem der Bäcker-

Oheim den großen Gelehrten machen wollte und es kam der Tornister, in dem angeblich der Feldmarschallshut steckt. Durch all diese Wandlungen hat der junge Mann mit größter Geschicklichkeit den Weg verfehlt und trat also in die Gilde der Zeitungschreiber. — In dieser Epoche vertiefte ich meine Schilderung und zeigte den zwiespältigen Gesellen, dessen Neigungen mit dem Berufe gar nicht übereinstimmen wollten, so daß eine altmodische Weltanschauung mit der großstädtischen Journalistik sich beständig in den Haaren lag. Und schloß damit, wie bei jener Wette der Rüpel den Federfuchser plötzlich unterkriegte, als eines Mannes Ehre dran hing, ein Jahr lang Ritter von der Heugabel zu sein.

Der Lehrer hatte mir mit wahrer Verblüffung zugehört. Als ich fertig war, machte er einige Schritte auf die Wiese hinaus, wieder zurück und sagte: „Was Sie mir da erzählt haben, Hans, es steht wahrscheinlich unter dem Strich?"

„Wie Sie wollen, Herr Winter. Sie sind zu nichts verpflichtet. Der Glaubenszwang ist abgeschafft. — Ich vermeinte Ihnen Aufrichtigkeit schenken zu sollen. Eine bessere habe ich nicht."

Hierauf länger andauerndes Kopfschütteln seinerseits. Dann meinte er, es stimme ja eigentlich alles, und schüttelte mir die Hand.

Dieweilen waren wir sehr weit in die Wildnis geraten, an Felsen hin, wo graue Schuttriesen niedergingen in das Wasser, das hier unter dem Berge hervorquillt. Es ist der Ursprung der Rechen. Mir war völlig leicht ums

Herz, daß ich nun wieder als maskenloser Mensch redlich dastehen konnte, wenigstens vor dem einen.

Der Lehrer jedoch war sehr nachdenklich geworden. „So ein Wasser,“ murmelte er und schaute ins Bächlein.

„Ein schönes, klares Wasser!“ setzte ich bei.

„Daß es immer so aus dem Berg herausrinnen mag! Immer und immer!“

„Immer und immer!“ sagte ich ihm nach.

Wir waren ganz träumerisch geworden.

„Haben Sie Ihr Geheimnis sonst niemandem mitgeteilt, hier?“ fragte der Lehrer.

„Sie sind mein ältester Bekannter in Hoisendorf, und — darf wohl sagen — mein jüngster Freund.“

„Wir sollten eigentlich du sagen zu einander,“ schlug der Lehrer vor.

„Na nu — grüß dich Gott!“

„Denn mit ihr bist du wohl auch auf du. Freilich kannst du nichts dafür, daß es bei den Bauern gleich so ist. Aber rasend werden hätte ich doch mögen, darüber. Ich gestehe dir's offen.“

„Von jetzt ab, Bruder, wirst du kein Thor sein, gelt! Versprich mir's. Es wäre zu dumm. Willst schon mir nicht trauen, weil ein Mann den andern kennt, so schau' bloß sie an. Du mußt am besten wissen, wie gern sie dich hat.“

„Davon habe ich Beweise,“ murmelte er und sah jetzt auf die Berglehne hin.

Wir waren umgekehrt und gingen über die Matten hin, wo wieder Sonnenschein lag.

„Du mußt ja schwer getragen haben, an deinem Ge-

heimnis," sagte nach einer Weile der Lehrer. „Siehst du, mir geht's nicht besser."

„Mir scheint, Guido, du hast auch etwas."

„Jedem wird's halt nicht so leicht, das Auspacken," entgegnete er. „Und wäre doch so glaublich! So verdammt glaublich, daß die Leute es gewöhnlich früher glauben, als man's sagt."

Das war so die Einleitung. Und es bedurfte einiger Lockreden meinerseits, bis die dunklen Dinge am Tageslichte standen. Du wirst mir schon verständnisinnig, Philosoph. Das ist bösartig von dir. So leicht soll's dir nicht werden. Höre nur einmal die Historie von Guido Winter, Volksschullehrer zu Hoisendorf. Auch ein Stadtmensch, der auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Brotjagd ins Gebirge kam.

Soweit ganz regelmäßig, daß er kleinbürgerlicher Abkunft ist, eines Seilermeisters Sohn aus Lansach, und seine Studien kümmerlich vollendet hat bis nahe an die Grenzen des Doktors der Juristerei. Nun ist aber dieser Seilerssohn ein Strick, der sich nicht fügen will. Zwar wohl den Vorgesetzten, aber nicht den Kollegen. Da hatte der Mensch, von des Gedankens Blässe angekränkelt und schief gewickelt, wie er stets war, die Dreistigkeit, bei einem Studentenkommerse folgende Rede zu halten: „Kommilitonen! Ich liebe euch unbändig. Was aber die Saufcomments und Mensurenrempeleien anbelangt, so sind dieselben nichts, als studentische Philisterei. Zum Trinken läßt sich kein Ochse kommandieren und schlagen mag sich, wer Schläge haben will. Ich nicht, hört ihr das? Mein Antlitz ist entstellt von Blattern, doch immerhin noch zu

gut, als daß mir der erstbeste Naussimpel seine Renommage hineinschnitzeln dürfte! Ich habe den Mut zu sagen, daß ich keinen habe!" — Dieser Mut, keinen zu haben, war allerdings gefährlicher, als so ein paar Semesterpaukereien. Er ward verhängnisvoll. Die Studentenschaft hatte den Guido Winter natürlich sofort „gesteckt". Als Ausgestoßener war er auch in der guten Gesellschaft der kleinen Universitätsstadt unmöglich, wo er durch Stundengeben bei dämlichen Hausherrensöhnen sich schlecht und recht fortgeholfen hatte. Er mußte die akademische Laufbahn aufgeben und sich ein anderes „Fortkommen" suchen. Noch von Glück konnte er singen, daß es Volksschullehrerstellen giebt, wovon eine hinten, weit hinten im Almgai provisorisch ergattert wurde. Dreihundert Gulden Gehalt und „Naturalien!" Sapperlot, war das ein Schwein! Und ein gesammelter Bücherschatz dazu. Und trotzdem wäre er verloren gewesen in den Einöden dieser Berge, wenn er nicht eines noch zu eigen gehabt hätte — die Jugend. In der ersten Zeit ging es ganz wohlgemut; je länger er in Hoisendorf saß auf dem kleinen Schulhause, desto fremder kam er sich dort vor. Dem Stadtkind fehlte der eigentliche Hang zum Lehrfache, es fehlte ihm das Verständnis für Ländliches und sein Sinn für das Volkstümliche erstreckte sich nicht viel weiter, als bis zu dem lieblichsten aller Bauerndirnlein. Als er nach Hoisendorf kam, saß sie noch in der Schulbank und hatte sauber in ihr Lesebuch geschrieben: Barbara Weiler. Sein erster Gedanke, als er sie sah: das ist ein herziger Fratz. Und später — ob sie mit ernsthaften Augen dem Lehrer die traulsamen Worte gleichsam vom Munde sog oder ihn

wegen mancher Ungeschicklichkeit im Haushalte weidlich auslachte, oder ob sie ihm flink eine kleine häusliche Arbeit verrichtete oder irgend ein Buch von ihm entlehnte — wußte er schon passendere Bezeichnungen für sie. Als sie aus der Schule trat, riet er ihr, im Lesen und Schreiben sich fleißig zu üben. Demnach las sie manchmal so ein bißchen aus seinem Peter Hebel und Schiller und schickte ihm durch den Bruder Franzel die Bücher allemal mit einem artigen Dankbrieflein zurück. Ob bei diesem Bücherentlehnen die Dankbrieflein nicht Hauptsache waren? So hat sich das sachte angesponnen, sachte und arglos — und auf einmal war es da. Die erste Offenbarung war eine auffallende Befangenheit. Wenn sie sich am Sonntag sahen und begrüßten, wurde sie rot im Gesicht und er stolperte auf ebenem Platz. Na, ich werde dir etwas schildern, was seit Adam und Eva das gleiche ist! Aber es ist ja schrecklich merkwürdig, wie sie einmal im Mai an der Kirchhofsmauer gerade unter blühendem Holler zusammengerieten und er ihr in einem Kusse fast die Augen austrank. Das hatte der dumme Junge arg zu büßen. Von nun an mied sie ihn, wie die versengte Katze das Feuer und er wußte sich in der unsinnigen Feuersbrunst keine Hilfe. Den ganzen Sommer war — nach des Lehrers Aussage — nichts, als ein wildes Herz und ein dummer Kopf. Und dann im Frühwinter. Guido kommt von einer Lehrerversammlung in Kailing nach Hause, findet seine Stube warm geheizt, voll von Weibern und in seinem Bette liegt die Barbel! Liegt die Barbel fröstelnd und lachend. War das Mädel auf einem Gang zum Krämer über den vereisten Steg in die Achen ge-

fallen, zur knappen Not von einem Holzfuhrmann herausgezogen und in dieses nächstbeste Haus getragen worden. Freilich ist noch an demselben Tage der Adam mit einem Karren da, auf den die in ein halbes Dutzend Bettdecken gewickelte Verl gelegt und mit zwei Ochsen bergwärts geführt wird. — Das hilft nichts, der Lehrer ist doch verrückt. Ein paar Tage später geht er hinauf ins Gebirge und kommt natürlich zum Adamshaus. Er möchte ein wenig rasten, aber er ist nicht müde. Er möchte sich ein bißchen wärmen, aber ihm ist nicht kalt. Da denkt er: Nachfragen bei ihren Eltern, wie's ihr geht, ob sie sich schon ganz erholt hat, das schickt sich doch. Die Eltern waren nicht im Hause, sondern in der Scheune beim Futtermachen. In der Stube beim Spinnrad saß das Mädel. Ganz allein — mutterseelenallein ist sie dagesessen in der Stube und hat gesponnen. Zuerst hat er nichts gesagt, dann ist er auf sie zugestürzt: Lieb hab ich dich! Lieb hab ich dich! — Und ist wahnsinnig geworden.

Und soll es geschehen sein zur selbigen Stund', daß sie sich voreinander nicht haben erwehren können.

So weit, mein Freund, hat er erzählt. Gegen Ende hin unsicher tappend, wie viel er verschweigen darf und wie deutlich er sein muß, um verstanden zu werden.

Wie bei diesem Bekenntnisse des Lehrers mir zu Mute gewesen ist! . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann haben wir weiteres geplaudert. Was er für die Zukunft anzustreben gedenke? — Er denke nicht weiter, er wolle in Heidendorf verbleiben. Doch wie das ein anderer über sich bringe, der nicht so brav sei wie er, das

verstehe er nicht. Es sei halt doch wohl ein traurige Winkel. Darum möchte er eben auch dem kleinen Jungel ein gutes „Fortkommen“ wünschen.

Nach dem inhaltsreichen Spaziergange waren an dem Berge die Schatten hoch hinaufgestiegen. Nur die Holzwände des Adamshauses leuchteten in der untergehenden Sonne noch und die Fensterchen funkelten glühend, als wäre das Innere voller Feuer.

Am Eichenrain trennten wir uns, der Lehrer ging thalwärts, ich bergwärts. Am Stege blieb er stehen und schaute mir nach. Es scheint, er traut mir doch nicht ganz.

Auf dem Bergwege blieb ich auch nicht allein. Der Jäger Konrad gesellte sich zu mir. Heute hatte er wieder Gewehr und Federbuschen.

Langsamer sollte ich gehen. Einen Kameraden möchte er haben.

Ich wäre jetzt lieber allein gewesen. Mit Jägern weiß ein Mensch nicht viel zu reden. Heute war's anders. Dieser Jäger sprach seltsamerweise nicht von Hirschen, Hasen und Hunden, sondern von Menschen. Und zwar von meinem Nockerl. — Das Leben vergräme es ihm, dieses Unglück mit dem Burschen. Schon Schmerzensgeld habe er geben wollen, aber er nähme nichts an. Die eigene Hand könne er sich nicht abhauen lassen und hingeben für die zerschossene. Könnte man das, so thäte er's, Gott sei Zeuge. So oft er den Krüppel sehe, möchte er sich selber was anthun. Es sei ihm ganz abscheulich.

„Das habt Ihr von Eurem verdammten Schießen!“ fuhr ich ihn an. „Muß denn allemal gleich geschossen sein? Und wenn auch so ein notiger Teufel einmal ein

Stückel Wildpret erlaubt, was liegt denn dran? O nein, Jäger, da hab ich ein weites Gewissen. Gegen Leute, die jährlich ein hübsches Vermögen für das Jagdvergnügen ausgeben können, habe ich ein weites Gewissen. Arme Leute einsperren oder gar zu Krüppeln schießen zu lassen, weil sie einmal ein Stückchen Braten wollen haben, das — wenn ich Edelmann bin — wäre mir, offen gestanden, zu lumpig."

Da könne man nicht widersprechen, meinte der Kamerad, doch ein Jäger habe seine Vorschriften. Er sei selber Diener. Er wisse es wohl. So bereits manch ein Jäger vor Bauern und armen Häuslern sich empfehle, vor dem Gnädigen beuge er sich wie ein Hebelein und möge Pfarren bereit, die sein Jagdhund annehme. Er habe es auch satt. Das drückte bei ihm noch, daß er gehört habe, der Rudolf wolle den Fall vor den Landtag bringen.

Jetzt ward mir erst helle, warum der Mann so demütig ist. Den Landtag fürchtet er und seine Herrschaft dürfte sich auch nicht darauf freuen. Freilich, und das Ding hält, wer seinen öffentlichen Skandal. Da soll halt jetzt der Wechsel verblümt werden, natürlich. — Es wäre dann von dem neuen Abgeordneten, daß er sich an die Aufdeckung der Waldkomplotte machen wollte! Mit diesem Trost habe ich den Jäger entlassen.

Noch immer war es heute mit dem Alleinsein nichts in diesen einsamen Bergen. Beim Heimwärtsgehen gegen unseren Hof fand ich auf der Brunnenwiese — hier hat nämlich jedes Fleckchen Boden seinen besonderen Namen — den Hauswirt. Er saß auf einem trockenen Rasenhaufen und hatte Ruhe. Weil die Kühe im Stall ohne frisch Futter

ich nicht wollen weiter lassen zum Wirth, so hat der Alte die Sense genommen und am Gras mähen gegangen. Während der Arbeit hatte ihn wieder kein Übel angefaßt.

„Warum thut Ihr das, Vater, wenn Ihr einen Bresten habt?" sagte ich. „Er hätte es auch ja am Morgen schaffen können."

Darauf er in langen Atemzügen: „Vergelt's Gott, [illegible]. Der Sonntag gehört dein."

Nachdem das Futter im Futterbarren war, ging ich in meine [illegible], um wieder einmal nachzudenken über die dumme Welt. Dort verbrauchen sie sich Zeit und Kraft [illegible] mit [illegible], [illegible], [illegible], [illegible] und Wildjagern, halten eine halbe Million müßiger Soldaten, und mein Ahne muß sogar am Sonntage unter der Arbeitslast zusammenbrechen.

Philosoph, du kannst gelegentlich einen deiner Weltweisen fragen, wie lange das noch dauern soll.

Meinetwegen lassen sie sich [illegible], die Heiden. Es ist ja alles Thorheit, Thorheit! Es ist eine dumme Welt. — —

[illegible] im [illegible].

Es waren die [illegible] da. [illegible], der Meister mit der [illegible], der Geselle mit dem [illegible] [illegible] und der [illegible] mit dem [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“ [illegible] „[illegible]“

[illegible]

„[illegible]“ [illegible] „[illegible]“

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

der großen [illegible], den [illegible] der [illegible] hatte ich so nichts [illegible]. Nein doch, [illegible] gefällt nur dann, wenn man sich selber [illegible] und wieder [illegible] kann, wenn die Stelle frei, das [illegible] in Ordnung ist. Ein Erfolg ist es nicht. Und so bleiben nur noch die armen Menschen. Dem Himmel ist es in einer lieben Form empfohlen, diesen [illegible] noch zum [illegible] zu geben. Wunder nicht! Na gut, er hat sich nicht vergriffen haben.

Zur Erheiterung [illegible] sich [illegible] irgend ein kleiner [illegible] ein, das [illegible] genommen, ganz [illegible] ist und alle auch nicht begriff und aus der [illegible]. Das [illegible] Wort wird der [illegible] stehen. Das kommt so: In der vorigen Woche sind wir beim „[illegible]“ gewesen. Das heißt, wir haben [illegible] ausgeglichen, so die [illegible] und [illegible] und auch die [illegible] [illegible]. Ungern, will ich doch sehen, sind solche [illegible], an welchen [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] wollten, bis der richtige [illegible] wieder an der richtigen Stelle [illegible]. Er ist, erzählte mir der [illegible], am [illegible] des [illegible] [illegible] in den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] und habe [illegible] genommen. Der [illegible] habe wohl gedacht, da handle es sich um eine [illegible] zum Vorteil des [illegible]. Weil er aber doch nicht wissen konnte, wo [illegible] es gehört sei, so habe er den [illegible] nicht beschädigen können, habe jedoch in einer [illegible], als der [illegible] wieder [illegible] sei und wieder [illegible] genommen habe, dem [illegible] gesprochen: „[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

und wir nichts mehr schuldig sein, und der Grenzpfahl soll stehen bleiben wie er steht, und soll's keinem Nachkommen gestundet sein!" Darauf sei der Geist verschwunden. Hingegen wäre in einer der nächsten Nächte ein anderer Geist an das Bett des Mannes getreten, sein Großvater, und der hätte sich beklagt, daß der Mann weit hergeschleift hätte, was nicht ihm gehört. Und dann habe der Mann darüber nachgedacht, daß man wohl ein Stück eines [illegible] herschleifen könne, nicht aber ein Stück Erdreich, das keinem gehört, weil es allen gehört. Den Nachkommen wie den Vorfahren, dem ganzen Geschlechte. Hernach habe der Mann mit seinem Vetter gesprochen, sie hätten sich mit dem Nachbar aber nicht anders vergleichen können, hätten den strittig Stücken abgeschaut und die Grenze am [illegible] [illegible]. Dann sei Frieden gewesen.

Da hat die [illegible] ganzen [illegible], [illegible] [illegible] er das Eigen hin, damit der alte Nachbar [illegible] sei, dann [illegible] er's wieder zurück, damit sein Großvater Ruhe habe. Und die [illegible] auch diese Geschichte die Unveräußerlichkeit des angestammten [illegible]. Im Bauernstande kann man auch von Gewissensbedrängungen etwas lernen.

Nun also wir haben den Zaun neu gemacht. Der Zaunmacher trieb zu paar und paar die Stecken in den Erdboden, ich legte die Stangen dazwischen, junge Fichtenstämmlinge, die wir vorher im Dickicht geschlagen und entästet hatten. Dann wand er um die Stecken solche Bänder aus [illegible], die der Nachbar am [illegible] [illegible] gehabt habe, damit sie die nötige Zähigkeit gewinnen. Der „[illegible]" ist allemal vergnügt, wenn sich eine Beschäftigung findet, die er gleich einem ganzen Menschen

verrichten kann. Ein ganzer Mensch möchte er sein, wie alle anderen, aber seine rechte Hand ist schwindsüchtig, wie dürres Holz, nur weh thut sie wie Menschenfleisch. Und da bricht in dem armen Burschen manchmal eine Verzweiflung heraus, die uns alle hart bekümmert.

Was ist dagegen meine Wunde an der Hand? Und nun komme ich bald zum Terpentin. Es ist der Vorabend des Christihimmelfahrtsfestes und um vier Uhr nachmittags verkündet der Hausvater bei unserm Zusammensein den Feierabend.

„In Gottes Namen lassen wir's gut sein," pflegt er zu sagen, wobei mir allemal das Bibelwort von der Erschaffung der Welt einfällt: Und er sah, daß es gut war. — Ich aber sah diesmal am vorigen Mittwoch, daß es nicht gut war. Es blieb da noch eine Zaunlücke offen, durch die des Nachbars Weidekühe leicht auf unsre schön grünendes Haferfeld kommen konnten, während wir am Himmelfahrtstag in der Kirche saßen. Ich blieb also allein zurück, um die Lücke einzuflechten mit Stangen zu verrammeln, und dabei stieß ich mir einen scharfen Holzsplitter in den Ballen der rechten Hand. Der Adam hat nachher mit der Taschenmesserspitze wohl einen Teil davon herausbekommen, was aber drinnen blieb, das stach höllisch auf einen Nerv. Die Hausmutter kam mit ihrem schwarzglänzenden Pechtiegel, schmierte ein Pflaster und legte es über meine Hand. „Das zieht den Spreiß schon heraus."

Zwei Nächte lang habe ich wenig geschlafen und wollte mich zum Ärgernis des ganzen Hauses schon aufmachen nach dem Doktor in Kailing, da begann doch

endlich den Faden herauszuschneiden. Er ist nicht größer als ein Hasenbeinchen und man ärgert sich doch über den Kern, der einer solchen Kleinigkeit wegen so aufgebracht ist.

„Der Kern ist halt verrückt," meinte der Rechenk zur Erklärung. „Ich bin immer schwer verzagt, wenn er launenhaft wird und da weiß jetzt, weshalb das Papier nach Pech riecht."

Vorgestern hat mein Hauswirt in der großen Stube ein umständliches Gerüste aufgestellt, das noch mehr Verwirrung anrichtete als vorhin die Schachteln. Ein Gefüge von Schnüren, Balken, Rollen, Haspeln, Rädern und allerhand Zeug. Lange wußte ich nicht, was denn das wieder bedeuten soll und zum Fragen ist er gewöhnlich auch zu stolz, der Herr Knecht. Am Nachmittage, als der Mann von Spulen und Haspeln Garn auf die Rolle zog, begann mir zu dämmern, und als dann auch das Schifflein zum Vorschein kam und wie es bei jedem Zwischenschlagen der zwei Garnrahmen lustig zwischen den Fäden durchschoß, konnte sogar ein Redakteur der volkswirtschaftlichen Rubrik nicht mehr länger darüber im Zweifel bleiben, daß es ein Webstuhl ist.

Wie man dreist behaupten kann, daß die gewöhnliche Holzwalze zur Weiterbewegung von Lasten eine wichtigere Erfindung war, als später die Lokomotive und das einfache Spinnrad der Hausfrau die feinsten Spinnereien der Welt an Bedeutung in den Schatten stellt, so darf ich auch sagen, daß der altbäuerliche Webstuhl in seiner Einfachheit, mit den schlichtesten Mitteln die größte Zweckmäßigkeit erzielend, doch eigentlich merkwürdiger ist, als alle Kunst-

reichen Einrichtungen einer modernen Tuchfabrik, die ja auch aus dem Bauernwebstuhle hervorgegangen. Ein einziger Mann mit zwei Beinen zum Treten, zwei Armen zum Schnellen und einem Kopf zum Denken macht aus dem losen Garn die schöne, glatte Leinwand.

Wohl sehr mit einem Kopf zum Denken!

Recht lehrreich wäre es für den Städter, einmal ein Auge zu legen auf die Vielseitigkeit eines „dummen Bauers“. Nebst des Betriebes einer vielgliedrigen Landwirthschaft, die hier in Ackerbau, Viehzucht und Holzarbeit besteht, kann der Bauer nicht bloß Korn mahlen, Leinöl pressen, Haus zimmern, Dach decken, Ofen bauen, Brunnen graben, Kohlen brennen, Pechöl sieden, Most pressen, Branntwein destillieren, sondern auch Garn spinnen, Leinwand weben, Wolle wirken, Loden walchen, Leder gerben, kurz alles, was in eine Wirthschaft schlägt, die sich selbst genügen muß. Ein Vergnügen war es, dem Adam zuzusehen, mit welcher Fertigkeit er den Webstuhl betrieb. Man muß nur wissen, was das heißt: Garn! Ich hatte bloß einen ganz kleinen Handlangerdienst zu leisten und augenblicklich war ich umgarnt. Ich versuchte abzustreifen, wendete mich nach allen Seiten herum, begann zu zappeln und zu treiben und geriet immer tiefer hinein, so daß es dann selbst die Hausmutter nicht zu stande brachte, mich zu erlösen. Sie schalt auch zu sehr dabei, war zu ungeduldig, ein Fehler, den das Garn am allerwenigsten vertragen kann. Ich geriet bei jeder Anstrengung, den hundertfachen Fäden und Mitschen zu entkommen, nur immer tiefer ins Gewirre. So daß endlich die Burbel gerufen werden mußte, um die täppische Hummel aus dem

Spinnengewebe zu befreien. Als das Mädel hereinkam, war mir's just, als käme die Kreuzspinne nachsehen, welche Beute diesmal im Gewebe hängen geblieben ist. Während sie in aller Gelassenheit mit zarter Hand die Fäden von meinen Armen und Beinen nestelte und auch die Schlingen um Brust und Hals lockerte, ward die Umstrickung erst vollkommen. . . .

Wenn das der Schullehrer erfährt! Ich vermute, daß die Leinwand, die der Adam webert, zur Hochzeitsausstattung kommen wird. Und ist schon einmal der zugewanderte Knecht im Garn gesessen! Thorheit! Das Mädel ist arglos wie ein Schneeglöckchen. Wer mich umgarnt hat, das bin ich selbst — mit meinen dummen Einbildungen.

Wir können ja nicht lieben, wir von der „höheren Bildung." Wir können liebeln und tändeln und sündigen und eifersüchtig sein. Aber lieben? Wie Leander die Hero, wie Romeo die Julie! Dafür sind wir viel zu gut erzogen. Oder zu schlecht genährt. Was meinst du, Philosoph? —

Heute am Nachmittag ist der Michelmensch wieder dagewesen. Der Doppelte, dem ich's zutraue, daß er lieben konnte, seit man sah, wie letzthin sein Haß zum Dach heraus gelodert hat. Er war vor einigen Tagen vom Nachbar so plötzlich mit dem Fuhrwerk geholt worden, samt seinem großen Korbe, daß er gar nicht Zeit hatte, sich im Adamshause zu verabschieden. So kam das alte Einlegerpaar um sich zu bedanken für die „guten Wochen", die es hier aufgehoben war. Sprecherin war das Weib natürlich, und brachte sie es so treuherzig vor, so dankbar und

zart, wie sie beten wollten allbeide, daß die liebe Frau Mutter Gottes ihren Schutzmantel ausbreiten möchte über dieses treue Haus und seine frommen Leute. Und wenn der Michel und die Micheln, was wohl sicher sei, früher von dieser Erden Abschied nehmen müßten, als die Adamshauser, so wollten sie beim Herrgott im lichten Himmel oben schon einen guten Platz belegen für den Vater Adam, für die Mutter Traudel und ihre Kinder alle vier.

Waren das wirklich die zwei Alten, die bei der Anwesenheit des aberwitzigen Roten so wütig aufgezischt hatten? War es purer Wahnsinn gewesen? Oder war diese demütige Dankbarkeit für gebührende Armenpflege nichts als Heuchelei? Ich denke, es sind alte Kinder, die auf einmal störrisch werden können. Oder ist auch im gottinnigen, altweltischen Landvolke ein wilder, revolutionärer Blutstropfen vorhanden?

Sie trippeln, mit ihren Stecken klappernd, schon über die Thürschwelle, als die Alte noch einmal umkehrt zum Feuerherd und die Hausmutter bittet: „Wenn etwan der Hiesierl kommen sollt' und unser nachfragen, gelt Mutter, du weisest ihn. Beim Schlappzopf sind wir jetzt, nächst Wochen beim Gleimer, nachher beim Kulmbock und auf der Sonnseiten weiter."

Das Licht ihres Alters. Ihr Sohn! — O Freund, was der Glaube macht!

Gute Nacht zu dir, Alfred, in die weite Welt. Heute könntest du ein Kirchenlied von Paul Gerhard auf mir spielen, so weich bin ich gestimmt.

In diesem Hause herrscht ein schöner Brauch, den ich in

anderen Bauernhäusern der Gegend bisher nicht beobachtet habe. Am Abende, wenn die Familie auseinander geht, reichen sich Eltern, Kinder und Geschwister die Hand und sagen: „Behüt' dich Gott über Nacht!" Sie sagen es so ernst, wie beim Abschied vor einer Gefahr. Das hat mir wieder einmal ins Bewußtsein gebracht, was das heißt: Die Nacht! — „Sie ist keines Menschen Freund!" Was das heißt: Der Schlaf! „Er ist des Todes Bruder!" — Der Mensch legt sich hin wie aufs Bahrbrett und vertraut seinem Herzschlag, daß er den Leib warm erhalten werde. Bald hat alles aufgehört, was sein Leben und sein Streben gewesen. Es ist gerade so gut aus, als ob's gar nie gewesen wäre. Es ist gerade zu gut aus, als ob's gar nie mehr anfinge. Und wenn es nicht mehr anfängt, so ist kein Schmerz und keine Klage darüber beim ewig Schlafenden. — Und wenn es wieder anfängt, so ist es, wie eine neue Weltschöpfung, ein neues Geborenwerden und ein göttliches Wunder. Alles was dem Einschlummernden lautlos und leiblos unterging, ist wieder da, wie aus dem Erdboden stehen liebe Menschen auf ringsum und sagen einander: Guten Morgen!

Freund Alfred, so sei auch unsere Urständ. Behüt dich Gott, über Nacht!

Pfingsten, das liebliche Fest ist gekommen! So abgebraucht man dieses Citat finden wird, die schlichte Herrlichkeit desselben habe ich doch erst jetzt empfunden. Wenn ein derber Bauernkerl weinen dürfte, ich würde es mit Vergnügen thun. Wenn Bauernlümmel vor Glückseligkeit flennen vonwegen Blumen, Sonnenschein und Vogelsang — das wäre euch doch genug Gemütsbildung im Volke! Ganz unbeschreiblich, Freund, wie jetzt die Bergwelt schön ist. Wenn das Lüftchen zieht, so schneit es über das Stalldach die Blüten nur so herüber von den Kirschbäumen und die Hochmatten sind weiß bis hin zum Schachenrand vor lauter Margeriten. Ich versinke in Blüten- und Frühlingsleuchten und möchte manchmal aufschreien: Herr, ich bin nicht würdig! — Bezahlen lasse ich mich für diesen Himmel! Der Wette schäme ich mich zu Tode.

Und diesem Mädel ist noch zu wenig Blühen. Im Hausgärtlein hockt sie, auf das eine Knie stützt sie ihre Hand, mit dem andern kniet sie auf dem schwarzen Erdreich. Selber wie ein Rosenstock zieht sie junges Nelkengestämm, hegt silberschimmernden Rosmarin. Den braucht sie für Frohnleichnahm und so hat ihr's die Mutter aufgetragen. — Jetzt nimmt sie das weiße Tüchlein und trocknet sich den Schweiß. Ist es denn schon so heiß auf der Welt?

An diesem Pfingstsonntag bin ich früh aufgestanden, bin hinausgegangen durch das nasse Gras. Der Löwenzahn und das hohe Gestämme der Glockenblumen haben meine Beine weit herauf mit Thautropfen benetzt. Auf der Kulmplatte, wo vor sieben Wochen das Osterfeuer gebrannt, bin ich gestanden und habe hingeschaut. Dieses urgewaltige Bergland, ich habe es angebetet wie einen Pfingstaltar. Aus unserem Hoisendorfer Thale ragt nichts hervor als der senkrecht aufspringende Rechenstein, aber ein Glockenton klingt zur Höhe, erinnernd, daß dort ein Kirchlein steht für solche, die Gott nur dann erkennen, wenn er klein ist und im Menschenbaue wohnt. Freilich, freilich, man soll ja Gott nicht nach außenhin suchen im unbeschränkten Raum, sondern in der eigenen Brust, und da mag es ja sein, daß die enge Beschränkung in einer Steinmauer eher den Weg ins Innere weist als das freie Himmelszelt. Aber du lieber Gott, mein Inneres ist ja nicht gerade allein dort, wo die Blutmuskel pumpt und das Gehirn arbeitet, mein Inneres ist überall, wohin ich denken kann, ist in allem, was das Ohr hören und das Auge sehen und das Gemüt fassen kann. Alles, wovon ich weiß, alles ist mein Leib, ist mein Wesen.

Als an diesem Morgen mir solche Gedanken kamen, da jauchzte es plötzlich: Mensch, Welt, du bist ja erlöst! Mensch, du bist Weltall geworden! Weltall, du bist Mensch geworden! Du bist eins, du bist ewig und dein Geist heißt Gott! — Und da giebt's ja kein Leiden mehr, keine Unvollkommenheit, und wen sein Gürtel drückt am Menschenleib, der lege ihn ab und umgürte sich mit dem Sonnenkreis! —

Ich habe es schon wiederholt geahnt, mein lieber Alfred, daß die Stimmung des höchsten Glückes gefährlich werden kann. Heißt das, was man so nennt. An diesem Pfingstmorgen auf der Kulmplatte hatte es mich einen Augenblick lang überkommen: wenn ein Felsabhang da wäre, ich müßte jetzt in den Sonnenkreis fliegen. Aber der Bauernknecht hielt den Allmenschen zurück und sagte: „Was fällt dir denn ein! Soll der Adam mit seiner kranken Brust in der nächsten Woche allein brachen?"

Und da habe ich meinen unendlichen Leib, der mir ohnehin nicht entgehen wird, einstweilen an das Himmelszelt gehangen und ihn noch von außen angesehen, durch die zwei Augen des Hans Trautendorffer.

Hast du schon bemerkt, daß der Tourist, wenn er eine hohe Bergspitze besteigt, unwillkürlich fast immer zuerst nach Westen ausschaut? Ist das der magnetische Sonnenstrich, der die Menschheit stets von Ost nach Westen leitet? In mein Auge fällt zunächst die ferne Felsenkette mit ihren rotglühenden Spitzen. Sie haben schon die aufgehende Sonne. Nach der entgegengesetzten Richtung hin breitet sich das weite, silberne Meer. Der Golf von Fiume, du kennst ihn. Verstehst du mich denn nicht? Lachend erschrecken würdest du über die Ähnlichkeit des weißen Nebelbeckens im Niedergai mit dem genannten Meerbusen. Und auf den lichten Wassern des Quarnero gleitet ein Schiff dahin, das ist ein Habicht, der über der weißen Nebelschicht schwebt. Und jetzt geht dort, wo das Meer im Unendlichen ruht, die Sonne auf. Die schreckliche, die blutige, die ungeheure Sonne! Ganz glanzlos, eine glührote Scheibe, nach einem Rande hin dunkler, als hätte diese Kugel eine Schatten-

seite. Ist denn das dieselbe, die nach wenigen Stunden wie ein funkelnder Stern am hohen Himmel steht, jedes Auge blendend mit vernichtendem Blitz! — Nun hebt sie sich empor, ganz sachte. Kein Spiegeln im Nebelmeer, nur die Berge werfen hinein ihre Schatten, deren Ränder in Regenbogenfarben schillern. Und die Sonne lodert gewaltiger und nimmt in planſicherer Unbändigkeit ihren Schwung durch den ewigen Himmel.

Die armen Städter! Sie schlafen jetzt, dieselben Menschen, die vierzehn Stunden später sich mit klingenden Münzen in die dunstige Bude drängen, um einen Theatersonnenaufgang zu sehen.

Am vierundzwanzigsten Sonntage.

Ich verewige den Saufüssel. Den Schleuderer! David der König hat in seiner Hirtenzeit die Schleudersteine nach dem Riesen Goliath geworfen, der Saufüsselbub nach der Schafherde des Adamshauses. Das war sein Pfingstfestvergnügen und ist es ihm gelungen, einem trächtigen Mutterschaf das Vorderbein abzuschlagen. Das hielt er wieder einmal für einen guten Spaß. Ich entledigte ihn des Kleides und habe auf seine Abachseite allerhand eindringliche Lehren geschrieben, eingedenk der Alten, daß man die wichtigsten Dokumente auf Pergament schreiben müsse. Darob will der Junge mich jetzt verklagen. Beim neuen Landboten, dem Kulmbock, der alles recht machen wird, an dem keiner vorbeikommt, der es nicht zuläßt, daß Lehrjungen thätlich berichtigt werden. Nach dem neuen Gesetz dürfen keine Lehrjungen mehr gezüchtigt werden. Überhaupt, wenn die Rebellion kommt, meint der Saufüssel, dann sei nicht mit den großen Herren anzufangen, sondern mit den hergelaufenen Bauernknechten. Er scheint sich schon so einen auf die Mücke genommen zu haben.

Der Kulmbock giebt's jetzt groß. An den Werktagen wandert er in der Bauernschaft umher und sammelt Unzukömmlichkeiten, Beschwerden, Wünsche und Forderungen, um sie im Hohen Landtage vorzubringen. Dann wird er's ihnen schon sagen, „denen, die uns alleweil niederdrucken möchten. Wir sind auch noch da, wir! Und Glasscherben

fressen wir ihnen schon lang nit, wir! Mit den Soci spannen wir uns zusammen, da werden ihnen die Hosen schon bledern, denen gewissen!"

Am Sonntage nachmittags sitzt er zusammen beim Kirchenwirt, mit dem Kuraten. Der Kurat hält nichts von den „Socis"; die Konservativen, sagt er, die Geistlichkeit voran, die wären weit bessere Bundesgenossen. Darauf antwortet der Kulmbock: „An die haben wir uns lang genug gehalten, sie sind dabei alleweil stärker geworden und wir alleweil schwächer. Na, Gott sei Dank! Mich kriegt keiner herum! An mir kommt keiner vorbei!"

Ich sage dir, Freund, dieser Kulmbock ist der wahre Bauern-Bismarck!

Und nun ein Liedel vom verwundeten Mutterschaf. Der Rocherl als Leidensgenosse hat besondere Teilnahme dafür und wollte ihm in einem Winkel des Stalles auf frischem Stroh ein Lazarett errichten. Da kam die Schwester und bettelte ihm das Tier ab. Der Junge war voller Freuden, daß die Barbel einmal einen Wunsch aussprach und überließ ihr das Schaf auf der Stelle. Sie nahm das schwere Tier in die Schürze, trug es in ihre Kammer. Dort hat sie die Fußwunde mit lauem Wasser gewaschen, hat die Wolle herum weggeschnitten, hat ein Pechpflaster um das Bein gewunden, hat es mit Lappen verbunden und hat es in einen alten Korb gelegt auf weiches Haferstroh. Anfangs hatte das Tier ganz erbärmlich geschrien, dann lag es gar behaglich da und schaute aus den viereckigen Augen mit dankbarem Blick auf die Wohlthäterin, die ihm noch frischen Klee und laue Milch zum Abendbrot bereitete. Wir waren alle herumgestanden, um ihr beim Verbinden

zu helfen, aber sie machte alles allein. Mittlerweile beguckte ich ihr Gemach. Der Spinnrocken, der blanke Linnenschrank, der kleine Nähtisch, am Fenster blühende Sachen. Sie besorgt mit solchen Dingen das ganze Haus. Gretchens Stübchen kennst du ja. Manchen von uns himmelstürmenden Fäustlingen hat Mephisto dahingeleitet.

Das gehört nicht hierher. Es ist nur ein Redeschmuck, ein dummer.

Als das Schaf anfing, neuerdings unruhig zu werden, sagte sie zärtlich wie zu einem Kinde: „'s thut halt schon wieder weh, gelt!" Und hub an, den Korb sachte hin- und herzuschaukeln wie eine Wiege. Und dabei selber so ernsthaft, so betrübt.

„Daß sie denn gar nimmer will lachen!" sagte nachher die Mutter am Herd. „Sie hat's ja nit anders, wie vor und eh. Wer thut ihr denn was?"

Die alte Myrenzel war gekommen und wollte gleich ins Stübchen zum Mädel. Da begann in ihrer Rücktrage das Dachshündchen auf das Schaf zu keifen, so, daß dieses entsetzt auf und davon wollte. Man hätte gemeint, daß sie es der Mutter des Schleuderers eintränken würden. Nicht mit einem Worte. Nur daß die Alte artig hinausgewiesen worden ist. In der kleinen Kammer sei frei kein Platz zum Niedersitzen, in der großen Stube könne sie besser abrasten. Dort nun fütterte sie ihr Hündlein mit Speck und gesalzenen Schnecken. Der Liebling lehnte ab, er war schon fett zum Platzen.

Als die Marenzel den Seufzer der Bäuerin hörte, warum das Mädel denn gar nimmer lache, packt sie mit ihrer Weisheit aus:

„Hast schon geschaut, Traudel, ob ihr die Fingernägel blühen?"

„Wem? Der Barbel? Die Fingernägel?"

„Wenn ihr," fuhr das alte Weib fort, „an der rechten Hand die Fingernägel blühen, so steht ihr ein großes Glück zu. Und wenn ihr an der linken Hand die Fingernägel blühen, so steht ihr ein Unglück zu. Und wenn ihr der Nagel am Ringfinger blüht, so hat sie den Milzschwund. Und wenn der Mensch den Milzschwund hat, dann kann er nimmer lachen."

Wenn ich meinen lieben Philosophen richtig beurteile, so wird er jetzt die Nägel seiner Finger besehen, wie wir es gleich beim nächsten Abendessen gethan haben. An uns und heimlich an der Barbel. An der kleinen, rundlichen linken Hand hat sie nichts auffälliges, als daß dieselbe eben sehr schön geformt ist. Das kann er, der ewige Bildhauer, wenn er will! — An den rosigen Nägeln der rechten Hand, die gerade so schön ist, hat sie ein paar weiße Punkte. Schneeweiße, wie winzige Kirschbaumblüten. Die Hausmutter warf dem Adam einen bedeutsamen Blick zu. Sie kannte es, das Blühen war's. Also helles Glück und kein Milzschwund.

Warum sie denn also einzig nicht lachen will!

Am nächsten Frühmorgen soll die Barbel einen Ruf der Überraschung ausgestoßen haben. Der Franzel hat ihn gehört und sich gedacht: Was jauchzet denn heut' die Barbel schon in aller Frühe! — Hatte das graue Schaf im Korb ein schwarzes feuchtes Lämmlein bekommen. Nun beleckte es das Junge und die Barbel stand da und wußte nicht, wie ihr geschah.

Der Adam flüstert seinem Weibe zu: „Das ist recht, jetzt wird sie schon lustig werden. Jetzt hat sie was zum Gernhaben."

Und sie fing an, das kleine zappelnde Wesen, das noch so unsicher auf den vier langen Beinchen stand, zu hegen und zu pflegen. Wir durften keines in die Kammer. Dem Rocherl gelang es aber doch am Nachmittage. Ein rotes Seidenbändchen hatte er im Papier. Das that er auseinander und ließ es flammen vor ihren Augen: „Kannst du das brauchen, Barbel?"

„Das Bändel? Wozu soll ich das Bändel brauchen?"

„Dem Lamperl, hab' ich gemeint, möcht' es gut stehen um den Hals."

„Meinst du, daß wir so hoffärtig sind?" fragte sie ein wenig schelmisch. „Du sollst dirs doch selber umhängen, wenn dus schon gekauft hat."

„Ich hab' es nit gekauft. Ich hab' es von der Kulmbock-Franerl schenkt bekommen."

„Und willst es jetzt ans Lamperl hängen?"

„Weil ich's deinetweg hab' thun wollen."

Sie streichelt ihm das Haar. „Dummer Bruder, du! Was man lieb geschenkt kriegt, das darf man nit gleich wieder so herschenken. Das muß man schön behalten."

Er wendet sich unwillig ab: „Hab' mir's eh gedacht. Was von mir kommt, das ist dir nichts mehr. Von jedem andern nimmst alles."

„Von jedem andern? Wie ist das gemeint, Rocherl?"

Er kniff die Lippen zusammen und die Augen zu, er preßte sich die Faust an die Brust, als wäre ein heftiger Schmerz totzudrücken.

„Du bist kindisch, Rocherl,“ sprach sie voller Zärtlichkeit. „Von jedem andern, schau, so was mußt du nimmer sagen. Man kann ja nur Einen gern haben.“

„Warum hast du mich nimmer gern!“ schrie er auf.

„Aber Närrlein! Du bist ja mein lieber Bruder!“

Er packte sie um den Nacken, küßte sie heftig auf die Wange und taumelte zur Thür hinaus.

Am selben Abende hörte ich ihn vor sich hinmurmeln: „Es wird sein müssen! Es wird sein müssen.“

Mir fällt's auf, schon seit einiger Zeit. Der Rocherl wird von Woche zu Woche blässer und bekommt einen so sonderbaren Blick. Ich weiß nicht, mir ist er unangenehm, dieser Blick. Früher war er nicht. So etwas Springendes, wie ein Funken, den der Wind jagt. Ob dem nicht etwa die Nägel der linken Hand blühen? Keinesfalls schlägt ihm seine unstäte Stimmung so gut an, wie der Barbel ihre stille Ernsthaftigkeit. So schweigen die Lilien und blühen. —

Mir geht's — um einmal landläufig brieszuschreiben — Gott sei Dank, auch so weit gut. Die Arbeiten sind nicht schwer um diese Zeit. Der Anbau ist vorüber, die Wiesen sind bewässert und gereinigt. Lässig wird im Wald herumgethan, um Brennholz zu machen aus dem Gefälle und dürrem Astwerk, das der Sturm niedergeworfen hat. Man kliebt das Holz zu Scheiten, stößet es auf, um es gelegentlich mit einer Schlarpfen in den Hof hinabzuschleifen. Dann die Vorbereitung für die Erntezeit, die Sensen werden gedängelt, die Rechen gezähnt, die Heugabeln geschaftet, die Sicheln beheftet, die Körbe bebändert, die Karren berädert. Man ackert den Krautgarten, macht

dann mit der Schaufel vier Löcher in die gelockerte Scholle, zieht Jauche auf und legt die zarten Kohlpflänzchen ein. Zum Hüter dieser wichtigen Pflanzung wird der Hasenschrecker aufgestellt. Na, da hat es sich wieder einmal gezeigt, was so ein zugerissener Knecht kann. Mit einer alten Linnenhose vom Michel, einer zerfaserten Joppe und einem löcherigen Hut vom Hausvater hat er einen Strohbund bekleidet, denselben mit einem hölzernen Rückgrat versehen und mitten auf den Krautgarten gestellt. Es ist eine wahre Charaktergestalt und zwar von der Gattung, die hier herum öffentliche Meinung macht. Die Arme breitet der Kerl weit aus und wird die Beständigkeit, mit der er das thut, durch eine Querstange hergestellt. An den Händen hat er lose hängende Brettchen, die beim Luftzug aneinander klappern, so daß die Hasen etwas meinen sollen. Die älteren, nämlich solche, die keine heurigen Hasen mehr sind, lassen sich nicht so leicht dupieren. Sie lassen den harmlosen Herrn mit seinem martialischen Aussehen und seinem Strohkopf stehen und klappern, und fressen ruhig die Kohlpflanzen ab, ihre Lieblingsspeise selbst im Sommer, wo ihnen doch allüberall Frisches gedeckt wäre. Die unerfahrenen Häslein aber, jene mit den Hasenfüßen, haben vor dem Herrn Polizeirat auf der Stange einen heillosen Respekt und wagen sich nicht an den Krautgarten.

Weil der Mensch in den holden Frühsommernächten nicht immer schlafen mag, so habe ich mich selbst dem Hasenverscheuchamte zur Verfügung gestellt. Neben dem Krautgarten steht ein Kirschbaum, darunter sitze ich auf der Bank und genieße die Nacht. Am vorigen Freitag sitze ich dort wieder. Es ist warm, fast schwül, der Himmel

gezogen. Drin aber dem Hochgebirge Wetterleuchten. Im Hause schläft alles voll tiefer Ruh. Auch die Kuhschellen im Stall melden sich nicht mehr. Kein Glanzkäferchen unten, kein Käferchen oben. Nur Wetterleuchten in allen vier Weltgegenden. Es ist just, daß einem bange werden könnte. Ich wandle langsam am Rain gegen den Schachen hin und horche, ob kein Murren zu hören ist aus der Ferne. Nichts. Schweres Schweigen. Ich gehe wieder dem Hause zu und denke: Menschenkind, habe Frieden. — Und wie ich um die Ecke biege, steht einer vor ihrem Fenster. Das Fenster ist offen. Drinnen hört jemand schluchzen, sehr tief, sehr heftig. Der vor dem Fenster spricht etwas hinein, ich kann's nicht verstehen. Beruhigen will er, so kommt es mir vor, so gütig spricht er hinein. Und ist's der Schullehrer.

„Kannst du mich denn noch lieb haben, jetzt!“ sagt sie drinnen.

„Klage dich nicht an, ich bitte dich. Laß m i r die Last. Ich verlaß dich nicht!“

Drinnen wimmert es. „Mein armer Vater! Mein armer Vater!“

Er spricht wieder leise und tröstet sie; es zittert sein Hauch vor Erregung. Und sie weint und weint.

„Hättest es mir früher sagen sollen,“ spricht er.

„Ich hab gemeint, unser Herrgott wird mich sterben lassen. Hab' ihn schon darum gebeten . . .“

Er will immer beruhigen und trösten. Sie weint und weint.

Da bin ich in meine Kammer gegangen. Was hat mir denn der Lehrer erzählt, damals in der Hochstallkammer?

Wenn es das wäre?! — Aus dem Halbschlummer erwache ich mich mit der Vorstellung: Das Hausmeisters morgen. Er ist brustkrank. Schlecht wird's mit ihm stehen und so lang es jetzt dem Leben.

Hingelegt habe ich mich auf mein Bett und bin wieder aufgestanden. Und hinausgegangen auf den Gang. Es ist Ruhe. Am Fenster steht er nicht mehr.

Und wie ich wieder liege in meiner Kammer, da fällt es mir ein: Hat das Fenster ein Gitter? —

Das ist das Kapitel vom „[illegible]". Nach der „[illegible]" [illegible], den wir gefeiert haben am vorigen Donnerstag zu [illegible]. Feierlicher Umgang durch das Dorf, über die Wiesen hin. Und auf den [illegible] brannten die Lichter wie Sterne. Ja, hier schritt auch das [illegible] [illegible] auf zum Himmel, zu [illegible] und [illegible] hatte, was es [illegible] [illegible] that. — Die Herren von der „[illegible]", wenn sie mich so mit entblößtem Haupte [illegible] [illegible] [illegible] unter den Bauern [illegible] [illegible] sehen, sie würden [illegible] [illegible]. Was thut der Mensch nicht alles um [illegible] [illegible]! — Pfui, daß mir diese Sachen immer noch aus der Feder springen. Ich bin doch [illegible] mit ihnen. Und [illegible] [illegible], will ich heißen. Die ländlichen [illegible], als [illegible], [illegible], [illegible], Kegeln und [illegible], [illegible] und [illegible] würden [illegible] länger gebraucht haben, um mich in den Strudel des Bauernlebens hineinzuziehen, als es die Arbeit und das Leiden gethan. Ich habe schon oft beobachtet, daß Lust und Vergnügen die Menschen entzweien, die Leiden sie einigen. Das letztere habe ich nun auch erfahren. Wenn [illegible] [illegible] haben, so können es nur an [illegible] Wunden. Und hat es letztens der Pfarrer auf der Kanzel gesagt: Wo das Leid ist, da kommt leicht auch die Liebe und der Glaube. Es mag wohl so sein.

herauf, ich bin nicht der Erste, [illegible] hinter dem Halbmond niedergegangen. Wer jemals das Herz [illegible] hat, der umarmt [illegible] Sonnenuntergang [illegible] be-geistig wieder in der [illegible] Scheu, die ein [illegible] [illegible] Wesen thut: Herr Gott, Allmächtiger, [illegible] unsere Geschicke! Geschöpfe und der [illegible] und [illegible]gewitter! — Und wäre nichts vorhanden, als die harte Natur allein, wenn sie viele Schmerzen gemeinsam einmal [illegible] und erfahren, da wird eine neue Kraft wach und es auch sich erhöhen. In einem Dichterbuche habe ich gelesen: In dem Augenblick, wo alle Menschen zu gleicher Zeit hoch aufwachen würden, nicht zu sein, würde die Welt aufgehört haben zu sein. — Wenn die Welt auf gemeinsame Verlangen gerichtet werden, so wird sie durch ein gemeinsames Verlangen auch bewegt werden können. Ich halte viel auf Einmütigkeit der Menschen in Lieben, Hoffen und Wünschen. In dieser Einmütigkeit liegt doch vielleicht jene Kraft, von der auch die Geschichte [illegible] [illegible].

Das mögen so meine Erinnerungen gewesen sein, während wir heimlich über die [illegible] [illegible]. Der Herrgott wird bei dem [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] Gedanke haben [illegible] [illegible] müssen, so war [illegible] [illegible] [illegible] als eine Willensverführung. Ich bin einverstanden mit allem, was mit so [illegible] [illegible], o Herr!

Die Mädchen, unter die ich mich eingereiht hatte, [illegible] [illegible] und [illegible] auch anderen [illegible] ge[illegible] haben, bei denen der [illegible] [illegible] [illegible] wieder gleicher Willensbewegung von[illegible], diese [illegible] Wege! Wo oft sie sich beugen, [illegible] wir uns und das Haupt der Schlange, [illegible] hinter und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

— [illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

wollt', daß ich als [illegible] [illegible] [illegible]. Aber die Tür hab' ich zugesperrt. Seitdem ist er daheim und jetzt weiß er, [illegible]."

„Seit wann ist er daheim?"

„Seit Samstag."

„Nun, da muß er ja verhungern!"

„[illegible]," sagt der Michael.

Wir kommen zur Hütte, die unter einem großen [illegible] hart am [illegible] steht, am Ausgang der Schlucht. Wir gucken nacheinander durch die kleinen, glaslosen Fenster hinein. Der [illegible] kauert im Winkel mit [illegible] [illegible]. Als er uns gewahr wird, springt er auf, hebt die Hände und wimmert: „Um Gotteswillen bitt' ich euch, laßt mich aus. Ich [illegible] hungern! Ich [illegible] hungern!"

Wir haben uns nicht lange mit ihm unterhalten.

„Du hast meine Schwester beschimpft!" ruft der Michael. Und der andere drauf: „Deine Schwester ist —" Noch eine Weile auf den [illegible], da habe ich genug gehabt.

„Michael," sag' ich, „jetzt glaub' ich schier selbst, daß wir den jungen Mann noch ein paar Tage im [illegible] lassen sollen, bis er etwas gemütlicher wird. Komm!"

Lassen den [illegible] schreien, bitten und fluchen und gehen davon.

Am Dienstag wollte ich ihm einen Krug Wasser bringen und nachsehen, wie es mit seiner Besserung stünde. Die [illegible] nach [illegible], der Riegel [illegible]. — Und am selbigen Abend beim Suppenessen sagt die [illegible]: „Wenn sich heut' der [illegible] nit in die Schlucht [illegible] hätt', so [illegible] wir einen schönen Schreck [illegible] haben, [illegible] im [illegible]. Der [illegible]. [illegible] worden

[illegible] er hin! [illegible] [illegible] Tante [illegible]. [illegible] gar nimmer [illegible] [illegible]. Ich war gleich [illegible] und Michel [illegible] [illegible] in [illegible] Wasser [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] und [illegible]: Mensch, du [illegible] dich ja zu Tod!"

„Du hast ihn [illegible]?" [illegible] sie den Michel an.

„[illegible] und Teufel, daß er noch halb [illegible] [illegible] ist!"

„[illegible] du [illegible], Michel, daß er den [illegible] ist [illegible], der —"

„[illegible] dem [illegible] hat [illegible] hat [illegible]!" [illegible] ich [illegible] [illegible].

Weiter nichts. Sie weiß nichts und ich [illegible] nichts und mir ist ganz [illegible] und ganz Weinen [illegible] [illegible], und doch die Schöpfung [illegible] [illegible] einen wunderlichen Humor hat.

Das ist eine Schwerzt. Aber ein Nachklang zum vorigen Sonntage. Des Sauschlachtens wegen. Die Sache liegt mir hart an. Der Junge — Clemens heißen sie ihn jetzt — ist schwer erkrankt am Typhus. Er liegt bei seiner Mutter, der Wasenzel, die sich arg über die Ahndleute beklagen soll. Sie habe mit ihrem guten Pfarrer dem Ruchert die Hand gereicht, sonst hätte selbiger müssen ausgeschnitten werden. Dieser habe diesen ganz bösartiger Bursche ihren armen Clemens in eine entlegene Hütte gelockt, ihn dort tückisch überfallen und eingeschlossen, so daß der gute Knabe schon dem Hungertode verfallen war und jetzt sein junges Leben werde lassen müssen.

Darüber ist der Ruchert heute mittags nach dem Essen von seinen Eltern zur Rede gestellt worden.

„Ich sag' dir's nur, was die Leut' jetzt über dich reden, Ruchert," sprach der Hausvater. „Daß es nicht wahr ist, weiß ich gleichwohl. Wer wird denn so was tun!"

Sagte der Ruchert trotzig: „Warum soll's nit wahr sein! Es ist wahr."

„Christi Heiland!" rief die Mutter. „Du hättest den Schneiderbuben in die Hütten gesperrt! Daß er auf den Tod ist worden! Ja warum denn, gottverlassener Mensch!"

Der Ruchert blickte um sich, blickte die Wachtel an, den Vater, endlich auch die Mutter, und antwortete: „Das kann ich nit sagen."

„Die Margret schreit herum, sie werde dich von den Schandarmen abholen lassen. Da möchtest du ein bissel länger sitzen müssen, als ihr Clement in der Keuchen!"

Der Michel nickt, als ein Schulknabe.

Später habe ich ihm draußen unter den Kirschbäumen zu bedenken gegeben, daß er den schändlichen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen dürfe. Da wird er grantig und schreit: „Stell' dich nit so blöd! Du weißt es nicht gut, wie es ist. Mich rechtfertigen — nichts leichter, als das! Soll sich die Purdel das Herz abbeißen, wenn sie den Schimpf erfährt? Und den Vater der Schönen [illegible] wenn das Heiratsbündnis und was dann ist zu verheiraten gemacht? Nein mich aus, da will ich lieber mit den Zuchthäuslern herumhausieren." — 's ist doch ein Kerl zum Küssen.

Der Konflikt ist zur Stunde aber schon gelöst und die Purdel hat's gethan. Die Purdel ging hinab zum Bauern Clement um ihn zu bitten und aufzufangen, wie es gekommen sei. Beim Jungen war vorher gerade der Kaufl gewesen mit den Stockschnurerien.

Der Bauer soll ihr gleich die gichtbrüchige Hand entgegengestreckt haben und sie um Verzeihung gebeten.

„Was hab' denn ich dir zu verzeihen?" hat sie gefragt. „— Das mit dem Heiratsbündnis und dem Kind von deinem Fenster." — So hat sie's von ihm selbst erfahren. Mit seinem Auge soll sie geweint haben. Sie gab ihm die Hand: „Wegen meiner bleib in Frieden sein, Clement! Ich trag', was mein ist."

Und wie hat der Michel dreingeschaut, als das Mädel heimkommt und zu ihm sagt: „Bruder, der Clement läßt

dich grüßen und bitten, daß du ihm verzeihst. Er thut's auch dir."

Jetzt ist's ihnen beiden leid, wenn der Sandbichelbub sterben muß. Die Mutter weiß auch davon, nur der Vater kann immer noch nicht begreifen, was doch dem Rochuserl mag eingefallen sein. Er will übrigens jetzt die Barbel auf eine Alm schicken in die Sennhütte, damit sie ihre Schwermut sollt' verlieren. O einfältiger Adam du! —

Nachschrift. Um Mitternacht. Mir zittern die Hände und doch muß es dir noch geschrieben werden. Eine plötzliche Veränderung wollte es nehmen.

Nachdem ich den Brief an dich geschlossen, war im Stalle den Ochsen noch Reisigstreu hinzuschütten. Ich thue das mit der eisernen dreizinkigen Gabel, und da springt der Rochuserl mich zur Thür herein, auf mich zu und reißt mir heftig die Gabel aus der Hand. An seinem Munde weißer Schaum, die Waffe zückt er gegen mich, während ich sie noch am Stiel erfasse und abwende.

„Was willst du, Mensch!"

„Hund, ich streck' dich nieder!" schnaubt er. Wir ringen um die Gabel. Er ist von Sinnen! Er ist von Sinnen! Sonst kann ich nichts denken. Sein einziger Arm hat dreifache Kraft, wie zwei Tiger, so ringen wir, von einer Wand zur anderen schlagend, daß es dröhnt, bis endlich die Streugabel in meiner geschlossenen Hand bleibt.

Starr stehen wir uns gegenüber.

„Was bedeutet das?" frage ich.

„Das wirst du schon selber wissen!" sagt er keuchend.

„Bei Jesus im Himmel, ich weiß es nicht!"

Er langsam, wie träumerisch: „Bei Jesu im Himmel? — Du weißt es nicht? — Dann werde ich dich schon erinnern müssen."

„Was soll das Umreden! Sag's, was du meinst!"

„Verstell' dich nit, Hansel. Gesteh's nur offen ein, daß du die Schuld bist. Bei ihr . . ."

Jetzt habe ich ihn aber auch verstanden. — Daß er es noch nicht wissen sollte, was ich weiß! Aber wie soll er's denn wissen, wenn es der Lehrer mir als Geheimnis anvertraut hat!

So sage ich nun zum Rocherl: „Wenn es so steht! Wenn ich in diesem Verdacht bin! Wenn man mich gleich niedermachen will, anstatt dort anzufragen, wo man's doch leicht würde erfahren können, dann — bleibt mir keine Wahl mehr, was zu thun ist. Meinen Dank an deine Eltern für alles Gute — du kannst ihn ausrichten, oder auch nicht, wie du willst. Morgen früh braucht mich dein Vater nicht mehr zu wecken."

„Fortgehen ist freilich das Bequemste," sagte er.

„Rocherl! Mein Bleiben dürfte dir nicht wohlbekommen!"

Er sagt nichts mehr, stolpert aus dem Stall.

Dann habe ich begonnen, meine Sachen zusammenzupacken und in ein Bündel zu thun und bei mir gedacht: So muß es enden! Und als das Bündel fertig war und ich an der Thür stand, hinausschauend in die sternhelle Nacht — da kam er über den Hof gegangen. Einige Schritte vor der Thür blieb er stehen und fragte leise: „Bist noch da?" Dann trat er ganz an mich her, hielt

mir die Hand entgegen: „Hansel, verzeih' mir. Ich weiß es jetzt schon. — — Bleib' da bei uns — bleib' da!" Und fiel mir an die Brust und weinte so wild, so schwer, daß ich hätte vergehen mögen vor lauter Erbarmen.

Das, mein Alfred, habe ich dir noch schreiben müssen in dieser Sommernacht.

Es ist doch eine Freude, jetzt! Die Haferfelder grünen frisch auf und lachen uns schon Dank zu. Das Korn steht hoch, viele Halme höher, wie ein Mensch. Wenn man auf dem engen Fußsteig durch das Kornfeld dahingeht, so streicheln einem wiegende Ähren die Wangen und ihre zarten Blüten bleiben hängen im Haar und ihr Duft weht in die Seele einen süßen Rausch. Wie ein bläulicher See wallt die Fläche, wenn die Luft streicht. Zwischen dem Gehalme leuchtet dort und da der glühende Mohn hervor, oder das feurige Blau der Kornblume, Schönheiten, die aber meinem Adam nicht recht gefallen wollen, weil sie „Unkraut" sind. Überall wirbelt Gesang der Lerchen, und man sieht keine; in den Halmen zirpt es, im hohen Himmel klingt es. Was ist alle gemachte Poesie in einer großen Stadt gegen die Schönheit eines Kornfeldes!

Vor ein paar Tagen haben wir stundenlang gezittert. Im Hochgebirge stand ein Gewitter. Zuerst waren die weißen Nebelstreifen niedergeflossen in die Schründe und Schluchten, sachte sank das schwere Gewölk ins Hochthal herein und in den Lüften war ein Rauschen, als rieben sich in ungeheueren Säcken gedörrte Nüsse. Auf dem Rechenstein haben sie geschossen. So dunkel war es geworden in der Stube, daß die Wetterkerze, die mein Hausvater angezündet hatte, ihren roten Schein an die Wand warf,

wie in der Nacht. Bei allen drohenden Gefahren muß die Weihekerze brennen, leise betend schauen wir in die geheimnisvolle Flamme. Draußen, über dem Dache steigen die Rauchwölkchen der Palmsonntagszweige auf, die in der Herdglut glosen. Die lastende Luft schlägt ihren prickelnden Geruch nieder auf den Erdboden.

Unter dem Ahorn stand die Barbel und schwang fortwährend in der Hand ein Kruzifix gegen das stetig heranrollende Gewitter. Dabei sprach sie halblaut den Wettersegen: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtete in der Finsternis. — Und das Wort ist Fleisch geworden."

Ich stand unweit von ihr und schaute hin, wie sie in einer Art von Verzückung die Worte des Johannesevangeliums sprach. Ihr weißes Gesicht vor dem bleiernen Hintergrunde leuchtete magisch. Wie eine Seherin stand sie da. Endlich trat ich hin zu ihr: „Barbel, du sollst jetzt ins Haus gehen. Siehe, in den Ästen rauscht der Wind. In wenigen Augenblicken ist es da. Du sollst ins Haus gehen!"

Da sagte sie zu mir: „Laß' mich, Hansel. Hier ist es schön."

Die Nebelmassen wälzten sich thalwärts, so daß wir fast über ihnen waren. Plötzlich sprang aus ihnen ein Blitz auf, so grell, daß man ihn im Auge wie einen heftigen Schlag empfand.

Als der Donner ausgeschmettert hatte, hörte ich die Barbel traumhaft sagen: „Hier ist es so schön! — Herr-

gott, nimm mich jetzt. — Das Wort ist Fleisch geworden . . . ."

„So komm doch, Barbel!"

Mit gehobenen Armen stand sie da und schaute halb schreckhaft und halb schwärmerisch ins Geäste des Ahorns auf: „Hörst du, wie sie wispeln? — Die kleinen Kinder! Siehst du sie? Dort schaukeln sie in den Zweigen, siehst du sie? Und hocken und schaukeln und tanzen!"

„Kleine Kinder? Wo?"

„Da oben im Ahornbaum. Und schaukeln und wispeln. Die vor der Taufe gestorbenen Kinder! Die kleinen armen Seelen! — Im Särgelein liegen die Knospen. Die Seelen müssen auf dem Ahorn warten, bis das Christkind kommt in der heiligen Nacht. — Herr Jesu Christe — gnadenreich, — und führt sie ein — ins Himmelreich . . . ."

Jetzt brachen die Wässer aus den Lüften, ich zog die Barbel am Arm mit ins Haus. Sie strich sich mit krampfigen Fingern das lose Haar vom Gesicht und starrte betroffen umher, als wäre sie aus einem Traum erwacht. —

Als das Gewitter vorüber war, funkelten die Bäume wie Glaslüster in der untergehenden Sonne. An jedem Halm wiegte sich ein Lichtlein. Draußen aber, in den Thälern des Vordergaies, lag ein weißer Winter. —

Und jetzt, denke dir, hört man die Mär, daß die Bewohner des vorderen Gaies klagbar auftreten wollen gegen den hinteren Gai. Im Hintergai sei nämlich geschossen worden, während man sich doch seit Jahren gegenseitig verabredet habe, es dürfe weder vorne noch hinten

geschossen werden, wenn ein Gewitter zusteht. Denn das Wetterschießen mit Pöllern sei erstens ein Eingriff in den Willen Gottes, der sich es nicht gebieten lassen werde, wo gehagelt werden soll und wo nicht. Zweitens wäre es eine Lumperei gegen die nachbarlichen Ortschaften, wo nicht geschossen werde, und wo das verjagte Gewitter sich entladen müßte. Und drittens sei es überhaupt eine Dummheit zu glauben, daß durch den Knall etlicher Mörser der Himmel sich werde schrecken lassen, maßen ein Hochgewitter sein eigenes Feuern und Krachen hat und trotzdem manchmal Eis wirft, was das Zeug hält. Wie das auch sei, hinten wäre jetzt geschossen worden und vorne sei der Teufel los. — Der Kulmbock aber sagt: „Sollen nur kläglich werden, die da draußen! Werden's ihnen schon zeigen! Die sollen sich anschauen, wenn ich drüber komm! Schuhnägel friß ich nit!" — Das Wetterschießen wird also in den Landtag kommen. Der Gleimer behauptet, daß es in der Hoisendorfer Gegend am Frohnleichnamstag seit Menschengedenken nicht grob gewettert hätte. Sicherlich des Frohnleichnamsschießens wegen. Du kannst einmal einen Naturforscher fragen.

Gestern ist ein Händler zu uns gekommen. Der hat die Felder geprüft und gemessen und das Korn auf dem Halm gekauft. Mein Hausvater bekommt einen Vorschuß auf die Hand, der kaum ausreicht, um die allerdringendsten Steuern und Anschaffungen zu bestreiten, aber gerade groß genug ist, um ihn rechtlich zu binden. Der mehrere Teil soll ihm ausbezahlt werden im Frühherbst, wenn das Getreide, unversehrt vor Wetterschlägen, Nässe, Dürre, Wildfraß und anderem Unheil in die Säcke rieseln

kann. Nämlich so: Ist die Ernte gut, so hat der Händler den Vorteil, schlägt das Unglück, so hat mein Adam den Schaden. Der hat wohl recht den Kopf geschüttelt, aber unterschrieben hat er doch. Denn es ist kein Kreuzer im Hause. In früherer Zeit hat man im Bauernhause das Geld entraten können, da haben sie fast alle ihre Bedürfnisse an Nahrung, Gewand und Haus mit eigenem Werk befriedigt und besser, als heute mit gekauftem. Der Adam sagt, sein Vater habe für Haus und Familie im ganzen Jahre nicht dreißig Gulden Geld ausgegeben. Mein Herr Stein von Stein spendiert sich jährlich fünfhundert Gulden für Cigarren, und seine Frau Gemahlin nicht weniger für Handschuhe, Puder, Schminken und Salben. Und der fleißige Bauer? — Es wackelt in der Welt.

Ich bin mit einem Ochsenpaare und einem Karren nach Hoisendorf geschickt worden, da ist's einmal hoch hergegangen: Einen Metzen Weizenmehl, einen Salzstock, dann Feldwerkzeuge, als Sensen und Sicheln, dann Eisenstiften, Zündholz, Wacholdergeist und Rosenbuschbalsam zur Medizin. Der Hoisendorfer Schmied kann glasen und wachsziehen, bei dem habe ich Feilkerscheiben und einen Wachskerzenstock erstanden. Ferner habe ich einen Krug Lichtöl eingekauft. Als Aufklärer von Fach that ich meinen guten Leuten das Petroleum solange anpreisen, bis sie es versuchten. Es gefällt ihnen und mich reut es. Das Öl kostet Geld, den Kienspan hatten sie umsonst. Den Bauern Geldausgeben lehren und ihm das Schuldenmachen angewöhnen, wie unsere Kreditvereine und Sparkassen es thun, das ist schon die richtige Volkswirtschaft, das! Der Adam fühlt sich manchmal noch altständig und sagte gestern ganz

einfältig: „Wenn alle Stricke reißen und alle Brücken brechen, so leben wir halt von dem, was wir selber bauen. Und brauchen keinen Teuxel wen sonst dazu.“ — Welch ein anderer Stand könnte das je von sich sagen!

Na, ich wollte dir eigentlich etwas anderes erzählen.

Ich sitze auf der Karrenladung und leite mit der Gerte die braven Ochsen stetig durchs Thal herein. Und lobe sie, daß sie so folgsam sind und so fest anziehen, und die Gerte brauche ich nur, um ihnen die zudringlichen Stechfliegen vom Leibe zu wehren. Wie wir zur Bachbrücke kommen, steht dort der Lehrer. Er hat die Ärmeln aufgestreift und ist beim Fischfang. Zwei weißbauchige Forellen hat er schon hübsch in ein großes Lattichblatt gebettet und frägt mich gleich, ob ich sie nicht wollte mitnehmen ins Adamshaus. Dort gebe es jemanden, der gern gebratene Forellen esse.

Ich will zuerst dieser Sache ausweichen und sage: „Gieb acht, Winter, daß dir der Konrad die Hand nicht abschießt!“ Denn der Jäger hat auch die Aufsicht über das Fischwasser.

„Der Jäger Konrad ist zahm geworden,“ sagt der Lehrer. „Den muß das böse Gewissen schon stramm zusetzen, des Rocherls wegen. Seitdem läßt er alles gehen, ich glaube, vor dem könnte man jetzt den Steinbock aus dem astronomischen Tierkreis schießen.“

„Ja ja, dort oben ist der Herrgott Jagdeigentümer, hier ist's der Baron!“

Dieweilen habe ich mein Fuhrwerk angehalten. Der Lehrer streift die Ärmlinge vor und reicht mir eine Cigarre auf den Karren.

„Na nu! So etwas rauchst du?"

„Nein, ich nicht. Du sollst es rauchen."

„Sehr verbunden, Herr Schuldirektor! Oder sind wir schon Fleischermeister geworden, oder Groß-Käsehändler, daß es ein solches Kraut giebt?"

„Vom Herrn Landtagsabgeordneten habe ich sie!"

„Und der Kulmbock raucht Regalitas?" lache ich auf.

„Er sagt, der Bauer dürfe sich nicht lumpen lassen."

Ich gebe ihm die Cigarre zurück. Was ich vom Rauchen halte, weißt du ja. Und schon aus Achtung für meine Ochsen wollte ich mir das Ding nicht ins Gesicht stecken.

Die Tiere fressen ruhig Kernkraut, das an der Brücke wuchert. Ich lasse sie gewähren und denke: Wie packest du jetzt den Schullehrer?

„Willst sie denn nicht selber hinaustragen, deine Fischlein, ins Adamshaus?"

„Verdammt heiß ist's," sagt er.

„Man müßte eben des Abends gehen. Oder gar in der Nacht," klinge ich an.

„Wahrhaftig!" sagt der Schelm ganz harmlos.

„Es ist halt nicht gar lustig, bei uns oben jetzt," sage ich.

„Ist was? Ist was?" fragt er rasch.

„Ja, es ist was," antworte ich gelassen. Glaube beinahe, daß ich die Worte so ein wenig gesungen habe.

Er lehnt sich angelegentlich an das Karrenjoch, schaut mir ins Gesicht und sagt: „Was reden wir denn so. Du weißt es ja."

„Mit der Gerte streiche ich ihm über den Rücken.

Er fährt auf und ich sage: „Eine Bremse ist dir angesessen. Die Viecher stechen höllisch arg."

„Du bist wieder so besonders, Trautendorffer," sagt der Lehrer unsicher.

„Und ich kenn' mich an dir nicht aus, Winter! Als ehrlicher Mann — müßtest du schon wissen, was jetzt zu thun ist."

Darauf er leidenschaftlich: „Wird nicht nötig sein, gleich den ehrlichen Mann vorzuspannen. Der lauft dir nicht davon."

„Dann werden wir uns leicht verstehen. Guido, du mußt dich erklären. Mit der Mutter kannst offen reden. Beim Vater ist's anders. Ich glaube, der weiß noch nichts. Die höchste Vorsicht, ich sage es dir. Er ist herzleidend."

„Sollte er noch nichts ahnen?"

„Er ist ein altes Kind."

„Dann steht dem armen Mädel das Schlimmste noch bevor," sagt er mit einem Seufzer. Plötzlich stößt er heraus: „Freund, wie oft habe ich diese Stunde verflucht!"

„Wie jeder, den die Liebe traf!"

„Diese verdammte Liebe!"

„Mein Freund, die Liebe ist nicht verdammt!"

„Sie ist anders, als man sich sie vorstellt! Da schleicht sie an, wie ein Engel, der durchs Zimmer geht — so fromm, so arglos. — Warum bleibt's nicht dabei?"

„Ho, Falberle, ho!" Denn die Ochsen zogen an. Der Karren ging quirend vorwärts, der Lehrer schritt daneben her, stützte sich immer an das Karrenjoch und sprach leise,

rasch, fieberhaft: „Dumm wäre es und schlecht wäre es, eine Rechtfertigung zu versuchen. Ich bin ja doch selber Schuld, ganz allein ich. Die geschwisterliche Traulichkeit läßt man sich nicht genug sein. In Gedanken wird gezündelt und immer gezündelt — wochenlang, und immer in Gedanken gezündelt. Man sinnt sich ein, man regt sich auf, man sucht Gelegenheiten und führt die unschuldige Liebe spazieren, wohin sie nicht gehört. Ganz unversehens ist's da, Leidenschaft und Gelegenheit beisammen und der Teufel ist los."

„Und das Philosophieren hinten drein hilft nichts," sage ich.

„Wenn ich's allein zu tragen hätte — nicht ein Wort! Mit Wonne würde ich büßen."

„Nun eben! Der Adam bringt's und die Eva trägt's."

„Die Eva!" fährt er auf. „Ich leide es nicht. Das ist kein Vergleich. Als ob sie mich verführt hätte! Das ist ja das Verfluchte: die Schlange war ich. Das Mädel ist heute so unschuldig, wie vor einem Jahre. Und jetzt — leiden muß es sie. Sie allein. Wer eine Taschenuhr stiehlt, der wird eingesperrt. Wer einen jungen Menschen zerstört, der . . . Es ist ein abscheulicher Zustand. Ich sage es dir: Jeder soll sich hüten!"

„Meinst du damit etwas? Stelle du dich deinen Schulknaben als warnendes Beispiel auf. Ich brauche keines mehr. Meine Hundstage sind, sagen wir, größtenteils vorüber. Man verflucht sich nicht, man findet sich ab. — Mich interessiert heute nur zu hören, mein lieber Winter, wann du Hochzeit machen wirst?"

„Mich dünkt, Trautendorffer, du hast eben von dir

selbst gesprochen. Hast du dich auch stets mit Hochzeiten abgefunden?"

„Ich sage dir, wenn es nötig gewesen wäre, gewiß! Man bequemt sich den Kreisen an, in denen man lebt."

„Das denke ich auch," entgegnet der Lehrer. Und setzt bei: „Was meinst du von der Bauernschaft? Wird jeder Bursch', der ein Mädel gerne hat, dasselbe gleich allemal heiraten? Und fragt der Bauer, der später die Braut heimführt, ob er der Erste sei?"

„Teufel, was sind das für Ausflüchte!" fahre ich auf.

„Ich meine nur, wenn man sich den Kreisen wollte anbequemen, wie du gesagt hast. Ich weiß ja, was zu thun ist."

„Na, das denke ich auch, Guido, daß du dieses Mädel nicht mit anderen Bauerndirnen vergleichen wirst. Diese Adamshauserleute, das sind Sonntagsmenschen, mein Lieber! Obschon ihr äußeres Leben ein einziger, lastvoller Werktag ist. Wäre ich ein junger Königssohn, mit Demut würde ich werben um dieses Bauernkind. — Ja, ja, sieh mich nur an! Du weißt es schon lange, daß ich sie liebe. Heute ist diese Liebe allerdings noch eine fromme Schwester, um mich deiner Poesie zu bedienen, aber sie könnte einmal etwas anderes werden. Sie könnte eine Rächerin werden, verstehst du?"

„Hans, es scheint, daß du mich für eine Kanaille hältst."

Nun bin ich aber vom Karren gesprungen, habe den Lehrer an den Rockflügeln gepackt: „Sage mir klar, willst du sie heiraten oder nicht? Ja oder nein!"

Er ist gar nicht arg verblüfft, sondern entgegnet: „Wenn du es wirklich wissen wolltest, Freund Hans, das

wäre nicht das richtige Fragen. Mit einer Schreckensherrschaft dürftest du wenig ausrichten. Wenn ich dir eine Antwort gebe, so geschieht es, weil ich sie geben will. Und daß sie nicht eine plötzliche etwa gar herausgezwungene, sondern eine vorbereitete ist, sollst du aus diesen Beilagen sehen, wenn du die Güte hast!"

Er zieht aus seiner Tasche Briefschaften. Die eine ist der Bescheid seiner Zuständigkeitsgemeinde, die gegen eine Verehelichung nichts einzuwenden hat. Die andere Schrift ist eine Abantwortung von der Lehrerbehörde; sie sei dermalen nicht in der Lage, den provisorischen Lehrer Herrn Guido Winter definitiv anzustellen, respektive sein Gehalt von dreihundert Gulden zu erhöhen.

Ich lege die Schriften in seine Hand zurück und sage: „Das soll also die Antwort sein!" Doch ist meine Stimme durchaus nicht mehr so zuversichtlich laut. Mit dreihundert Gulden heiraten! Und eine alte Mutter, glaube ich, ist auch noch da.

„Das ist nur die Antwort, weshalb ich gezögert habe," sagt der Lehrer. „Es wird trotzdem ernst. Ich habe einmal ein Duell abgelehnt. Der damals erspart gebliebene Mut ist jetzt gut hernehmen. Ich heirate mein Mädel auf dreihundert Gulden."

„Gut," sage ich, „beim Mädel bleibt's. Das steht fest."

„Wie der Rechenstein!"

„Wie der Rechenstein. Des Weiteren wegen sprechen wir noch. Du weißt, daß ich dein Freund bin. Und jetzt müssen wir den Berg hinan alle drei, ich und die Ochstein. Sage mir noch, Guido, wann erwartet sie?"

„Um den ersten Teil des September."

Immer reizt es mich, lieber Freund, dir meine Erfahrungen über das Leben der Haustiere zu schildern. Über das leibliche und — höre es! — auch über das seelische Leben der Rinder, Schafe, Schweine, Hunde und Hühner! Wollen aber diese Darstellungen doch auf eine günstigere Zeit aufheben, wenn die „Vieher" nicht unmittelbar über die Achseln aufs Blatt schauen. Wir verfassen dann ein Werk darüber. „Das Seelenleben der Haustiere." Ich gebe die Empirik, du das System und die Philosophie. Als Motto sage ich dir heute schon: Die Ochsen und Kühe sind auch Menschen, nur solche mit vier Füßen. Ihre Freuden und Leiden merkt man ihnen leicht an, ihre Liebe und ihren Haß bekommt man manchmal zu spüren. Ihr Glauben und ihr Zweifeln beeinflußt ihr Wollen so gut, wie bei uns. In ihren Träumen haben sie ein zweites Leben wie wir. Von ihren Gedanken würden unsere Philosophen sehr vieles lernen, wenn sie einstweilen so klug wären, ihre Sprache zu verstehen.

Es ist durchaus verständlich, daß diese Tiere im Bauernhofe wie traute Hausgenossen behandelt und geachtet werden. Wie Lebensgenossen geliebt, wenn du willst! Nicht allein, daß sie eine Sprache für sich haben, verstehen sie auch die menschliche, so weit sie sie angeht. Du mußt einmal ein Niederfahrwerk gesehen haben, auf der Straße

oder am Pflug, du mußt einmal ein Aufmerken beobachtet haben, oder das Herbeilocken eines Hirten — und du wirst dir gewiß schon gesagt haben: da ist mehr dahinter, als unsere alten Gelehrten wahrhaben wollen. Mein Adam ist nicht der Gesprächigsten einer, doch wenn er mit seinen Haustieren zu thun hat, da geht ihm Herz und Mund auf. Denen Herrschaften erzählt er ganze Geschichten aus seinem Leben, die allerdings so harmlos sind, daß sie in jedes Familienjournal für Kinder und Schule Aufnahme finden könnten. Er macht auch Späße, bei denen die Ochsen nicht gerade offen lachen, immerhin aber ein ganz munteres Gesicht bekommen. „Geh, sei so gut, Falber," sagte er vor ein paar Tagen bei einem Fuhrwerk zum Rinde, „laß mir meine Joppen ein bissel an'n Hörndel hängen!" Denn es war heiß und der Ochse trug gelassenen Hauptes den Rock fast feierlich heran und schmunzelte ein wenig dabei. Am liebsten hören sie es natürlich, wenn er sie zum Heu lockt, oder zum Salz, wovon jedes jeden Tag ein Stücklein aus seiner Hand in die Schnauze bekommt. Aber sie achten es auch, wenn er sie am Pfluge leitet, und wissen, daß sein Hi — vorwärtsgehen und sein Hota — stehenbleiben bedeutet. Wenn er ihnen auf der Weide strenge zuruft, nicht ins Haferfeld zu gehen, nicht vom Kleeacker zu naschen, so gehorchen sie zumeist gutwillig. Doch giebt es sehr unterschiedliche Ochsencharaktere. Da haben wir einen grauen Ochsen mit breitem, kurzem Kopf und schwarzer Schnauze, die immer tropfig ist. Der läßt sich alles ruhig gefallen, das schlechte Gras und die Gerstenkleie, der regt sich nie auf, strengt sich nie an, läßt am Karren den Kameraden anziehen und schreitet würdevoll nebenher.

Der läßt sich den verbotenen Klee auf der Wiese mit demselben ruhigen Gewissen schmecken, wie das Heu aus dem Troge. Einen Falben haben wir, der ist der Fleiß und die Treue selber. Er zieht an der Egge oder am Karren immer scharf drein, ohne daß die Gerte hinterwegen zu pfeifen braucht. Er kann einen halben Tag lang am Raine grasen neben dem Kohlgarten, ohne daß er sein flachiges Haupt nach dem süßen Kraut wendet, weil er aus mancherlei Erfahrungen weiß, daß es der Ahnl nicht leiden mag. Da haben wir einen schwarzen Stier mit dicken, langen Hörnern und einem schrecklich wuchtigen Hautlappen am Halse, der bei jedem Tritte schwer hin- und herschlägt. Das ist ein händelsüchtiger Geselle, wählerisch im Futter und zur Arbeit überhaupt nicht zu brauchen. So oft ihm ein Geschlechtsgenosse in die Nähe kommt, brüllt er auf, sucht ihm mit dem Horn einen Schurf oder mit dem Hinterfuß einen Schlag zu versetzen. Gegen Kühe und Kalben ist er sehr zuvorkommend und streichelt sie verschwenderisch mit seiner rauhen Zunge am Kopf, am Hals, an den Hüften, bis sie ihm verfallen sind. Er ist sich seines Berufes für den Gai bewußt und läßt sich durchaus weder von einer Rute noch von einer Zaunplanke Gesetze geben. Nur meine Gerte hat ein Pfeifen, nach dem er manchmal tanzen muß. Im nächsten Herbste, meint der Kocherl, wird dem Schwarzen etwas passieren, wonach sein Haar bald ergrauen dürfte und sachte weiß werden, wie bei einem Ochsen. Unterricht? Diesmal erteile ich dir ihn nicht. Du kannst den Kalmbock einmal danach fragen. Der besorgte früher das Geschäft für die ganze Gegend. Jetzt, weil er einer ist, „der keine Schalnagel sehe", fürchten

wie, wird er [illegible] und in [illegible] Sachen nicht mehr [illegible] sein wollen.

Seit jener Nacht, als der [illegible] [illegible] zum Fenster der Pudel, haben wir einen [illegible] Hausfreund. Der [illegible] Kauz, der weit fort in eine Fabrik gehen will, hat das Tier dem [illegible] vermacht. Eine Woche lag es an der Kette, dann war es angewöhnt und konnte losgelassen werden. Bismarck heißt der Pudel. Der Kauz hatte nämlich als Soldat den [illegible] einmal hoch zu Roß gesehen und aus Bewunderung für ihn den Hund also getauft. Der Pudel sucht seinem großen Namensvetter Ehre zu machen durch Klugheit, Schneidigkeit und Wachsamkeit. [illegible] haben die größten Unannehmlichkeiten mit ihm, denn sie [illegible] von der Hausmutter [illegible] [illegible] [illegible]. Dann legt sich der Bismarck, indem er sich etliche Male im Kreis dreht, aufs Stroh im Vorhaus, bettet seinen Kopf mit den breiten Ohrlappen auf die Vorderpfoten und macht die Augen zu. Wie ein Mensch schnarcht er manchmal. Sobald aber draußen vom Wege einer Seite dem Hause auf hundert Schritte etwas Fremdes naht, fährt er bellend auf, guckt hinaus und prüft die herankommende Wesenheit, ob sie verdächtig ist oder nicht. Der alten [illegible] war er einmal auf den Rock gesprungen; sie, einer Ohnmacht nahe, hatte schon geglaubt, ihr armes Dasein wäre vernichtet — aber was Bismarck war das nur Spaß gewesen und er wedelte vergnüglich mit der Schwanzfahne; als ihm die Alte dankbar für die Verschonung ein Stückchen Speck zuwarf, ließ er es liegen. Wenn der Hund mit seiner [illegible] Zunge dem [illegible] manchmal die schwarzgraue Hand leckt,

da muß man sein Auge beobachten. Die [illegible] [illegible] werden zu milden, warmen Abendstimmungen, die [illegible] [illegible] zum armen [illegible] aufschauen. Und so, [illegible], möcht auch du heuer einem [illegible] keine Freundschaft schreiben.

Das [illegible] hat ein [illegible] an den [illegible] des [illegible]. Da haben wir vor einiger Zeit zwei paar Ochsen auf die [illegible] [illegible]. Der eine [illegible] ist der Liebling des Mädels, und die hat's einen [illegible] gegeben. Hinter dem [illegible] des Knechts [illegible] mit dem [illegible] — das war wieder so etwas für sie. Zuerst streichelt sie dem jungen Rind lange den Nacken, dann faßt sie ihm den Kopf zwischen den [illegible] [illegible] Hörnern und dann flicht sie ihm mit [illegible] einen Kranz aufs Haupt. Und endlich hebt sie an, mit der [illegible] zu plaudern — [illegible], [illegible]: „Im vorigen Jahr, weiß das [illegible] du noch? Sind wir zwei miteinander gegangen auf die Alm. Jetzt mit einem Kranzel auf dem Kopf. Seither hat sich was geändert, weiß das [illegible] [illegible], wenn du wieder heimkommst, im Herbst."

Die [illegible] macht großmächtige Augen: [illegible] Wieso?

„Weiß ja, wie ich dran bin," [illegible] das Mädel weiter und hat ein ganz anderes Gesicht als sonst, alle Mienen [illegible]. „Weiß es, ist's zum [illegible] oder zum [illegible]." Ihren Arm legt sie um den Hals des Tieres, ihre Wange drückt sie an seinen Kopf. „Was [illegible] [illegible]! . . ."

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]“

[illegible]

„[illegible]?“ [illegible]

„[illegible]“, [illegible]

„[illegible]?“

„[illegible]?“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]?“ [illegible]

„[illegible]?“

„[illegible].“

„[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„— — Der [illegible]!“

„Der [illegible] [illegible] [illegible]!“

„[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible]!“ [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sich ab.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? —

[illegible]

„[illegible]“

[illegible]

[illegible] [illegible] der [illegible] [illegible]. [illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

und jetzt auf einmal der [illegible]! Das [illegible] ich nit." Es ist hier eine [illegible] Einheit in diesem [illegible], es ist der [illegible] [illegible] aus dem [illegible]. Die Mutter hat ihm sehr gesagt, daß die Zeiten sich bald ändern dürften, so hat der Alte den Kopf geschüttelt und mit der Hand den [illegible] und [illegible] zum [illegible] geschickt. Wir war das gerade einmal recht und ich wollte den neunzehnjährigen [illegible] beobachten. Es gab aber nicht viel zu beobachten. [illegible] der [illegible] mit der Hand seine [illegible] weit, schnitt sich der Bauer auf der [illegible] eine [illegible] ab, [illegible] den [illegible] durch und versuchte danach eine [illegible] zu [illegible].

Ganz so harmlos ging es heute beim Mittagessen nicht zu. Es war der [illegible] wieder einmal nicht [illegible]. Sie hatte Zahnschmerzen und konnte nichts essen. Die Hausmutter war außerordentlich [illegible] gestimmt und gesprächig. Sie erzählte so allerhand manche Neuigkeit von einer Bekannten in [illegible]. „Eine [illegible] Person, die [illegible] und [illegible] [illegible]. Ein einziger Fehltritt, mein Gott, das junge Blut und das [illegible]! Ist die halt auch so [illegible], wie es bei der ersten [illegible] [illegible] geworden. Mein Gott, es ist ja nichts neues. Schon halb, wie der Vetter [illegible] einmal gesagt hat, daß es in [illegible] wäre: Eine Schande für eine junge Dame, wenn's mit ist. Zeit und Weil ist ungleich. Ehemals ist's freilich [illegible] [illegible] worden, jetzt macht man sich schon bald eine Ehr' daraus. Die Schlechtesten, meint der Vetter [illegible], wären es oft, die Mütter haben."

„Der Vetter [illegible] ist ein Esel," sagte der Haus-

[illegible] [illegible]. „Die [illegible] [illegible] machen, das [illegible] glaub' auch [illegible]. Im [illegible] wird [illegible] [illegible] [illegible] doch [illegible] [illegible] [illegible]!"

Die [illegible] kam nicht weiter in ihrer Erzählung von den [illegible] in [illegible]. [illegible] [illegible] sie, die [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] in den [illegible] das [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] bei der [illegible] [illegible] [illegible]? Ob [illegible] das [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

„Das ist heut' all," antwortete der Mann. „[illegible] ich [illegible], wie der Herr [illegible] [illegible] [illegible] mit dem [illegible] Blick [illegible] hat."

„Da werden wir auch nicht [illegible], wenn uns Glück mehr wird," sagte sie.

„Glück?" lachte er [illegible]. „Du meinst, wenn der [illegible] auf [illegible] [illegible]?"

[illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] auf dem [illegible] [illegible] [illegible], das [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] sie [illegible] wie der [illegible] im [illegible].

Ich glaubte, er [illegible]. [illegible] nicht mehr halten will er's.

„Kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz!" sagte auch die [illegible] mit einem Seufzer.

Sie fing an, die [illegible] in die Höhe zu [illegible], den [illegible] [illegible], die Brust [illegible] zu heben und [illegible]: „Mutter, den Mund!"

Glaubst du, daß es gut ist, wenn man seinen Kopf in den Sand vergräbt? Nach meiner Meinung ist die [illegible] vor einem [illegible] Unglück schlimm, sie nimmt schon einen Teil des Elends vorweg. Ob wie die zu große Hoffnung auf ein [illegible] Glück [illegible] [illegible], weil

die übermäßige Erwartung enttäuscht wird, so erscheint nach großer Angst vor dem Ungemach dasselbe [illegible] leicht zu ertragen, als man sich vorgestellt. [illegible] doch auch mein Wesen das kommende Unglück [illegible] [illegible], damit es ihm [illegible] nicht in [illegible] [illegible] entgegenkommen kann.

[illegible] [illegible] habe ich gesagt. Du verstehst, [illegible].

Das mutige Heuen, das heiße Heuen drängt alles andere in den Winkel. Alles umgeht Denken und alles wache Vorsagen. Die Liesel ist auch auf den Wiesen in ihrer wollenen Joppe und mit ihrem langstieligen Rechen. Einmal hatte sie ein Liedel geträllert:

„Es ging ein Knab' spazieren
Wohl heimlich bei der Nacht . . .“

„Du bist recht, Mädel!“ rief der Adam Hofer aus. „Junge Leut' müssen lustig sein!“

Er hatte von des Liedels lieblichen Weisung vernommen, nicht das Ende.

„Das Herz möcht' einem zerspringen!“ hörte ich die Mutter sagen.

Heute morgend bin ich hinabgegangen nach Heidendorf, früher als an anderen Sonntagen, und eigentlich nicht der Kirche wegen. Ins Schulhaus gehe ich und sage zum Lehrer:

„Jeden Tag, den Gott vom Himmel gibt, wirst du erwartet im Abendhaus. Wir haben bald Ende Juli!“

„Es ist zum Verzweifeln!“ Er schlug seine Stirn mit der Faust.

„Aber ich verstehe dich nicht, Guido. Denke doch an Wort und Handschlag!“

„Zum Teufel, ja, ja, ja! Geh' hinauf und nimm sie! Das ist so leicht gesagt, mein Hans! Lasset mich doch erst die Sachen ordnen."

„Höre einmal, Guido, ich möchte dir etwas sagen. Bis dieses Jahr endet, bin ich ein reicher Mann. Nein, erschrick nicht, solche Leute schenken nichts her. Ein Sümmchen schon eher, auf Wucherzinsen natürlich."

„Mir ist nicht besonders heiter!" sagte er.

„Mir auch nicht. Aber zur Sache gehört's für den romantischen Bauernknecht, daß er ein junges Liebespaar glücklich macht. Zweitausend Kronen sind dir billig zu Neujahr. Du willst doch dein Weib und ich meinen Roman! Nun also! — Kopf aufrecht, Junge!"

Da hebt er an mit gräßlicher Derbheit die Stube auf- und abzugehen zwischen den Schulbänken. Die Hände auf dem Rücken, den Kopf vorgebeugt: „Ich kann mir nicht helfen! Es kommt mir immer wieder, es ist verflucht!" Plötzlich bleibt er stramm vor mir stehen und sagt in bestechendem Tone: „Warum grade dir so viel an dieser Heimat liegt?"

Das alte Teufelslied ist schon wieder da! — Aber ich bin diesmal kalt geblieben, oder vielmehr kalt geworden.

„Winter!" sage ich. „Des öfteren habe ich dir den Rat gegeben, du sollst hinaufgehen. Jetzt gebe ich dir einen besseren Rat. Gehe nicht hinauf. Lasse sie, die du verführt hast, in Not und Unehr' allein. Lasse sie hinwelken und in jungen Jahren sterben. Es ist besser, als du wirst zum Henkersknecht ihrer Liebe und peinigst sie mit Ver-

dacht und hetzt sie mit Eifersucht in Verzweiflung und Stumpfsinn hinein. Schurken, die ein unschuldiges Wesen verderben und dann Ausflüchte suchen —"

Aufgebrüllt er wie ein getroffener Eber, von der Schulbank bricht er schmetternd eine Latte und damit auf mich zu.

Ich stoße ihn mit der Hand seitlings: „Daß einen der leidige Zornteufel erfaßt, wenn ein Schulmeister nicht erziehen kann!"

Das hat er doch verstanden und ist still geworden. Und ist dann demütig zu mir gekommen: „Hans, die Liebe und die Sorgen! Das macht wahnsinnig! Nur soviel laßt mir noch Zeit, daß ich ein wenig den Weg machen kann, der uns zusammenführen soll."

„Was ich vorhin gesagt habe, das ist gesagt. An dir liegt's, ob ich dir Unrecht gethan oder nicht. Wenn ja, dann sollst du deine Genugthuung haben . . ."

Hierauf rasch davon. Und lange that es noch wetterleuchten in dunklen Seelen.

Seit meinem Aufenthalte im Adamshaus ist etwas, das früher nicht gewesen. Bei so manchem, was ich thue, fragt etwas in mir: War's recht? War's gefehlt? — Was ändert mich nur so? Ist es der Adam mit seiner Geduld, die Barbel mit ihrer heimlichen Liebespein, „von der niemand nichts weiß". Ist es die Bravheit und Tüchtigkeit dieser Leute? Ist es der Ernst der Arbeit, die Größe und Herbheit der Natur? — — Gott, was war ich für ein Windhund in der Zeitungstube!

Jetzt kommt es mählig über mich, ich müsse auch für was gut sein. Ich müsse, was da leidet und irrt nach meiner Möglichkeit zum guten wenden. Er ist ja ein

Thor mit seinem Verdachte. Nur steht die Frage offen, ob man in seiner Lage nicht am Ende selbst ein solcher wäre? In dem Hitzegrad, wie wir beide zusammengeriethen, duelliert man sich ja schon bei euch draußen. Hier ringt jeder mit sich selber, daß es zum guten werde für dieses arme Kind. Und ob starke Herzen nicht den Erdfluch zum Erdsegen wandeln können?! —

Und dann habe ich dir heute noch etwas zu erzählen. Wir wollen in der nächsten Woche brachen, das heißt, den Acker umbrechen für die Wintersaat. Sehe ich nun heute in der Zeughütte nach, ob der Pflug im Stande ist. Und wie ich just mit dem Schlägel den locker gewordenen Arling festkeile, pipst draußen jemand: „Hänsel" und eine zweite Stimme kräht: „Grethel!" Und stehen im nächsten Augenblick zwei Herren von der „Kontinentalen" vor mir.

Ich habe keine Lust, die Reize dieses Wiedersehens zu schildern. Herr Sammer und Doktor Wegmacher! Mit einer wahren Sündflut von Witzen sind sie auf mich eingedrungen. Ganz gutmütig, unzutreffend und geistreich dumm, die Bösartigkeit lag nur in der Menge. Sehr belustigten sie sich über meine entbarteten Backen und nannten mich „Euer Wohlgeschoren." — Auf einem touristischen Ausflug waren sie natürlich ganz zufällig in die Hoisendorfer Gegend gekommen. Durchwegs eine dunkle Gegend, aber aus der Ferne hätten sie ein Licht gesehen und diesem Lichte wären sie zugegangen und demnach urplötzlich vor dem klassischen Mistrüppel gestanden.

„Erleichtert euch immerhin, meine Herren", habe ich gesagt, „nur erweist mir die Gnade, euch vor meinen Haus-

genossen nicht legitimieren zu müssen. Ich begleite euch ins Thal hinab, durch den Waldsteig. In Hoisendorf giebts ein gutes Wirtshaus und morgen früh, recht zeitlich, wandert es sich prächtig durch die schattigen Schluchten hinaus in die schöne, lichte Welt."

Wirklich schon in Todesangst war ich, sie könnten mir alles verschütten, aber das Wirtshaus übte eine solche Anziehungskraft, daß für den Adamshof die Gefahr bald vorüberging. Unterwegs haben sie mir Neuigkeiten erzählt von der „Kontinentalen." Doktor Angelus Mayer, der Redakteur des Feuilletons, ist nach irgendwo ausgewandert. Der Reporter für den Gerichtssaal wurde in eine Nervenheilanstalt überführt. Mir ist das nicht ganz geheuer, denn die genannten Herren waren Zeugen bei der Wette. Es ist noch der dritte vorhanden, der Administrator Lobensteiner. Was hatte ich dir auf dein Bedenken vor Wochen geschrieben? Daß drei lebendige Zeugen besser seien, als ein toter Federstrich? — Jetzt wäre mir der tote Federstrich lieber. Da ich nun sozusagen auch die Schullehrersippe auf mich genommen habe. — Der Chef, wußten die Herren zu sagen, spreche nicht gern von mir, oder nur achselzuckend wie von einem Sonderling, der seinen so hübschen Posten einer lächerlichen Bravour geopfert habe. — Ich ließ mich schön empfehlen. — Aber der Herr Knecht würde doch ins Wirtshaus mitkommen. Dieser gütigen Einladung wurde jegliche Antwort verweigert und als wir zur Bachbrücke kamen, verließ ich die Herren mit der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen zu Neujahr.

„Au, Teufel!" rief der eine, „ist das eine Dreich-

flegelbratzen! Dein Händedruck ist ja das reine Vergehen gegen die körperliche Sicherheit!"

Dann hatte ich sie glücklich los. Eine halbe Stunde später kniete ich in der dämmernden Stube des Adamshauses und betete mit den Hausgenossen den Psalter.

Das geht dich nichts an, Hansel! würde meine schneidige Hausmutter gesagt haben. In der That, was geht unsereinen die Predigt an! Der Pfarrer predigt halt für die Leut' und nicht für den armen Knecht, der vor ein paar Jahren in die Carnevalszeitung das Inserat rücken ließ, daß ein noch völlig ungebrauchtes Christentum in Verlust geraten sei.

Im Hoisendorfer Pfarrhofe scheint es der redliche Finder thatsächlich hinterlegt zu haben. Ist nicht ohne, so ein derber Dorfkurat, der die Kurse der heiligen Theologie mit ihren dogmatischen Schätzen längst verschwitzt hat und das Evangelium sich nach seinem persönlichem Dafürhalten auslegen muß. Unserem Kuraten ist nicht übel zuzuhören, ein gerader deutscher Michel, giebt er das Wort Gottes so, wie es die Gemeinde am leichtesten versteht und am besten brauchen kann.

Da hat sich gestern Abend im Adamshause ein kleiner Religionsstreit erhoben. Der Franzel pflegt nämlich am Samstagsfeierabend stets den Evangeliumabschnitt des folgenden Sonntags vorzulesen, und so kommen jetzt die Verse des Lukas über den ungerechten Haushalter. Du kennst die Parabel vom verschwenderischen Verwalter, der von seinem Herrn verjagt werden soll. Der Verwalter ist schlau, und will sich, so lange er noch im

Amte ist, die Gunst der Schuldner seines Herrn erwerben. Er läßt ihnen geschwind die Hälfte der Schulden nach, damit er dann, wenn er brotlos ist, bei ihnen gute Aufnahme finden möchte. „Und der Herr“ fährt Christus als Parabelerzähler fort, „lobt den ungerechten Haushalter, daß er klug gehandelt habe, denn die Kinder dieser Welt seien klüger, als die Kinder des Lichtes. Aber ich sage euch: Machet euch Freunde mittelst des ungerechten Reichtums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“

Als der Franzel das gelesen hatte, schüttelte mein Adam den Kopf und sagte: „Das gefällt mir nit.“

Die Hausmutter entgegnete von ihrem Herde her scharf: „Beim Evangeli sagt kein Christenmensch: das gefällt mir nit; er kann höchstens sagen: das versteh ich nit.“

„Versteh ich nit,“ wiederholte der Hausvater. „Wenn's so deutlich gesagt ist, wird man's doch verstehen. — Franzel, das letzte noch einmal.“

Der las: „Machet euch Freunde mittelst des ungerechten Reichstums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“

„Das ist ja gerad', als ob der Mensch mit unrecht Gut in den Himmel kommen soll!“ sagte der Adam.

Darauf hin war ich nun doch begierig, wie sich bei der heutigen Predigt der Kurat aus der Schlinge ziehen würde.

Er steht auf der Kanzel, liest die Verse und wie er zum Schlusse derselben das Buch küßt, sagend: „Das die Worte des heutigen Evangeliums!“ sehe ich meinen Adam auf seinem Platze schon unruhig werden.

Der Kurat nimmt langsam eine Prise, stellt die Horndose neben auf den Kanzeltisch, schiebt die weiten Armeln des Chorrockes zurück und beginnt:

„Liebe Christen!

Im heutigen Evangelium hätte der Evangelist Lukas auch ein bissel deutlicher sein können. Wie er's gemacht hat, da kommts schier so heraus, als ob Christus der Herr den ungerechten Haushalter loben thät, von wegen der Lumperei! Das thät einigen unter euch vielleicht gefallen — wie? Es ist aber durchaus nicht so. Christus will in seiner Parabel nur ein Beispiel geben, wie die Weltleute allemal abgefeimte Spitzbuben sind, und die Kinder Gottes sind einfältig. Wenn der Herr sagt, daß wir uns mit ungerechtem Reichthum Freunde machen sollen — was heißt denn das? Heißt es, daß wir ungerechten Reichtum erwerben sollen, damit wir nachher mit demselben die Leute bestechen können? Da sei Gott für! Es heißt vielmehr erstens, daß der Reichtum eben ungerecht ist, daß er überhaupt ungerecht ist, jeder Reichtum, nicht bloß der gestohlene, auch der erworbene. Und es heißt zweitens, daß, wer einen Reichtum hat, denselben als etwas Ungerechtes, ihm nicht Gebührendes wieder weggeben soll an die Armen und Notleidenden, daß man solcher Weise mit ungerechtem Reichtum gute Werke stiften muß, die uns, wenns zum Sterben kommt, in die ewigen Wohnungen Gottes führen. Also das ist gemeint, wenn es heißt: Machet euch Freunde mit ungerechtem Reichtum! — So ist's, meine lieben Christen, und nicht, daß ihr glaubt, der liebe Heiland hätt' einen Unsinn gesprochen, wo die Dummheit vielmehr an denen liegt, die ihn nicht

verstehen. Merkt euch das, befolgt das Wort Gottes, übervorteilt eure Nebenmenschen nicht um Geld und Gut, die ihr als ungerechten Reichtum doch wieder zurückgeben müßet. Ja, nicht einmal auf sogenannte rechtmäßige Weise sollet ihr euch Reichtümer erwerben, sondern schön zufrieden sein mit dem, was ihr notwendig braucht für den heutigen Tag. Und nicht alleweil sorgen: Was werden wir morgen haben? Der himmlische Vater, der die Vögel nährt und die Blumen kleidet, vergißt euer nicht. Trachtet nur zuerst nach dem Reiche Gottes, das heißt, nach einem gottgefälligen Lebenswandel und nach einem guten Gewissen, das ist die Hauptsache, alles andere wird euch von selbst gegeben werden." — Hier unterbrach er sich, blickte in den Kirchenstühlen umher und fügte bei: „Wollt ihr schlafen, meine Lieben, so höre ich auf. 's ist die Arbeit hart um diese Zeit; wer hart arbeitet und seine Mühsal dem Herrn zu Lieb aufopfert, der ist auch auf dem Wege zum Himmel. Ich predige nicht, um zu predigen und ihr höret nicht, um zu hören. Ich sage euch, daß der müde Leib von der Erden ist, und die Seele von Gott, und daß die Seele den Leib heiligen wird, und daß des Leibes Erden gesegnet sein wird, und ewiglich selig im himmlischen Vaterlande. Amen."

Ähnlich hat er gepredigt und das ist so seine Art. Die Gemeinde nimmt wohl auch hier so eine Sonntagspredigt als Formsache, nach der man ruhig zur Tagesordnung übergeht, nur meinem Adam müssen die Worte wohl gethan haben; schier ein verklärtes Gesicht hat er gemacht darüber, das sein redliches Arbeiten und Dulden vom Priester so schön geweiht wird. —

Vor einigen Tagen ist unserem Hausvater angedeutet worden, daß in nächster Zeit der Herr Lehrer sich einfinden würde, um einen Besuch zu machen.

„Einen Besuch? Der Herr Lehrer? Bei uns? So so! Ja, warum denn?"

„Er hätte halt was zu reden mit uns," gab die Hausmutter bei.

„Hätt's gar mit dem Franzel was? Sollt' er nit brav lernen?"

„Mit dem Franzel hat's nichts."

Weiter fragte der Adam nicht. War still und sprach nichts mehr vom Schullehrer. Und als die Barbel über den Hof ging zum Brunnen, und den Krug unter den Quell hielt und träumend vor sich hinblickte, bis er voll war und überging, und sie immer noch so dastand, da schaute der Vater auf sie und rief ihr endlich zu: „Barbel! Mach, mach! 's geht ja schon über!"

Da schrak sie auf, nahm den Krug und ging schnell ins Haus hinein.

Der Adam fährt mit dem Pflug auf die Brache, vergißt manchmal die Ochsen anzutreiben, steht da und schüttelt den Kopf.

Die Hausmutter ist *schon am frühen Morgen* dran, Tag für Tag, den Tisch, die Bänke zu scheuern, die Fenster zu klären mit feuchtem Lappen und zu achten, daß kein Splitterchen und kein Strohhalm auf dem Fußboden liegt. So oft der Bismarck anschlägt draußen auf dem Anger, fährt sie ans Fenster. Das einemal steigt ein Bettelmann daher, das anderemal ein Nachbarsdirndel, das drittemal ein Hausierer — aber der Rechte ist es nicht und ist es

immer nicht. So sind die ersten Tage der Woche vergangen, so sind die letzten Tage vergangen — und er kommt nicht. Die Barbel geht manchmal über den Rain hin, hält die Hand vor das Auge und schaut in die sonnige Welt hinaus. In der Ferne ist ein Läuten. Hummeln summen an den Kirschbäumen herum, wo im grünen Laub an langen Stengeln die roten Kirschlein leuchten. — Plötzlich jauchzt das Mädel auf.

Kommt er?

Am zweiunddreißigsten Sonntage.

In der Zeitung steht wieder einmal von einem Millionär zu lesen, der sich aus Überdruß das Leben genommen hat. Ein junger, bildschöner Mensch, wie es heißt, der Liebling der Gesellschaft. Im Adamshaus, wenn er gelebt hätte, wäre ihm der Überfluß und der Überdruß kaum passiert. Es schweben mancherlei Dämone auch um die Giebel des Bauernhofes, ganz abscheuliche Gespenster darunter, die den Schwächling ins Grab hetzen, oder ins Zuchthaus. Aber der Dämon Langweile ist hier nicht daheim. Die Arbeit wird von der Ermüdung abgelöst, die Ermüdung von der Sorge und die Sorge wieder von der Arbeit. Im Schutze dieser Genien ist der Mensch sicher vor Blasiertheit. Und wenn sie sich einmal heranschleichen sollte, die stinkträge, blutsaugende Bestie! Beim Gleimer in Hoisendorf ist ein alter Knecht, dem die Arbeit schon alle Glieder krumm gebogen hat wie Äste eines Weichselstrauches. Der kann es nicht leiden, wenn im Kalender nebeneinander zwei Feiertage stehen. Denn am zweiten wird ihm langweilig und er geht aufs Feld, Rasen umzustechen. Das verwies ihm der Kurat einmal, und der Knecht antwortete: „Küß die Hand, Würden Herr Pfarrer! Wenn ich nit darf arbeiten, nachher geh' ich Leut' ausrauben. Was zu thun muß der Mensch haben!"

Auffallend ist es auch, daß Bauernburschen von der schweren körperlichen Wochenarbeit am Sonntage sich eben wieder durch körperliche Übungen erholen, als Kegeln, Rangeln, Schleudern und andere Spiele, die den Muskel spannen. Hast du, Philosoph, dich einmal vom Studieren durch Studieren erholt? — Oder darf man sagen, daß die körperliche Arbeit naturgemäßer ist, als die geistige? Daß sie den Menschen lange nicht so schnell aufbraucht? Oder ist es der Erdhauch, der immer wieder frisch und stark macht? — Manchmal wundere ich mich sogar darüber, daß aus den zehn Geboten nicht zwölf geworden sind. Elftens, du sollst nicht faul sein, zwölftens, du sollst nicht denken. —

Und daß diese Briefe eines Bauernknechtes geschrieben werden? Schiebe es nicht der Langweile zu, wenn dein Hans an Sonntagen philosophische Anwandlungen hat. Gedenke seiner niedrigen Herkunft und daß langwierige Schulbänke nie mehr ganz gutzumachen sind. — Es kommt ja schon wieder Erdreich.

Am Mittwoch, während — wie ich lese — bei euch draußen überall das wilde Hochwasser war, daß die Berglehnen ins Bad sprangen und die Eisenbahnzüge mitten auf Seen stehen blieben, haben wir die Sicheln gedängelt. Die Haferfelder sind zwar noch wiesengrün, nur sonnseitig färben sich die vielschnabeligen Rispen gelblich. Der Roggen steht dicht, hoch, üppig und eine Ähre legt sich schwer und tragemüde auf die Achsel der andern. Goldene Ähren! sagt der Dichter. Ich weiß auch wahrlich nichts, das so in gesättigtem Goldglanz strahlte, als die reife Kornähre. Zwei Berglehnen leuchten auf dem [illegible] Grunde

und auch die Felder der Nachbarn leuchten, so daß ein heller Wiederschein Berg und Thal verklärt.

„So schön," sagt mein Adam in seiner demütigen Freude, „so schön ist die liebe Feldfrucht seit vielen Jahren nicht mehr gestanden, als in diesem Sommer."

Fünfzig Schöber, das sind dreitausend Garben, gedenkt der Adam zu ernten. Und mir verdirbt es die Freude. Denn das, was hier unserer Sichel wartet, gehört ja nicht mehr uns allein. — Wer denkt an das? Zum Angreifen ist's jetzt.

Also am Donnerstage haben wir uns an den goldigen Feldrand gestellt mit klingender Sichel. Der Hausvater schärft mit dem Wetzstein, den er aus dem Kumpfe nimmt, das mondsipfelförmige Messer, es funkelt aber wie die Sonne. Dann sagt er: „In Gottesnamen!" bückt sich, schlägt ins Korn und schneidet die erste Garbe heraus. Hinter ihm habe ich mich angestellt. Aber froh war ich, Freund, daß die Herren von der „Kontinentalen" mich nicht an diesem Tage mit ihrem Besuche beehrt haben. Sie hätten ob ihres Kollegen der Schande viel erlebt. Es ist schwerer, auf dem Felde eine stilvolle Korngarbe fertig zu bringen, als einen Zeitungartikel über Einfuhr ungarischen Getreides. Wir wollten beim Schneiden und Binden die Halme nicht einig werden. Während der Adam Garben hieb, glatt und gleich, wie Strohdachschaube, stand bei mir der eine Halm da hinweg, der andere dort hinaus, der eine zog sich hier zu weit zurück, dort zu weit hervor und als die Garbe mit schlecht gewundenem Halmbande geraitelt war, lag sie da wie eine schlampige, ungekämmte Weibsperson. Und erst die Stoppeln! Hier standen sie

borstig halbfußhoch auf, dort war vom Rasen ein Stück weggehackt, so daß auf der Sichel die frische Erde klebte. Wie man die Halme glatt wurzab haut, wie man aus zwei dünnen Halmbüscheln mit einer einzigen flinken Handbewegung ein Garbenband dreht, das lernt man auf keiner Akademie, das lernt mancher erst auf der Hochschule des Lebens in den letzten Semestern. Das Ernten ist eine Wissenschaft und eine Kunst für sich. Wie viel „Vortel" es dabei giebt, wie viele Abarten der Thätigkeit, wie viele technische Bezeichnungen! — Der kleine Franzel, der jetzt Schulferien hat, thut auch tapfer mit, ich bewundere, beneide ihn, seine Hand macht's ganz von selber, was ich mit aller Spitzfindigkeit nicht fertig bringe, er hat's ordentlich schon im Blut, das „Wetzen", das „Abmaihen", das „Ausziehen", das „Wellenmachen", das „Bandelwinden", das „Raideln", das „Ausschlachten", das „Ausdeckeln". — „Was ihr euch mit Witz und Verstand nicht erwerbt, das hat er von seiner Frau Mutter geerbt." — Und wo Mutter Natur ihn etwa einmal im Stiche läßt, da hilft die Hausmutter nach, die knapp hinter ihm drein ist und es scharf verweist, wenn er von der Garbe einen Halm verstreut oder eine Ähre geknickt hat. Dem Knaben sagt sie's, mich meint sie — und hat wohl alle Ursache, mich zu meinen. „Der große starke Bengel ist gerade der Allerungeschickteste!" Mit den Fingern wollte ich ihr dieses Wort von der Zunge nehmen, denn dort liegt es zum Greifen.

Während der Hausvater und sein ungeschickter Knecht, die Hausmutter und ihr flinker Franzel die Garben schneiden, binden und hübsch gleichzeitig auf die Stoppeln legen, trägt der Rocherl sie mit dem einen Arm zusammen in „Häfeln".

An diesem ersten Tage haben wir zweihundert Garben geschnitten, die nun in schütteren Reihen dalagen wie auf der Bahre, manche noch mit der leuchtenden Mohnblume geschmückt, oder der bläulichen schimmernden Kornrade. Als es dunkel wurde und das Gras schon kühl und feucht war zwischen den Stoppeln, da sind die andern in den Hof gegangen, um dort noch häusliche Arbeiten zu verrichten. Der Adam und ich sind auf dem Felde geblieben, um aus den Häufeln, die zu sechs Garben stark sind, die „Deckeln“ aufzustellen. Er stellt je fünf Garben auf den Kopf, so daß sie mit ihren Ähren aneinander lehnen wie Gewehrpyramiden im Soldatenlager. Dieweilen ich diese festhalte, daß sie nicht umfallen, biegt der Adam aus der sechsten Garbe den „Hut“, eine Art Helm, den er dann aufstülpt. So wird das „Deckel“ von diesem Hute zusammengehalten und bei Regenwetter vor Nässe geschützt. Die Tropfen sickern nicht durch, sondern gleiten an den zu allen Seiten niederhängenden Halmen nach außen hinab. So läßt man nun die Deckeln etliche Tage in der freien Sonne stehen und trocknen, dann kommt der große Leiterwagen, auf dem die Garben in hohen „Tristen“ zur Scheuer geheimst werden.

Du hast dein Lebtag schon so viel Überflüssiges gelernt, mein Doktor, Professor und Philosoph, daß dir dieser eingehende Unterricht über eine Kornernte im Gebirge kein besonderes Bedenken zu verursachen braucht. Wenn du dir alle diese Garben einprägst, so wirst du zwar viel Stroh im Kopfe haben, aber auch viel Ähren! — Ach, daß man noch witzig sein will bei solchem Unglück! Schon heute haben wir Abschied zu nehmen von der erst begonnenen Ernte. — Ich muß dir erst noch ein kleines Gespräch erzählen.

Es war schon finster geworden. Im Grase zirpten die Heimchen, daß es wie ein ununterbrochenes Klanggerieseln war über das weite Feld hin. Hüpfende Heuschrecken schnellten kleine Tautropfen an unsere Hände. Der schwarze Himmel war voll funkelnder Sterne. Mein Adam setzte sich auf eine Garbe, trocknete den Schweiß und atmete schwer. Als er so, das Gesicht gegen den Himmel gewendet, ein Weilchen geruht hatte, sagte er leise: „Wenn wir einmal dort oben sind — allemiteinander!“

„Damit hat's Zeit, Vater!“ antwortete ich.

„Es ist halt hart,“ sagte er. „Keins von meinen Leuten möcht' ich überleben. Und wenn sie mich müßten ins Grab hinablegen, thäten sie mir wohl auch erbarmen.“

Darauf ich: „Da wüßte denn der liebe Gott mit dem besten Willen nicht, wie er es einrichten sollt'.“

„Es ist so, es ist so, Hansel. Wir sind all' zu herzkrank. All' zu herzkrank sind wir. — Wenn ich's nur nit gar so lieb thät haben, das Dirndel!“

Ich wollte schon eine Antwort geben, da erhob er sich mühselig und sagte: „Wollen wir halt schauen, daß wir in Gottesnamen fertig werden.“

Dann besserten wir den Rest der Häuflein auf und gingen langsam heimwärts.

Sind zwischen den fruchtprangenden Feldern hingegangen, so daß die wiegenden Ähren unsere Wangen gestreichelt haben. Sollten morgen unter die Sichel kommen. Die Luft war wie eine weiche beschwichtende Hand. Der Sternenhimmel funkelte fast heftig, so daß die Funken rundum nur so herumspritzten. Und wenn man hinaufschaute, so war es, als fiele und fiele alles hernieder. Und dabei

fliegen immerwährend die grellen Streifen der Sternschnuppen über das Himmelsdach hinweg.

Der Adam blieb einmal stehen, stützte sich an den Stock, atmete hoch auf und sagte: „Wenn man's betrachtet! — Die Allmacht Gottes!" — Dann stieg er wieder an.

Ob ich meiner Tage noch ein christliches Buch aufschlage, oder nicht, ich weiß nun, was Religion ist. Vor keinem Lehrstuhl hab' ich's erfahren können. Auf dem freien Felde hat's mich ein Bauer gelehrt. — Sieben oder acht Stunden später, mein Freund, haben wir ein anderes Kapitel erfahren von der Allmacht Gottes.

Wüstes Tosen und Brausen weckt mich auf. Ich springe hinaus ins Freie. Ein seltsam gelbes Licht zwischen Nacht und Morgendämmerung. Ein schwefelgelber Himmel sinkt nieder auf die Bergwipfel und über die Waldhöhen her wälzt sich ein ungeheurer Wolkenballen, unter dessen Wucht die Bäume wie Grashalme niedersinken. Ein Prasseln und Schmettern überall, so daß aus ihrem Gelasse die Hühner aufflattern, schlaftrunken kreischend, und im Stalle brüllen die Rinder. Von mehreren Hausdache springen Giebelbalken und Firstlatten los und tanzen hoch in der Luft wie Geier mit langen Schwingen. Noch sehe ich an der Hausthür den Adam im Nachtgewande, da werde ich zu Boden geschleudert, mit Sandkörnern und Steinsplittern beschüttet, wie mich dünkt, und aufspringend, um mich zu wehren, habe ich's mit wuchtigen Eisstücken zu thun, die niederschießen überall. Unter das Scheunenthordach taumele ich hin, von welchem die Schindelsplitter fliegen, so leicht wie Apfelblüthen im Maiwind. Schon bin ich eingeschlossen von einem weißen Gestäube, dessen nieder-

prasselnde Schloßen sich bewegend zu einem lebendigen Gitter weben. An die Dächer, an die Wände prallen die Schloßen und schnellen wieder zurück und mancher eigroße Brocken zerschellt in Trümmer. Durch den Hof schießt, die Werkgeräte durchbrechend, ein Bach heraus, Balken, Räder und Karren mit sich treibend. Furchtbare Donnerschläge [illegible] herein und der Himmel ist so, als wäre eingestürzt ein Wolkenfall, eine Feuersbrunst und eine Schlacht. Mein Versuch, ins Wohnhaus hinüber zu laufen, mißlang, ebenso auch der, in den Stall zu gelangen. Allein zwischen undurchdringlichen Naturgewalten harrte ich in der Einschichte auf das Niederbrechen meines Daches.

Freund, ich habe bisher nichts Ähnliches erlebt, wie ist jetzt nachträglich alles so traumhaft. Man ist so ganz befangen von dem, was geschieht und wartet nur auf den Verlauf und kann gar nichts anderes denken als: Will's denn nicht aufhören? Will's denn nimmer aufhören! — Wie lange es gedauert hat, darüber gehen die Meinungen auseinander von fünfundzwanzig Minuten bis zu einer Stunde.

Als es vorüber war, kamen sie mir entgegen vom Hause her, über das knisternde Eis. In tiefgerissenen Gräben brauste ein wildes Bad von Wasser, Schlamm und Schloßen heraus. An den Bäumen und Dächern hingen die Fetzen nieder. Alle Wiesen, Matten und Felder schneeweiß, von tiefen klumpigen Schloßenmassen durchzogen. Die Luft war kalt wie im Winter. An den Bergen hingen Nebel [illegible].

Sie sind untröstlich. Der Mann sagt zu mir: „Ihr [illegible] wohl nichts gefürchtet, Herr?"

„Seid ihr alle?" frage ich zurück, denn ich sehe den

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“ [illegible] „[illegible]“

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"
[illegible]
„[illegible]"
[illegible]
„[illegible]"
[illegible] „[illegible]
[illegible] ..."

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] „[illegible] — [illegible] — [illegible] …"

[illegible] „[illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible]?"

[illegible]

[illegible]

[illegible] — [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

schrieben hat. Der [illegible] „wird [illegible] die alte [illegible] geschickt, daß sie die Kirche weiße, in den Sonntagsstaat bringe und aufbahre. Der Glaser will Kalk [illegible]. Das ist einer, der es auch nicht erfahren hat, daß jemand, der gestorben ist, „gemummt und nimmermehr vorhanden sein wird. Der Michel muß den Stecken in die Hand nehmen zu einer Wanderung nach [illegible], um die [illegible] abzugeben an den [illegible] in [illegible] und Sachen für die Leichenfeier heimzubringen. Ich bin nach [illegible] hinabgegangen, um beim Pfarrer und dem Totengräber die Bestattung zu bestellen. Überall errege ich mit meiner Nachricht die höchste Befriedigung; nur der Pfarrer hat's [illegible] [illegible], wie eine alltägliche Sache. Es ist ja gewohnt, das Sterben — bei anderen. Wie es zum [illegible] ist, „[illegible]“ legen sie hier, statt der Bilder, den [illegible] [illegible] bloß zu [illegible] pflegt. Doch, und wo der auf [illegible] aus ist, habe ich nicht sagen mögen. Der Schilling vom Schmied und ich haben uns an die Glockenstricke gemacht, ich in jeder Hand einen, so haben wir es ins [illegible] hinausgeläutet: Leute, betet jetzt hin! Ein Mitbruder ist verschieden! — Das hat mir der Schmiedjunge gleich erklärt: wenn's ein Mannsbild ist, müsse zum Schluß die große Glocke einige Mal lang nachgeläutet werden, bei einem Weibsbild die kleine. Damit sie es wissen. — Dann mit dem Totengräber, das war schlimm. Denn er ist krank. Man muß von Haus zu Haus gehen und bitten um Knechte, die — es ist bereits eine [illegible] vorhanden — „auf christliche Barmherzigkeit des [illegible] [illegible] N. N. ein Grabscheit [illegible] zur ewigen Ruh.“ — Einst und nachher drei Knechte ge-

[illegible]; ich habe mitgetheilt, mein lieber [illegible], und sie haben mir mit Haar und [illegible] meines [illegible] eine [illegible] gebaut, wie es keine bessere gibt. Den Sarg macht der Zimmermann Martin, der gleich gesagt hat, das Maß brauche er an sich selber nehmen, sie wären [illegible] gleich groß gewesen.

Auf dem Heimweg in der Abenddämmerung treffe ich den Rudolf, der schon vom [illegible] zurückkommt. Er hat ein Bündel mit Weizenmehl, [illegible], [illegible] und ein [illegible] Tuch — „[illegible]“ sagte er — für den Tag.

Wie wir so hintereinander den steilen Weg hinansteigen, erinnere ich mich an jenen ersten Tag, als hier unter dem Lindenbaum im Schnee mit dem [illegible] ein [illegible] Mann gesessen war, und dem nachher mein gutes [illegible] [illegible] geworden ist.

„Jetzt wird er's schon wissen,“ sagte der Rudolf.

„Wie es im Himmel ist, meinst du?“

Der Mensch lachte und sagte noch einmal: „Jetzt wird er's schon wissen, der Valentin.“

— Ob er nun auch die Musik schon weiß? denk ich mir. Der [illegible] muß auch einen sein, weil er nicht [illegible] kommt.

„Wann er uns Botschaft bringt?“ warf der Rudolf auf.

„Ist ich eine Frage. Haben sie Himmelsmusik, so ist es gar nicht möglich. Übrigens kommt er wahrscheinlich zu spät, denn übermorgen halt ich das Begräbnis.“

Dann erzählte [illegible] Mensch, daß der [illegible] [illegible] nicht recht gerecht gewesen sei, wie er ihm die Sachen [illegible]

in ein Bündel zusammengeschnürt hergiebt und bittet, daß er heute kein Geld kriegt.

„Die Mutter hat dir doch Geld mitgegeben?" erinnere ich den Knechtl.

„Ja," sagt er, „den Dukaten. Der ihr Brautband ist gewesen, wie sie der Vater genommen hat. Jetzt ist's mir unterwegs eingefallen, was nützt dem Valentin der Urlaub, wenn er kein Geld hat zum Heimfahren. Und habe ihm gleich den Dukaten telegraphieren lassen."

Darauf ich: „Ihr seid nicht klug. Ihr wisset 's doch, daß ich immer bissel ein Geld im Sack habe." Die, ehrlich gestanden, viel nicht mehr! Die aus der Stadt mitgebrachten Kapitalien, vermehrt durch den Erlös von Uhr und Ring und ander Ding, haben hier einen verdammt schlechten Zinsfuß. Ihrer sechsundzwanzig Gulden, oder nahe dran, damit hieße es auslangen bis Neujahr, wenn nicht auf den Baumwipfeln die Vögel sängen: Sorge nicht für den morgigen Tag.

Es ist dunkel geworden, die Wölklein am Himmel lodern nach dem Nachschein des Abendrotes. Friedlich ist alles, und wenn der Weg nicht seine tiefen Löcher und die Bäume nicht ihre gebrochenen Äste hätten, man dächte nicht daran, wie wahnsinnig diese stille Natur manchmal werden kann.

Vom toten Vater sprechen wir nicht, doch wendet der Knechtl sich wieder einmal um und sagt: „Jetzt wirst es doch glauben, Hansel?"

„Was soll ich glauben?"

„Daß dieser Mensch unser Unglück ist."

Ich habe keine Antwort gegeben.

Endlich kommen wir hinan zum Hause. Das liegt da, eine dunkle Masse, aus zwei Fenstern leuchtet ein roter Schein. Der Nachbarl bleibt stehen. Ich sage, er solle doch gleich mitkommen zur Mutter und Schwester. Er bleibt noch immer stehen und jetzt hebt er an, heftig zu weinen. — Er weiß es wohl. Dort, wo der Fensterschein ist, liegt die Mutter. Doch, wie wir hinkommen, ist im Hause nicht der Totenfrieden, ist vielmehr ein wirres Durcheinander von Weibern. Der Vater kommt zur Thür heraus und entgegen und sagt: „Wir haben neues Unglück. So wie ich ist noch keiner gestraft worden . . .“

Der Nachbarl stürzt wie wahnsinnig ins Haus.

„Was ist schon wieder geschehen?“

Die Mutter . . . .

Weiter kann ich jetzt nicht. Wir wissen zur Stunde noch nicht, ob sie davonkommt mit dem Leben.

Dein Brief, mein teurer Freund, hat mich gestärkt. Habe Dank dafür. Der Kompaß deines klaren Geistes giebt mir größere Sicherheit und Kraft zu dem, was ich muß. Du willst nun noch hören vom armen Mädchen.

Ich schrieb dir vor acht Tagen, wie zur Stunde, als der Vater gestorben war, der Lehrer sie hinausgeführt hat ins Freie, um sie vorzubereiten. Zuerst hat er ihr gesagt, daß sie zusammen nun vor Gott und den Eltern Bräutigam und Braut wären. Dann, daß er ihr Freund sein wolle in jeder Freude und in jedem Leide, für das Leben lang.

„Aber der Vater will ja noch nicht!“ hatte sie gesagt.

„Ganz gewiß will er,“ beteuerte der Lehrer. „Erregt mag er ja gewesen sein, anfangs, wer verdenkt ihm das? Wenn er sich auch ungern von dir trennt. Er muß auch wissen, zu wem du nun einmal gehörst.“

„Das ist ja alles recht,“ sagte sie. „Wenn es mir nur nicht immer thät' vorkommen, mein Guido, als hättest du nur notgedrungen um mich angehalten.“

„Wie meinst du das?“

„Ob's dir wohl auch von Herzen geht!“

„Solche Gedanken sollst sein lassen, Bärbel. Du weißt es ja, was ich gesagt habe.“

Und dann sind sie lange umhergegangen über die Felder und Wiesen hin, wo jetzt so viel Schnee liegt. Und haben allerlei besprochen, wie sie es halten wollten in ihrem ge-

meinsamen Leben, und einrichten in ihrer neuen Wirtschaft. Und das Mädel war dabei ganz froh geworden. Dann war sie einmal still gestanden und hatte gefragt: „Was läuten sie denn zu Heisendorf?“

„Morgen ist Maria Himmelfahrtstag,“ sagte er.

„Es ist ja noch nit Feierabendzeit,“ meinte sie.

Und er: „Vielleicht hat doch schon jemand Feierabend gemacht.“

Da dachte sie: Es kann wohl wer gestorben sein. Zog mit dem Daumen über ihr weißes Gesicht ein Kreuz und betete still ein Vaterunser. Da dachte der Lehrer: Armes, gutes Kind, du betest für deinen Vater und weißt es nicht. —

Dann sagte sie: „Du solltest ja daheim sein, Guido, wenn es zum Läuten ist.“

„Es läutet der Schmied.“

„Man hat nichts gehört, daß wer krank gewesen wäre.“

Sagte der Lehrer: „Mein Gott, es giebt doch kränkliche Leute in der Gegend. Der alte Gleimer zum Beispiel. Der hat ja immer so viel Atemnot, hört man, und herzleidend soll er auch sein. Der Mensch ist halt keine Stunde sicher.“

„Müßt' wohl hart sein,“ sagte sie ganz leise, „so wen verlieren, wen lieben . . . .“

„Du hast recht, es ist immer ein Schmerz, wen's trifft. Aber endlich bleibt es keinem aus, und doch ist's noch besser, es drücken Kinder den Eltern die Augen zu, als umgekehrt.“

Wie er so gesprochen, da hat die Barbel angefangen unruhig zu werden. Und plötzlich sagte sie: „Ich will aber doch jetzt heimgehen.“

„Es ist noch Zeit, mein Schatz. Gönne dir den schönen Tag.“ Er hielt sie an der Hand. „Siehe doch, wie es schon wieder zu grünen anhebt auf dem zerschlagenen Rasen.“

„Laß mich aus, Guido! Ich will heim zum Vater!“

So hat sie sich von ihm losgerissen und ist schnell den Rain entlang geeilt, daß er laufen mußte, um sie noch abzufangen an der Hausthür.

„Barbel, ich will dir was sagen, du sollst jetzt nicht hinein. Denke, wofür du verantwortlich bist. Denke dran, Barbel. Laß dir's nur sagen. Dein Vater — er ist schwer krank geworden ....“

Heftig stieß sie ihn zurück und eilte in die Stube. Da hat man auch schon den gellenden Schrei gehört. Über den Toten ist sie hingefallen, hat ihn gerüttelt, hat ihm wie wahnsinnig ins fahle Antlitz geschrien, daß er soll' aufwachen und sie ansehen! — Und als sie endlich zur Überzeugung kam, wie die Sache stand, da ist sie in eine starre Ruhe verfallen, daß es unheimlich war. Sprachlos, thränenlos wankte sie ihrer Kammer zu. — — Als man später das Stöhnen gehört hat, ahnte die Hausmutter es bald, was vorging. Die alte Marenzel, die gekommen war, den Toten aufzubahren, hatte nun etwas anderes zu thun. — Als wir, der Rocherl und ich, am Abende heimkamen, lagen zwei des Adamshauses auf der Bahre — der älteste und der jüngste.

So, mein Alfred, hat es sich zugetragen. Und war eine solche Trauer im Hause, daß ich gemeint habe: Wenn nur wer schelten wollte! Wenn nur wer hadern wollte mit diesem niederträchtigen Geschick, daß ein frischer Zorn, eine Gemütsrevolution ausbreche, damit doch diese dumpfe, diese

schreckliche Trauer unterbrochen werde. Alle, auch die sonst so scharfe Hausmutter, standen und gingen matt und traumhaft umher. In der Nacht aber war's, daß die Barbel in ihrem Bette anhub zu fragen: „Ja, ihr Leute, wie ist denn alles das zugegangen?" Und am Frühmorgen hat sie gefragt: „Wie ist denn das gewesen, daß mein Vater gestorben ist?"

Weil keines mit der Sprache herauswollte, so trat ich vor, ging entschlossen in ihr Stüblein und begann herzhaft zu erzählen.

„Barbel," sage ich, „es ist ein glücklicher Tod gewesen. Wie er hört, daß der Lehrer redlich um deine Hand bittet, da hebt er beide Arme auf wie zum Segen und ruft: Soll's doch sein, daß mein liebes Kind glücklich wird! Gott Lob und Dank! — Darauf an die Wand hingesunken und — aus ist's gewesen."

„Und herb wär' er nit gewesen?" fragt sie, „herb nit?"

„Freilich wohl herb, anfangs weil der Lehrer so spät gekommen ist — wohl rechtschaffen spät."

Darauf hat sie nichts mehr gesagt. Nur später leise mit sich selbst gesprochen: „Wenn es so ist gewesen! Wenn es so ist gewesen!" Und hat in sich hineingeweint, aber ganz anders, als vorher.

Von dieser Lüge, Alfred, mußt du mich lossprechen. Die wohlgemeinte Unwahrheit, die ein Herz vom Fegefeuer erlöst, kann doch nicht unrecht sein? — Aber jetzt in den Nächten, wenn ich schlaflos bin, sieht's anders aus. Es ist ja furchtbar frevelhaft, ein Kind über das Sterben des Vaters zu täuschen! Hat nicht sie den Jammer über die Familie gebracht? Soll sie nicht die ganze Wucht ihres

schweren Fehlers büßen? — Ich bitte dich, Freund, sage nein. Sage, du treuer Forscher nach dem Guten und Wahren, sage, daß es erlaubt ist zu täuschen, wenn man damit was Gutes stiften kann. Sage nicht auch das abscheuliche Wort: Wahrheit über alles, auch wenn darunter Menschenglück und Menschenherzen zu Grunde gehen. Ich beschwöre dich, Philosoph, laß alle Philosophie so sein, daß dieses Erdenleben milde wird und warm. Wenn es auch dunkel ist, wenn es nur reich an Liebe ist. Schau, das arme Mädel lächelt heute unter seligen Thränen. Die rohe Wahrheit hätte sie auf ihr Lebtag lang in Gram und Weh gestürzt.

Am nächsten Sonntage werde ich berichten, was sich in diesen Tagen weiter ereignet hat.

An der Oberfläche scheint es, als kümmerten sich in der Bauernschaft die Leute nicht viel umeinander. Kommt jedoch über ein Haus etwas Besonderes, dann steht überall die menschliche Teilnahme auf, dann sind sie eines Stammes, die grünen und die dürren Zweige.

In den zwei Nächten, als unser Hausvater auf der langen Bank lag, konnte die große Stube kaum alle Anwesenden fassen, die gekommen waren, um zu trösten und zu beten. Etliche Bauernweiber hatten Butter, Weißbrot und gedörrte Waldkirschen gebracht, damit die Adamshauserin Mittel habe, ein würdiges Totenmahl zu bereiten. Ich beschreibe dir nicht die Sterbe- und Begräbnisgebräuche, deren im großen und kleinen unzählige sind, sinnlos nur für den, der keinen Sinn herauszufinden oder keinen hineinzulegen weiß. Denke dir bloß, daß während der Tage, als ein Toter im Hause liegt, keine knechtliche Arbeit verrichtet werden darf, daß die Wanduhr still stehen muß, daß das Sprengreisig, mit dem die Leute Weihwasser auf die Leiche spritzen, in einer dreifachen Kreuzform gewachsen sein soll, daß das Bettstroh im Freien verbrannt wird, auf welchem der Verstorbene in seiner letzten Lebensnacht gelegen, und dergleichen mehr. Der Gehstock des Toten wird ins Freie getragen und an einen alten Baum gebunden, damit er nicht allein umherwandeln kann, zu Nachbarshäusern. Wo so ein Stock an die Thür klopft,

dort muß bald wer sterben. Im Trauerhause sind nächtig die Leute der Nachbarschaft an Tischen und Bänken herum, beten den Psalter, singen Totenlieder, essen Weißbrot mit Milchrahm und führen nebenbei allerlei Gespräche. Es soll bei solchen „Leichwachten" manchmal ganz heiter hergehen, daß junge Leute Kurzweil treiben, körperliche Übungen ausführen und Schalkereien anstellen, sogar mit der Leiche nach einem alten Herkommen. Gleichsam — sie machen sich lustig über den Tod, er imponiert ihnen nicht. — In unserem Adamshause war nichts, als die tiefe Gedrücktheit, und die Wirkung der von Männer- und Weiberstimmen kunstlos gesungenen Totenliedermelodien kann nur gefühlt, nicht beschrieben werden.

Die Leiche war mit einem weißen Leintuche bedeckt. Manche, die ankamen, hoben vom Haupte das Tuch, schauten ins lehmfahle Gesicht des Adam und sagten zu ihm nieder: „Gott gebe dir die ewige Ruh. Sollt' ich dich einmal gekränkt haben, thu' mir's verzeihen."

Es mag wohl so sein. Wenn man an der Bahre eines lieben Menschen steht, so fängt er erst an, einen zu erbarmen, nicht weil er gestorben ist, sondern weil er gelebt hat. Gelebt und gelitten, manchen schweren Kummer heimlich und geduldig für sich allein getragen. — Auch der Jäger Konrad hatte ihn so angeredet. Die Hausmutter hörte es und machte mit der Hand einen Deuter, als wollte sie sagen: Du, laß' es gut sein! Hättest ihm früher das Leid nit gemacht!

Neben der Leiche auf dem Lehnstuhl steht das hölzerne Kruzifix, vom Hausaltare herabgestellt, daneben ein Wasserglas mit dem Öllichte und ein Schüsselchen mit

Weihwasser und dem Sprengzweige, mit dem sie den Toten von Zeit zu Zeit besprengen. Zu Füßen dieser langgestreckten schmalen Leiche, ganz im Wandwinkel, liegt ein kleines Ding, das auch mit weißem Tüchlein zugedeckt ist. Und das, mein lieber Alfred, ist die Erbsünde. —

Die Leute thun, als ob sie es nicht sähen und niemand fragt nach der Barbel.

In der zweiten Nacht wars, daß von der Nachbarschaft zwei Mägde ankamen, ganz erregt und verstört zur Thür herein. Sie wüßten etwas Unheimliches zu erzählen. Als sie durch den Schachen hergegangen seien, hätten sie an der Brunnenquelle neben dem Holzapfelbaum den Adam stehen gesehen. Er habe sich an einen Spatenstiel gestützt, als ob er gegraben hätte und dabei müde geworden wäre. Sie wüßten gar nicht, wie sie zum Hause hergekommen seien vor lauter Schreck.

„Wir wünschen ihm all' die ewige Ruh," sagte ein alter Mann. Da that sich der Kulmbock hervor, der am Tische saß und rief überlaut: „Nit so dumm daherreden, Weiberleut'! Das friß ich nit! Was wirds denn ein Geist gewesen sein! Es giebt gar keinen Geist! Das werd' ich etwan nit wissen! Just so!"

Der Kulmbock gehört jetzt zu den Aufgeklärten. Seit er zum Abgeordneten gewählt worden, stellen sie ihn über all voran, auf den Ehrenplatz und als Ordner hin. So hat er auch die Leitung des Begräbnisses übernommen. Allerseits entwickelt er eine große Beredsamkeit, die er einstweilen nur im Landtage noch nicht hat bethätigen können. Da will der kluge Mann erst einmal hören, was die anderen sagen. — Seine dralle Tochter war auch vor-

handen in dieser Nacht; die drängte sich nicht vor, sondern hielt sich im Herdwinkel auf, mit anderen jungen Leuten heimlich schäkernd. Als der Rocherl mit Brotlaib und Messer dorthin kam und die munteren Burschen einlud, zuzugreifen, sagte die Kulmbock-Tochter schelmisch: „O ja, Rocherl, ich mag schon eins von dir, ein Brot. Schneid' mir nur eins, aber ein recht großes Trumm."

„Das wär' bei dem eine Kunst," spottete einer der Burschen. „Mit einem Maul Brot essen, das wird er wohl können; aber mit einer Hand abschneiden, schwerlich."

Darauf entgegnete der Rocherl scharf: „Und du thätest auch mit dem einen Maul nit stänkern, mein Lieber, wenn ich zwei gesunde Händ hätt!"

„Geht's weg!" schmollte die Kulmbock-Tochter, die Anderen mit dem Ellbogen von sich tauchend, „ich laß' über den Rocherl nichts kommen!"

„Sie meint halt, halsen kann ein Einhandel auch!" gab jener Bursche zurück.

Der Rocherl biß die Zähne aneinander, steckte das Messer tief in den Brotlaib und ging zur Thür hinaus. Ich hatte den kleinen Vorgang so halbhin beobachtet und da ist mir wieder das ganze Elend des armen Jungen klar geworden. Jeder Wichtling kann ihn nach Belieben verhöhnen, es geschieht ungestraft. Aber sie sollen sich nicht spaßen mit ihm. Wer ihn nur erst kennt! — Mit einer Hand führt man gefährlichere Waffen, als mit deren zwei!

Jetzt kommt aber noch etwas. Gegen Mitternacht war's, wir knieten alle gerade an den Tischen, deren in der Stube mehrere aufgerichtet worden waren, und beteten,

als unten an der Thür eine Bewegung entstand. Kurze Ausrufe. Dann gedämpftes Sprechen und Schluchzen. Aus der Dunkelheit trat eine Gestalt hervor, wie der Adam. Aber strammer, jugendlich, in Mütze und Soldatenmantel. Der Valentin! Der Urlauber! — Ein junger Mensch mit breitknochigem Gesicht und eingefallenen Wangen. Er giebt Jedem und Jeder die Hand, auch der Mutter nicht anders, als den Übrigen, und blickt unruhig, verwirrt um sich und tritt langsam, zögernd gegen die Bahre hin. Ein Weib deckt des Toten Gesicht auf und sagt leise: „Gelt! Ganz unverändert. Als wie wenn er thät schlafen. — Er thut gut rasten.“

Der Valentin kniet mit beiden Knien schwerfällig nieder auf das Fletz, faltet die Hände mit verschlungenen Fingern aneinander und starrt unverwandt auf den Toten. — Dann steht er auf, taumelt gegen den Uhrkasten hin, wo der Sarg lehnt, der fichtenhölzerne, unangestrichene, und an dem Beben und Stoßen seines Körpers sieht man's, wie es in ihm wütet.

Wir in den Städten kennen sie nicht, die Schamhaftigkeit des Schmerzes. So wenig, wie wir die Schamhaftigkeit der Freude kennen und die Schamhaftigkeit der Liebe zwischen Kindern und Eltern. Der aus der Fremde kommende Sohn küßt nicht die Mutter, berührt die Leiche seines Vaters nicht mit einer Fingerspitze; nicht ein Wort der Zärtlichkeit, der Klage habe ich gehört von seinen Lippen — draußen im dunklen Vorhause erst hat er aufgegröhlt wie ein verwundeter Hirsch.

Später, als der Valentin neben seinem Bruder an der offenen Hausthür steht, herzschwül und wortkarg, und

als sie so hinausschauen in die Mondnacht, da deutet der Rocherl auf eine Gestalt, die am Brunnen sitzt, und sagt: „Siehst du ihn, Valentin? Dort am Wassertrog. Das ist der Unglückstifter!“

Da tritt die Mutter vom Herd, wo bei prasselndem Feuer das Mahl kocht, zur Thür hin, und der Valentin solle sich doch hinsetzen und was essen.

Der Soldat schüttelt den Kopf, essen könne er nichts.

Sie stellen sich zusammen im Vorhause und die Mutter erzählt dem Heimgekehrten, wie sich alles zugetragen. Als sie von dem Menschen spricht, durch den die Barbel ins Unglück gekommen, soll Valentins Hand nach dem Stilet gezuckt haben.

„Jetzt nimmt er sie aber,“ sagt die Mutter.

Und der Soldat: „Das ist sein Glück.“

„Das ist sein Glück, meinst du?“ begehrt der Rocherl auf. „Und damit glaubst du, wär' es gut?“

„Mehr kann er nit thun.“

„Du, Valentin,“ sagt der Rocherl, gleichsam in Krämpfen sagt er es: „Ich kann mit der einzigen Hand nichts machen, sonst — sonst hätt' ich nicht auf dich gewartet. Jetzt wirst du mit ihm abrechnen.“

„Mit wem? Mit dem Lehrer? Wenn er sie ja heiratet!“

„Und ihr Ruf? — Und ihr Ruf?“

„Warum bist du so auf, Bruder Rocherl? Ein Malheur, das Jedem passieren kann.“

„So sagst du?!“ ruft der Rocherl ganz betroffen aus. „So schlecht bist du geworden?!“

Da giebt der Soldat zur Antwort: „Mein Lieber, du sollst es erst wissen, wie es in der Welt zugeht!“

Dieses Gespräch ist zwischen den beiden Brüdern geführt worden, vor der Hausthür im Mondscheine. Dann wollte Valentin die Schwester sehen.

„Jetzt schläft sie," sprach die Mutter. „Laß sie rasten. Sie hat viel gelitten."

„Weiß nit, ob es lange Zeit hat mit mir," sagte der Soldat. Dann kam er an den Herd. Am Tische rückten sie zusammen, um ihm Platz zu machen. Er hielt sich jedoch immer im Hintergrunde und so oft die Thür aufging, wandte er allemal rasch sein Auge dahin.

Jetzt trat ich zu ihm hin und stellte mich als den Knecht Hansel vor.

„Ich weiß es schon," versetzt er kurz.

„Wie geht's beim Regiment? Was macht der Oberst Marx?"

„Kennst du den?" fragt er.

„Ist mein Hauptmann gewesen."

„Hast du auch beim Siebenundzwanzigsten gedient?"

„Gehorsamst zu melden."

Nach diesen Worten will er sich verziehen. Mir fällt an ihm die Unruhe auf, die sich immer steigert.

„Ging es schwer mit dem Urlaub?"

„Ganz leicht," sagt er.

„Auf wie lange?"

„Auf unbestimmte Zeit."

„So, so!" sage ich, „das wundert mich." Und wie noch eine Frage an ihn gestellt wird, wendet er sich rasch und geht zur Thür hinaus.

Am siebenunddreißigsten Sonntage.

An diesem Briefe schreibe ich schon seit Wochen. Du weißt ja, daß ich dir alles genau erzähle. Wie kann man das nur, wenn so vielerlei auf einmal vorfällt und wenn es so viel anderes zu denken und zu thun giebt, als eine Geschichte aufzuschreiben, die sich freilich immer wiederholt auf der Welt, die aber dem, der sie gerade erleben muß, furchtbar neu und verwunderlich ist.

Beim Valentin blieb ich stehen, er aber nicht bei mir. Da bin ich ihm so lange nachgegangen, bis er mir in der Strohschaubkammer nicht mehr entschlüpfen konnte. Er kauerte auf dem Schaub und preßte sein Gesicht ins Stroh.

„Valentin," redete ich ihn an. „In deinem Hause stehe ich so, daß auch zwischen dir und mir Vertrauen sein darf. Gestehe mir's ganz offen, du bist desertiert!"

Er leugnete es nicht ab und gestand es nicht ein.

„Hab' ihn eh gebeten, den Hauptmann, um Urlaub auf vier Tag, wie die Nachricht gekommen ist. Wenn jeder Urlaub hätt', wo zu Haus eins von der Sippe stirbt, hat er Antwort gethan, alsdann hätten wir das halbe Regiment bei den Klageweibern!"

„Und dann bist du heimlich davon?"

„Ich gehe ja morgen, wenn's vorbei ist, gleich wieder zurück."

„Valentin," sage ich, „den Vater hast du noch einmal gesehen. Wir werden ihn gut betten. Geh' lieber sogleich."

Den Kopf hat er geschüttelt: Sogleich, das wolle er nicht.

Der Unglücksmensch ist geblieben, aber keiner von allen, die dem Leichenbegängnisse beigewohnt, hat's glaube ich geahnt, daß ein Dritter danebenstand, als sie den starren Adam vom Laden hoben und auf die knisternden Hobelspäne in die Truhe legten. Während die Leute noch an den Tischen saßen und unter gedämpftem Geplauder das Totenmahl verzehrten, nagelte der Zimmermann den Deckel auf. Verdammt, war das eine Musik, dieses Hämmern auf den Sarg! Die Hausmutter hatte alle Thüren und Fenster zugemacht, daß die Barbel in ihrer Kammer den Schall nicht sollte hören können.

Dann haben sie den Schrein hinausgetragen und niedergestellt auf der Thürschwelle, haben das Lied gesungen, in welchem der Scheidende Abschied nimmt von Weib und Kind, von Haus und Hof. In dem Augenblicke hub in der Scheune, die gegenüber der Kammer des Mädels liegt, die Kornwindmühle an zu klappern, heftig und schmetternd. Die Leute schauten mit Entrüstung auf. Der Kulmbeck war über diese Störung der Andacht sehr empört, aber ich muß dir mit Freuden mitteilen von einem erweckten Menschen. Von dem Sansüßel — wieder gesund ist er worden! Und gerettet! Der hatte bei jenem Osterfeuer den Rochel in die Glut bringen wollen. Der hatte vor Barbels Fenster den Spottpopanz aufgerichtet. Und jetzt war es dieser Sansüßelbub, der die Windmühle trieb und Späne hineingesteckt hatte, damit sie doch recht mächtig klappern möchte. Angestiftet soll ihn seine Mutter, die Marenzel haben: „Gedenk's Bub, wie dir's die Barbel gemeint hat, wie sie

dich aus dem Beinhäusl hat befreit, wie sie in deiner Krankheit gut mit dir gewesen ist? Ich habe den Kulmbock schon gebeten, er möcht' das harte Lied sein lassen vor der Thür. Er thut's nit, der Dickschädel. Jetzt geh', Bub', und laß' die Windmühl dreheln, daß alles schnalzt, damit die Kranke in der Kammer das Totensingen nit kann hören." — Der Totenbrauch war gestört, aber dem Mädel war der herzbrecherische Abschiedsgesang erspart geblieben. Mich freut jetzt dieser Sauschädelbub mehr, als alle sinnigen Totensitten zusammen. Die Barbel hat's vollbracht, hat aus diesen zwei Leuten — Menschen gemacht.

Wer da halbwild wie ein Verbannter ums Haus schlich, sich dazugehörig fühlte und doch nicht dazugehen durfte, das war Guido Winter. Außer dem unversöhnlichen Rocherl sagte es ihm Keiner, daß er allein die Schuld an diesen Ereignissen sei, er selbst sagte es sich aber ununterbrochen, erbarmungslos. Nun wollte die Barbel wissen, wo der Guido sei, er solle zu ihr hineinkommen. Und dieses wunderbare Wesen — während sie den Vater davontragen, während sie ihre Jugend, ihre Unschuld, ihr zartes Glück davontragen, hat sie ihm mit lieben, sanften Worten Mut und Trost zugesprochen. Wenn man in diesen Schickungen sagen könne, jemand sei Schuld, so sei es sie. Sie hätte die Gescheitere sein sollen, denn er habe nicht gewußt, was er thue, nachdem, wie es einmal im Menschen eingerichtet sei vom lieben Gott. Die Hoffnung habe sie wohl immer gehabt, daß er sie nicht verlassen werde in der harten Zeit und wenn er so wäre, wie man es manchmal von anderen höre, dann erst möchte man verzagen. Das größte Leid hätten sie nun wohl über-

wunden, ein so großes Jammer nicht mehr, und wenn's auch in Armut und Kümmernis müßte sein, alles sei ihr recht, nur ein wenig liebhaben solle er sie.

So hat sie zu ihm gesprochen und so hat er mir's erzählt. Und mitten in diesen heiligen Dingen fällt es mir ein, ganz abscheulich profan: Jetzt, wenn sie nur schon da wären, die zwanzigtausend Gulden! Jetzt möchte ich einmal Gottvater spielen, doch schon all' des Teufels wäre!

Jemand, wie sie so tapfer stand — es war dies ein wahres sursum corda! Ein urplötzliches Herzerheben in diesen Tagen der Trauer. —

Nun also haben wir sechs Männer ihn hinabgetragen über den steinigen Weg. Mit Riemen war die Truhe auf dem Tragschragen festgebunden, und doch wollte sie rutschend gleiten, weil der Schragen so schief getragen werden mußte, den steilen Hang hinab. Hinter diesem Zuge ist ein junger Bursche gegangen, mit roten Bändern am Hut und am Arm, ganz hochzeitlich angetan. Der hat vor sich auf den Armen, wie man ein Kind trägt, das winzige Trühlein getragen, das mit schneeweißer Leinwand verhüllt war. Den Rachel hatten sie anfangs anbefohlen, das sonderbare Schachtelein auf dem Rückkorb zu tragen, der aber hat über diese Zumutung einen gewaltigen Schrei getan und ist in den Wald gelaufen, so daß wir ihn beim Begräbnisse gar nicht gesehen haben. Hinter dem hochzeitlichen Burschen schritt die alte Moranzl drein, in der einen dürren Hand den Stock, in der andern die Stalllaterne. In der blinden Scheiben spiegelte sich so scharf die Morgensonne, daß das Kerzenlicht darin erst wieder sichtbar ward in der schattigen Hohlschlucht. Und dann

folgten die vielen Väter und Verwandten, aus jedem Hause mindestens eins, im ganzen Anzuge. Die Hausmeister in ihrem dunkelblauen Gewande, der Gutsvater in seinem Sonntagsmantel und der kleine Franzel in seinem grünverbrämten Sonntagsjöppchen, waren mitten drinnen und klagten wie alle anderen. Weil die Trauer eine allgemeine geworden, so trugen sie scheinbar nicht schwerer, als die übrigen. Der Sulzenhof soll sonst bei beiden Bestatter gewesen sein, jetzt als Klageredner und Lehrer hatte er mehr auf Reden zu denken, als auf Beten. So hat der Schneider Schpangel einspringen müssen mit seinem singenden Stimmlein. Ganz hinten am Zug trippelte der Wichelmandl nach, der buckelte. Die zwei alten Einlegerweiblein kommen stets herbei, wenn es nur ein Leichenschmäuslein gibt und haben sicher schon mehr Leute zu Grabe geleitet, als ihrer noch lebendig umsteigen auf diesen steinigen Wegen. Und zu allerhinterst lief einer nach, den sie wiederholt zurückjagten und der immer wieder nachkam, um seinem Hausherrn das letzte Geleite zu geben. Der Pudel Bitterweiß. Als er jedoch einsah, daß seine Teilnahme durchaus nicht beliebt wurde, schlich er mit eingezogenem Schweife zurück zum Ahornhaus, stand dort vor der verschlossenen Thür und weinte laut.

Eine alte Nachbarin war daheim geblieben bei der Barbel und soll ihr aus einem Gebetbuche den „Kreuzweg unseres Herrn und Erlösers Jesu Christi“ vorgesprochen haben. Ob das Herz des armen Weibes auf diesem Kreuzwege war, oder auf seinem eigenen ging —?

Als wir in die Kirche kamen, vor deren Thor die Leiche abgelegt worden war, lagen auf dem Altare als

Trauerschmuck [illegible] Bretterwand der [illegible] die grinsenden Totenschädel, wer weiß, ob es nicht gerade die Vorfahren des Alten waren, die jetzt Ehrenwache hielten bei dem Trauernden. Die Kinder waren noch klein, [illegible] jedes ein Gesangbüchel vor sich liegen hatte. Die Hofmutter stand ganz hinten im dunklen Tannengewölbe und schaute auf das Kirchenfenster hin, so oft es anging.

Nach dem Amte haben wir den Alten an sein Grab getragen. Als wir ihn mit zwei langen Riemen hinabsenken ließen, da hat der Sarg an der [illegible] Erdwand ein wenig gestockt, da habe ich wohl doch [illegible] müssen, ob denn niemand aufschluchzte. Die Glocken waren still geworden, der Geistliche betete sein Requiem und der [illegible] [illegible] des [illegible], daß die kleinen [illegible] [illegible] in den [illegible] des Waldes. Die [illegible] ist [illegible] [illegible] wie eine [illegible] und hat [illegible] zum [illegible] [illegible]. — Der Alte, so weiß ich, [illegible], wenn er nun jetzt bei sich ist . . . .

Dann schüttete ich die Erde und [illegible] und [illegible] hinein, um dem Sarg gerecht zu werden, daß mein Alter gut ruhen kann. Plötzlich hebt der [illegible] [illegible] sein [illegible] [illegible], und wie ich das [illegible] [illegible], um es neben dem Sarge des Vaters zu [illegible], [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] und fragt: „Ist das nicht die Tante [illegible]?"

„Mein Gott, freilich", berichtet der [illegible].

„[illegible], als sie noch lebendig war?" fragt er.

„[illegible] Herr, lebendig ist sie gar nie gewesen [illegible] [illegible], ob sie schon so auf die Welt gekommen."

„Dann gehört es nicht hierher," sagte der [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] neben einem [illegible] [illegible]

brach an. „[illegible] aus der Hand [illegible]. Ich will es gerne sagen, nur [illegible] du wissen, daß [illegible], der nicht durch [illegible] ist, [illegible] nicht zu [illegible]. [illegible] gar nicht, lieber [illegible]?"

Als die Leute [illegible], der [illegible] und [illegible], [illegible] ein [illegible]. Der [illegible], der [illegible] nicht zu [illegible], [illegible] er auf einmal [illegible]. [illegible] und der Hand und sagte [illegible]: „[illegible]. Ich will es [illegible] und [illegible]: [illegible] eine [illegible], die nicht durch [illegible] worden ist."

[illegible], die [illegible] über den [illegible], wie er das [illegible] hat. Die Leute [illegible] ein. [illegible] jetzt [illegible]? — Der [illegible], [illegible] den [illegible] und [illegible] zum [illegible]: „[illegible] ich [illegible]."

[illegible] nichts weiter.

Wir [illegible] zu [illegible] und [illegible] mit den [illegible].

Wie das [illegible] ist, [illegible] sich [illegible] den [illegible], mit dem [illegible] eine [illegible], der [illegible] mit [illegible], [illegible] sich und [illegible] an zu [illegible]. [illegible], [illegible] mit [illegible], in der [illegible] und [illegible], als ob es eine [illegible], [illegible] in einem [illegible] und einem [illegible]. [illegible], wenn [illegible], [illegible] sich die [illegible], aber [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]?" [illegible]

„[illegible]!" [illegible]

[illegible] — —

[illegible] — [illegible]

„[illegible]!" [illegible]

[illegible]

„Der Doppelte?“ fragen wir.

„Nein, der lebt noch. Er liegt in der Totenkammer.“

„[illegible]!“ schreit der Toldl [illegible] her. „Geschossen hab' ich, aber nit gut.“

„Er liegt in der Totenkammer!“ wiederholt der Steinerknecht.

Darauf hebt der Toldl an zu brüllen wie ein Stier. [illegible] Jesses, Jesses, jetzt hab' ich den alten Michel umgebracht!“

„Aber warum? Warum? Wieso, warum?“

Das weiß er nicht. [illegible]

Noch in derselben Nacht haben wir den Burschen nach [illegible] geführt zum Gericht. Als wir in [illegible] an der Totenkammer vorbeikommen, wo am [illegible]

[illegible] [illegible], sagt der [illegible] zum [illegible]: „[illegible] [illegible] beim [illegible], was der Michel macht?" Der [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], bei der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] er [illegible], über einen [illegible] und [illegible] zu [illegible]: „Die Herren brauchen [illegible] [illegible] machen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

Auf dem [illegible] haben wir den Toten [illegible]. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], mit einem [illegible] der [illegible] von der [illegible] zu [illegible], von der [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible]. [illegible] der [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]. — „[illegible], [illegible] [illegible]!" sagt die Alte vor sich hin, „auch ein rechtes Glück, daß nicht mehr geblieben ist!"

„Was meint sie denn?" frage ich den [illegible]. Der hat mir folgendes gesagt. Die Alte hätte in früheren Jahren einen Sohn verloren und sich immer eingebildet, er wäre noch am Leben und würde einst [illegible] wiederkommen. Und jetzt hielte sie den [illegible] auf der [illegible] für ihren Sohn, der [illegible] ist, um den [illegible] zu borgen. Zu borgen! —

Sie ist so [illegible] geworden, die arme Alte. Und [illegible] geblieben.

[illegible] die [illegible] [illegible], [illegible]? Ich [illegible]. [illegible] [illegible] kann sein, daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] — und doch [illegible].

Wie wir von dem Kirchhof [illegible] [illegible], das kann ich dir nicht sagen.

Die Tage gleiten lange hübsch in ihrem Geleise. In dieser Woche hat der Schneider [illegible] mit seinem Lehrling im Hause gearbeitet. Doch ist eigentlich niemand [illegible], dass der Meister [illegible] [illegible]. Der [illegible] ist auch da, der kein Wintergewand bekommt. Meine Eltern haben den [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] haben wollen, weil das letztere billiger ist und als „[illegible]“ besser paßt, bis der [illegible] in die Stadt kommt. Mein Rat dagegen war: Ein [illegible] und ein [illegible]?

„Mich nicht haben, [illegible],“ sagte darauf die Hausmutter, derweilen sie für den Schneider [illegible] [illegible], „ich weiß mir nimmer aus, thu' wie du willst.“

Thu' wie du willst? Bin ich denn wirklich in Ehr' und Würden [illegible] auf diesem Hofe? Und wenn ja, kann ich's verantworten, wenn der Bube auf meinen Rat [illegible] und in dieser [illegible] [illegible], [illegible] in der weiten Welt besser [illegible] werden könnte? — O Freund, mein Vermögen zu [illegible] [illegible] Stand hält nur zu finden, wie das [illegible] im Sturme.

Als der Schneidermeister mit [illegible] ging, machte er bei mir halt und fragte die Hausmutter: „Kriegt der Bursch auch was?“

„Freilich wohl," antwortete sie, „der kriegt ein ganzes Jahresgewand. Einen braunen oder grauen Loden, wie er will."

„Mutter," gabe ich darauf, „an Gewand fehlt's mir noch gar nicht, leicht komme ich ein übers Jahr mit dem, was ich habe."

„Gewand willst nit und Geld hab' ich nit," sagte sie verdrießlich.

Jetzt bin ich doch näher hingetreten zu ihr, so nahe, daß die Haspelflüglein mir den Wind ins Gesicht gefächelt haben: „Muß es ja schon etlichemal gesagt haben, Hausmutter, daß Ihr mir nichts schuldig seid. Daß der Herrgott mich eigentlich nicht zu einem Bauernknecht geschaffen hat, werdet Ihr wohl schon lange bemerkt haben. Dazu ist der Fußfleiß nicht hart genug gewesen. [illegible] Prinz bin ich auch keiner. Nein aus Gesundheitsgründen bin ich in die Bergluft gegangen. Wohl, wohl, Mutter, rein aus Gesundheitsgründen! Weil die körperliche Arbeit und das Schweigen so gesund ist. Bin auch kräftig geworden, so [illegible] bei Euch, und dafür werde ich auch noch [illegible] lassen! Bin ich Euch was nutz, so bleibe ich gern noch ein Zeitel da. Nachher im Winter vielleicht, bis ihr alle wieder auf gleich gekommen seid, werde ich halt wieder zum Wanderstecken greifen."

„So!" rief sie und ließ den Haspel stehen. „Na, gute Nacht! Wenn der Knecht auch fortgeht, nachher können wir das Vieh beim Schweif aufhängen und uns lebendigerweis eingraben lassen. Na, ich sag's, viel [illegible] kann's schon nit mehr kommen."

„Also kriegt auch was weil, oder nit?" fragt der

Schneidermeister mit seinem spitzen [illegible] hergeführt. Mit seinem Wachslicht stand er da, in stolzester Feierlichkeit, wie Heine, Bauch und Rucksack zu wetzen. Hört auf der Bauernschaft ist der Schneider nicht zum Spotte, wahrlich nicht! Verwandte zur Zucht und Kunst ist er! Das Haus beherrscht er, kein besonderes Essen bereitet er, wie kein Nachtlicht gebaut und geschickert werden muß, schreibt er vor. Wenn die Studentendame um ein Schritt zu niedrig ist (zu hoch ist sie ihm nie!), dann hebt er an, heilig den Faden zu weihen, und giebt der Bäuerin Schuld, wenn der Zwirn entzwei geht; hebt an, die Liebeslieder hin und herzuflüstern, in weitem Bogen ausgesprochen und die Bäuerin kann sich freuen! Wenn er zur Hochzeitsschaft kommt, wird er ihr ein heiteres Liedlein singen.

Und weil sonst niemand was bringt, so beginnt mein kleiner Meister Schnappel mit den Augen ganz schrecklich umherzuglotzen, bis er — auf den [illegible] für den kleinen Zumpel weisend — in die Worte ausbricht: „Und wenn dem Kirchen da sind wie auf dem Weg herausgeschnappt worden?!"

„Mein Gott," lacht die Hausmutter bitterlich auf, „was kann denn ich dafür, wenn die Leut' umziehen, mit den Schandarmen fortgejagt werden und selber bauern laufen?"

„Kann ich dafür?" begehrt der Schneider auf.

Jetzt packt mich der Unmut. Mit der Faust weise ich's auf die Tischecke: „Was giebt's da zu greinen? Ihr macht, Schneider, was zu machen ist, und paßt's Euch nicht, so geht es leichter [illegible] als hergedacht. Versteht Ihr mich leiblich?"

Damit bin ich schön angekommen. Der Schneider verstand sehr gut, erschrak aber durchaus nicht. Er ging ruhig zur Bank, wo die Hausmutter saß, und forderte sein Geld. Sie sind dem Ungeheuer schon seit Jahr und Tag den Störlohn schuldig. Jetzt ist es an mir, in den Sack zu greifen und den Rest meines Sparpfennigs hervorzuthun. Knapp reicht es zur Sühne des beleidigten Schneiders. Dann hat er sein Zeug und seinen Lehrbuben zusammengepackt und ist davon. Die zugeschnittenen Hosenteile für den Franzel liegen auf dem Tisch. Wenn sie mit Eisennägeln zusammengenagelt werden könnten, da wüßte der ehemalige Grobschmied vielleicht Rat. Die Nadel geht über meine Kraft. — Und so fange ich an, in diesem Hause Unguts zu stiften. Aber wer hätte gedacht, daß auch der kleine Schneider sich mit dem großen Schicksal verbindet.

Es erschien demnach hoch an der Zeit, daß heute vom Rechtsanwalt ein Schreiben kam. Allerdings eins, das schlechter war als keins. Meine Angelegenheit mit dem Herrn Stein von Stein — schreibt der Mann — wäre eine etwas faule Sache. Ich würde gut thun, mir bei Zeiten eine verläßliche Zeugenschaft zu sichern, denn der Widerpart scheine ein gerissener Herr zu sein und nicht gesonnen, einer „hirnverbrannten Marotte Rechnung zu tragen". Ich solle mich — riet der Advokat — aber ja nicht etwa auf die Socken machen nach der Stadt, um meine Sache zu betreiben. Den Bauernhof verlassend, wäre mein Recht formell verfallen. Keine Stunde dürfe fehlen an dem Bauernjahre. —

Da hätten wir es ja. Das kann eine saubere Geschichte werden. In jämmerlicher Hochstimmung war mir

die Sache schon gleichgültig gewesen; jetzt mit der sinkenden Sonne des Jahres kommt die Geldgier und die Rechthaberei. Auf die Wette verzichte ich nicht! — Sofort schrieb ich dem Rechtsfreunde zurück, alles aufzubieten, daß die Zeugen zu stande kommen, daß sie fest bleiben und daß nötigenfalls der Gegner auf einen Eid getrieben werde. Aber es wird sich vor Ablauf der Frist nichts machen lassen. Wir haben noch ein Vierteljahr.

So kriecht der Teufel allmählich auch deinen Bauernknecht an, den du, mein Alfred, immer so tapfer aufrecht erhalten hast. Deine philosophischen Zusprüche haben stets gute Dienste geleistet, aber von jetzt ab wäre ihm, offen gestanden, Bargeld lieber.

Meine Sonntagsbriefe fingen an, dir sehr weh zu thun, schreibst du. Siehe, das freut mich. Ich wünsche dir kein anderes Leid, als das Mitleid. Daß du mit uns Mitleid hast, das thut mir wohl.

Die heutigen Mitteilungen werden auch gerade keine Frohbotschaften sein, obschon der Herbsthimmel über uns sonnig blau ist und aus der Erde ein frisches Frühjahrsgrün sprießt. — Dieser junge dumme Mensch? Er bleibt verschollen. Wir vermuteten schon, daß er nach Laibach gereist sein könnte, um seinen Bruder von der Strafe loszubitten. Wenn es sein könnte, er würde selber für den Valentin einspringen; es ist eine verzehrende Leidenschaft in seiner Liebe, wie in seinem Hasse. Der Soldat hat übrigens einen Brief geschrieben, bei dem die Hausmutter vor Freude in die Hände geklatscht hat, wie ein alter Drescher auf dem Tanzboden. In Berücksichtigung der besonderen Umstände, die wir dem Herrn Obersten bittweise auseinander gesetzt hatten, habe es mit achtundvierzig Stunden Stockhaus sein Bewenden gehabt. Diesen Obersten — und wäre sein Schnurrbart noch so struppig — möchte ich dir abküssen, wie ein Kirchweihtanzmädel!

Apropos, Mädel! Mein Mädel! Daß heißt unseres! Das heißt, seines, des Lehrers Mädel! Es ist aus dem Bette, aus der Kammer. Es zieht bereits Rüben aus der Erde und hat sogar schon wieder einmal gelacht. Am

vorigen Mittwoch, als wir abends um den Herd herumsitzen und von den eingebrachten Rüben das Kraut wegschneiden, zündet die Barbel den Leuchtspan an. Dabei fällt ihr ein Fünklein auf die Hand. „Auwehtschl!" ruft sie aus und thut ein helles Lachen. Es war um sechs Uhr zwanzig Minuten. Wie Osterglockenklingen ist es durchs ganze Haus gegangen, dieses Lachen. Groß gewundert hätte es mich nicht, wenn der Adam davon wach geworden wäre in seinem tiefen Bette. — Wenn er dazumal dieses Lachen von ihr hätte hören können, er würde freilich heute noch leben. Sogar dem dummen Jungen wollte ich es gewünscht haben. Dieses Menschenlerchengetriller möchte doch wohl imstande sein, ihn wieder herbeizulocken zum heimatlichen Herde. Was hat er's not, mit der Flinte in den Wäldern umzustreichen, wenn daheim die Barbel lacht? — Und warum hat sie gelacht? Weil ihr der heiße Funke aus Fleisch flog. Die muß ein kurioses Feuer ausgestanden haben, wenn sie ein Leuchtspanfunke bloß lachen macht!

Noch in der Nacht bin ich hinabgegangen ins Schulhaus und habe ans Fenster getrommelt.

„Was ist denn los?" ruft der Guido schlaftrunken.

„Die Barbel hat gelacht!"

Da ist er aufgestanden, hat mich hineingelassen und haben uns zum Kerzenlicht gesetzt an den Tisch. Dann sage ich: „Will man die Weibsbilder schon nicht freien, wenn sie weinen, so muß man sie freien, wenn sie lachen."

„Nun ja," antwortet er, „bestimmen wir gleich den Tag. Alles andere ist schon in Ordnung. Du weißt ja, wie es steht."

„So sollst auch du es von meiner Seite wissen,“ sage ich. „Ändern wird's hoffentlich nichts an dir, wenn du erfährst, daß ich die Wette auf dem Prozeßwege werde suchen müssen.“

„Deine Wette mit dem Stein von Stein? Einen Prozeß? Hans, den verlierst du!“

„Dann, Winter, erlebst auch du in diesem Jahre noch deinen Hagelschlag.“

„Ha, ha!“ lacht er, „gegen Hagelschläge ist ein Schullehrer aufs Beste versichert.“

„Mit der Ausstattung wird's happern —“

„Vorstrecken kannst du mir nichts?“ unterbricht er mich. „Das wird sauer werden, Teufel noch einmal.“

„Daß du dich am Ende besinnst, Guido!“

Er geht in seinem Nachtkleide die Stube auf und ab: „Das wird sauer werden!“

„Ich möchte es nicht erleben! Wenn du mir jetzt ihr Lachen unterbrichst!“

Die Kerze ist zu Rande. Er zündet keine neue an denn es ist keine mehr im Hause. Dieweilen der Dochtrest noch glimmt im Leuchter, wandelt er über den Fußboden hin und wieder und hadert, warum gerade er das bissel Erbsünde so hart büßen müsse!

Sage ich: „Der Strick schneidet gerade dem am tiefsten ins Fleisch, der sich am meisten dagegen sträubt. Warum du dich gar so sehr fürchtest vor dem Schweiß des Angesichtes, wie er sich für einen ordentlichen Erbsünder gehört. Nimm doch ein Stück vom Adamshauser Grund und baue Kartoffeln!“

Steht er still und sagt: „Du hast recht. Wenn ich's

in meinem jetzigen Fach nicht weiter bringe, so baue ich Kohl und Kartoffeln. Dabei ist noch niemand verhungert. — Sie kann's schon und ich werde es lernen."

„Das stimmt, Lehrer, das stimmt! Ich hätte dich ja doch erwürgt, wenn du mir das Mädel sitzen ließest."

Nun wird er neuerdings nachdenklich und meint, er wäre sehr sonderbar dran. „Will ich nicht, so würgest du, und will ich, so würgt ein Anderer."

„Ein Anderer? Wie meinst du das?

„Dann müßte ich noch einmal Licht machen", sagt er, „denn im Dunkeln ist's unheimlich, von solchen Sachen zu sprechen. Ich wollte es eigentlich für mich behalten. Doch weil wir schon dran sind. Weitersagen sollst es nicht, denn es kann mich getäuscht haben. Es kann ein Anderer gewesen sein. — Er soll ja dem Bruder nach sein, sagt ihr."

„Sprichst du vom Rocherl?"

„Gestern abends, als ich durch den Edelbrand gehe, fällt es mir auf, daß hinter einem Stein, der unter Rotkiefern steht, sich etwas bewegt, ein Mensch, der sich duckt. Wie ich hintreten will, um zu sehen, wer es ist, springt Einer auf und in das Dickicht. Ein Schußgewehr hat er bei sich gehabt und der Adamshauser Rocherl ist's gewesen."

„Hast du ihn sicher erkannt?"

„Ich werde mich nicht getäuscht haben. Er hatte eine Hand in der Binde. Mit der andern hat er auf mich schießen wollen, ich bin überzeugt."

„Lehrer!" sage ich, „solche Dinge redet man nicht so leichtsinnig heraus. Auf dich schießen wollen, was ist das

für eine Rede! Erstens ist er's gar nicht gewesen, in der Binde können auch andere Leute ihre Hände tragen und zweitens ist's ein windiger Wildschütz gewesen, den du auf seinem Anstand gestört hast."

Der Winter versetzt: „Gut, ich will sagen, es kann mich betrogen haben, ich will es sagen. Bei mir selber bin ich fest überzeugt, es war der Rocherl und der hat mich erschießen wollen."

„So sage doch, welche Gründe du hast zu dem fürchterlichen Argwohn! Müßte denn schon das böse Gewissen sein über dein fortwährendes Säumen mit der Barbel. Es hat ja thatsächlich den Anschein, als wolltest du auskneifen, in diesem Falle wäre ein faustischer Valentin ganz an rechter Stelle."

„Mein Lieber!" sagt er, „wenn dieser Mensch nach dem Verlobten seiner Schwester schießt, so ist es — Eifersucht."

Ich stutze, also wäre ich mit meinem Verdachte doch nicht allein. Aber zugegeben habe ich es dem Lehrer nicht.

„Sei es wie immer, Guido, mache Hochzeit und es wird alles anders sein. Schon dieses tollen Knaben wegen — wenn es so wäre."

Darauf redete er eine Weile noch so herum, das einemal ist's ganz sicher, das anderemal frägt es sich um Wenn und Aber, und man dürfe sich in solchen wichtigen Angelegenheiten nicht übereilen und wenn er jetzt sofort heirate, sehe es ja genau so aus, als ob er sich durch den angedrohten Schuß habe schrecken und zwingen lassen. Nein, auf solche Weise kriege man einen Guido Winter nicht

herum, der wisse schließlich immer noch selber am besten, wann und wen er heiraten wolle.

„Weiter," sage ich, „das klingt schon entschiedener, das ist schon kein Auskneifen mehr, das riecht nach offener Absage."

„Was du schon wieder deutelst!" ruft er und lacht auf. „Na, damit ihr ruhig schlafen könnt all miteinander — soll's noch in der Allerseelenwoche sein? Gut, also gleich danach."

Zwölf Tage nach Allerseelen — das ist ein Sonntag. An diesem Tage will er sich mit ihr trauen lassen.

Ich bin dir redlich froh, einen Tag festgenagelt zu wissen, daß endlich die Herzen zur Ruhe kommen im Adamshause. . . .

Wenn mir der Winter auf das Mädel gut ist, dann will ich auch noch andere schöne Charakterzüge von ihm aufschreiben. Zum Beispiel.

Vor einigen Tagen war's. Während der Schulstunden hat sich ein vagabundierender Handwerksbursche in das Wohnzimmer des Lehrers geschlichen und ein Paar Schuhe gestohlen. Bei der Bachbrücke unten, während er sie an seine Füße thun will, ist er schon aufgegriffen worden. Noch keck war der Kerl.

„Was wollt's denn?" sagte er, „glaubt's leicht, unsereiner mag im kalten Reif und Schnee barfuß umsteigen, wenn jetzt der Winter kommt! Dieweil der Herr ein überflüssiges Paar unter seinem Bette stehen hat! Soll zusperren die Thür, wenn er will, daß ihm nichts gestohlen wird! Ist eine Schlamperei, das. Ich bin eh noch gut gewesen. Ein anderer hätt' auch den Wettermantel

mitgenommen. Hätt' mir wohlgethan. Na, denk' ich, das nit, stehlen thust nit. Nur das Paar Schuh nimmst mit. Das wird etwan doch nix Schlechtes sein, wenn er sie nit braucht. Goscht eh schon, beim Spitz, der eine!"

„Wissen Sie was," sagte hierauf der Lehrer, „die Schuhe sollen Sie haben. Müssen mir dafür aber eine Fuhr Brennholz klieben."

„Schmutzian!" knurrte der Vagabund und wirft ihm die Schuhe vor die Füße: „Da hat Er seinen Dreck! Thut eh schon die Goschen auf."

Wer im Gebirge die Polizei rufen wollte, den würde das Echo ausspotten. Deshalb hat der Lehrer den alten Gauch bei den Ohren genommen und so wacker geschüttelt, daß das Zähneklappern bis zum Wirtshaus hinauf gehört worden ist. Das hat den Vagabunden aber noch lange nicht um seinen Humor gebracht. Bevor er davon lief, hat er sich beide Hände an die Ohren gehalten: „Die Hörwascheln wären jetzt freilich heiß, aber die Zehen frieren."

Darauf hat der Lehrer die Schuhe dem frierenden armen Teufel nachgeworfen. — Hoffentlich reut es ihn nicht, wenn er sich sein nun einziges Paar an den Füßen blank wichsen muß.

In der Schule ist der Lehrer seiner Sache sehr sicher, da macht er's weder sich noch den Kindern zur Qual. Die Kleinen läßt er A, B, C sagen und Wörter lesen und auswendige Sprüchlein herbeten. Nach dem Inhalt wird nicht viel gefragt, das hält zu lange auf. Die Eltern fragen ja auch nicht, was das Wort bedeutet, sie sind's zufrieden, wenn's der Schüler flüssig lesen kann. Recht lesen ist gut, aber schnell lesen ist besser, denken sie, weil das

nicht viel Zeit kostet. Beim Ausfragen weiß fast jeder Schüler flink Antwort. „Wieviel ist zweimal sieben?“ fragt der Lehrer. — „Zweimal sieben ist — ist — ist —“ stottert der Schüler. Der Lehrer hilft nach: „Ist vierz ...“ — „Ist vierzehn!“ — „Brav, Michel, das geht ja ganz gut.“ Und so kommen sie glatt über den Stoff hinweg. Zum Wiedervergessenwerden ist's gut genug gemacht, denkt sich der Winter, und im nächsten Jahre würde es schon besser gehen. Nach der Schule, am Waldrain, wenn der Winter ein Hummelnest besichtigt oder ein zuckendes Fröschlein in die Hand nimmt, da stehen sie um ihn herum im engen Kreise und schauen, was er macht, und hören, was er sagt, und merken sich alles. Aber ob bei der Schulprüfung der Herr Inspektor fragen wird, wie weit am Waldrain die gelbgefleckten Molche ihre Mäuler aufthun oder wie die Eichhörnchen ihre Nester bauen, das möchte ich doch zu bedenken geben. Manchmal bestellt der Lehrer den Vorgeschrittensten der Klasse zum Schulhalten, dieweilen er selbst im Stübel seine Schuhe nagelt oder losgelöste Knöpfe in den Rock näht, und wenn sie die Rechenaufgaben gut gemacht haben, dann dürfen sie nach der Schule mit ihm Käfer suchen gehen. Freilich machen sie die Aufgaben gut, weil sie einer vom andern abschreibt. Wozu soll denn jeder extra noch für sich das Pulver erfinden, wenn's der eine schon erfunden hat! Er sieht die Rechnungen auch weiter nicht durch. Pedanterie ist nie sein Fehler gewesen, und nach den Schulstunden ist er selbst immer der froheste. — Das Beste an allem ist, daß die Kinder dem Lehrer sehr zugethan sind, und er in Sachen des Betragens auf sie Einfluß hat. Es ist

noch keine Sittlichkeitsklage vorgekommen. Alles andere wird sich schon geben. Rechnen lernt der Mensch erst, wenn es sich nicht mehr um Ziffern und Fleißzetteln handelt, sondern um wahrhaftige Kornmetzen, Holzmetern, Gulden und Kreuzer. Und andererseits, meint der Winter, könne es dem besten Mathematiker passieren, daß er sich im Leben manchmal verrechnet.

Ich kenne auch jemanden, der gut lesen, schreiben und rechnen kann und doch bis heute nicht weiß, woran er ist. Dieser jemand *las* in seinen Augen, *verschrieb* ihm das Herz und *rechnete* auf Treue.

„Im Ganzen, muß ich dir gestehen, kennt man sich nicht aus. Manchmal kommt mir vor, der Kerl hätte zwei Seiten, wie Krämerladen. Auf der einen strammer Moralist, und wendet man ihn: Bruder Liederlich.

Was er nur aus der Barbel machen wird? Oder sie aus ihm? — Das Letztere wäre mir nicht bange.

Die Einlage deines Schreibens vom 2. dieses hat mich nicht wenig überrascht. Nein, so war's nicht gemeint. Am Ende bedarf ich auch jetzt noch deines lieben Zuspruches mehr, als des Geldes, obschon diese materialistische Anwandlung deiner Philosophie sich im Grunde gar nicht so übel macht. Zurückzahlen kann ich dir den Betrag nur durch einen Wechsel, durch einen Schicksalswechsel. Vom Bauernknecht hast schlechterdings nichts zu erwarten. Diese Kerle zahlen nicht. Wenn der Journalist oder der Schriftsteller nicht kreditfähiger sein sollte! — Ich will ja groß niedersteigen vom Berge des Adamshauses, zu euch, mit einem Buckelkorb voll Geistesdünger, und eine litterarische Wirtschaft anfangen. Ganz frischen, sehr kräftig duftenden Naturalismus bringe ich mit hinab. Das heißt, in meinen Romanen sollen die Idealisten als solche sehr naturalistisch geschildert werden. Damit kann jede Litteraturrichtung zufrieden sein und der Gläubiger hoffentlich auch.

Nun wisse aber, guter Freund, daß ich mit deinem Hundertguldenschein in großer Verlegenheit war. In der hiesigen Bauernschaft hat ihn niemand zerlegen können, nicht einmal der Hoisendorfer Kirchenwirt, trotz seines Tischtrühleins voll Scheidemünzen. Erst aus Kaising ist Hilfe gekommen. Da fiel mir jener Goldklumpen in der Wüste ein und daß eine Kornähre mehr wert ist, als der schönste nagelneue Tausendguldenschein. Bargeld wird erst Wert, wenn Erdsegen dazukommt. — Stimmt's?

Dein Anerbieten, daß du dich nach den gegenwärtigen Verhältnissen der „Kontinental-Post“ erkundigen willst, besonders, wie es mit dem Zeugen Lobensteiner steht, nehme ich mit großem Danke zur Kenntnis. Frage doch auch nach, wie es dem Reporter in der Nervenklinik geht. Entsinnt sich dieser noch auf den Fall, dann hielte ich die Geschichte jedenfalls für gewonnen. Übrigens ist es mir undenkbar, daß Doktor Stein auskneifen könnte. Wettschuld ist Spielschuld und Spielschuld ist Ehrensache. Die einzige Ehrensache, auf die sogar auch der Lump noch was hält.

Und nun wieder zu meinen Berichten.

Der schreckliche Rocherl ist immer noch in Verstoß. Der Hausmutter wurde nahegelegt, seinen Verlust auf den Kanzeln verkünden zu lassen. Sie will aber die Schmach eines durchgegangenen Kindes nicht an die große Glocke hängen. Wir haben ihn ja eigentlich schon fast einmal gehabt. Am vorigen Mittwoch hat uns der Jäger Konrad sagen lassen, daß der Rocherl sich in der Legwindhütte aufhalte. Das ist keine erfreuliche Nachricht, so froh man auch über die gefundene Spur sein muß. Die Legwindhütte im Fuchsgraben ist eine abgekommene Almwirtschaft, in der sich gern allerlei Gesindel aufhält. Landstreicher, Wilddiebe, neuestens sogar verrufene Weibsbilder, will unser Gemeindevorstand wissen. Von Zeit zu Zeit räumen Gendarmen das Nest; aber allmählich füllt es sich wieder mit zweifelhaften Leuten, die bei der alten Legwindhütterin Zuflucht suchen, dort ihre Kartoffeln braten und ihr für den Unterstand manchen Bissen zubringen. Was den Jungen bestimmen soll, gerade in dieser Höhle zu hocken?

Nun, so sind wir am letzten Donnerstage ausgezogen

zur Fange. Die Hausmutter, die Barbel und ich. Die Barbel wollte anfangs nicht mit. Sie scheint zu ahnen, daß der Rocherl sich jetzt sozusagen auf Menschenwild-Jägerei verlegt. Sie spricht von ihm, wie von einem Kranken. Und hat sie die Bemerkung gethan: „Mein Gott, man weiß gar nicht, was es manchmal für ein Glück ist, wenn liebe Leute sterben. Hätte ihn der Jäger damals anders getroffen, so hätte ich jetzt einen Bruder im Himmel."

Es war das härteste Wort, das ich je von dem Mädel gehört habe. Die Mutter hat sie gleich derb zurechtgewiesen: „Red' nur du nit! Ich hätt' meine Tochter auch lieber als Jungfrau im Himmel —"

Da muß man sich ins Mittel legen. Ist der stets beschwichtigende Adamvater nicht mehr da, so muß ein anderer dran.

„Das wäre nicht schlecht!" sage ich. „Böse Red darüber, weil im Himmel die Engel sind und auf Erden die Menschen."

Wie mich auf dieses Wort das Mädel dankbar anblickt! Gott, hat die ein Angesicht!

Darauf habe ich mich kühn auf den Evangelisten gespielt, der Herr habe mehr Freude an einem wiedergefundenen Schafe, als an neunundneunzig verlorenen. Und darum wollten wir getrost ausziehen, das verlorene wiederzufinden. — So schief dieser Bibelausspruch geraten ist, sie waren dankbar dafür.

Dann sind wir hineingegangen über die Almen und hinten hinab in den Fuchsgraben. Die Hausmutter war sehr kriegerisch gestimmt; von ihrem Stecken schien sie etwas

zu erwarten, den sie bei jedem Schritte fest in den Boden stieß. Die Barbel aber meinte doch, daß man mit Stecken keine verlaufenen Schafe locke. Als wir der Legwindhütte nahe kamen, sagte sie: „Gelt, Mutter, wir wollen recht gut mit ihm sein, wenn wir ihn finden.“

„Den Stecken schlag' ich heut mitten ab!“ rief die Hausmutter und schwang ihren Haselstab. „Über wen, das werden wir schon noch sehen. Verführt ist er worden!“

Wir kommen in die Schlucht hinab. Die Büsche gilben, aber die Blätter hängen noch an den Zweigen. Den Fuchsgraben hat das Hagelwetter verschont, es hätte sich wohl kaum ausgezahlt, hier über Hasel- und wilde Beerensträucher den kalten Zorn des Himmels niederzuschleudern. Die Hänge sind mit Brombeerstrauchgewinden überspannen, darin krauchen einzelne Gestalten umher und halten Mittagsmahl bei den dorrenden Früchten. An der Felswand lehnt die Legwindhütte, aus braunen Steinen roh gemauert; der bindende Mörtel ist schon aus den Fugen geschwemmt. An Thür- und Fensterstöcken hat der Regen die schiefergrauen Holzfasern bloßgespült, die Fensterscheiben bestehen teils aus erblindetem Glase, teils aus Papier, teils aus Lappenballen. Die Dachbretter sind mit Steinen beschwert. Daneben, mit gezausten Strohschauben geflickt, eine Art Ziegen- oder Schweinestall. Das Ganze ist mit Sauerampfern, Brennesseln und unsauberen Dingen umwuchert. Da hast du die Herrlichkeit, die in jedem Salon hängen kann — auf der Leinwand. Am Bache, der in der steinigen Schlucht niederrauscht, kniet die alte Hexe und schwemmt eine blaue Männerhose durch. Ich trete zu ihr, schüttle sie an der spitzen Schulter und schreie zur Wette mit dem

Wasser, wo der Abendländer-Sohn wäre? Sie glotzt mich dumm an, sie sei die Vagrantenhälterin und wisse nichts von einem Abendländer-Sohn.

„Aber sie möchte so gerade seine Vorderschaft!" sagt die Bärbel.

Dann ist er im Keller. Wir dringen in die Hütte. An dem schiefen Winkel der rußigen Treppe erkenne ich die lange Wachslampe der Unterstandsgeberin. In der dampfenden Stube ist mein erstes, daß ich mir den Kopf an den Trambaum stoße. Die Beine verwickeln sich im Stroh, das auf dem Boden weit herumliegt und stellenweise mit alten Kleidungsstücken bedeckt ist. Auf dem wurmstichigen Tische liegt ein abgegriffenes Kartenspiel und stehen geleerte Schnapsgläschen, in denen Fliegen kleben. Am rußigen Kachelofen hängen nasse Fetzenkittel. Im Hause ist niemand. Wir treten in die Küche, wobei die Bärbel ängstlich meinen Arm umfaßt, denn es ist dunkel und die morschen Fußdielen wanken unter den Tritten. Nach faulen Rüben riecht es und in der glosenden Herdglut liegen halbverkohlte Kartoffeln. Auch hier niemand vorhanden. Dann steige ich die Sprossenleiter hinauf in den Dachboden. Dort, im Heu vergraben, liegt einer, ich sehe nur das schwarze zottige Haupthaar. Nun hebt er sich und brüllt: „Wer ist da?"

„Das frage ich!" meine Antwort.

Er richtet sich aus dem Heue hervor: „Das fragst du? Gut, schöner Herr, du sollst es hören. Aber komm' mir nit in die Nähe. Es ist ansteckend, das Verbrechen. Ich bin ein doppelter, wenn du es wissen willst. Der ... Hirsch und der Schinderhund."

„Ah, guten Morgen, meine Herren!“ lache ich. „Dann ist wohl einer von euch beiden so gut, mir zu sagen, ob nicht noch ein dritter da ist, der sich Rochus Melker nennt.“

„Weiß nix,“ antwortet die Stimme.

„So weiß es vielleicht der andere.“

„Weiß auch nix,“ antwortet dieselbe Stimme. Nun merke ich, es ist ja überhaupt nur einer da.

„Er trägt eine Hand in der Binde,“ erkläre ich.

„Ja, den Einhandel meint der Herr. Raus ist er weit hin, weil seine Pfeife dort ist.“

Seine Pfeife, das war unsere alte Flöte, die schadhaftig im Dachwinkel lehnte. Weil wir drinnen und draußen keinen Rochus vorfanden, so habe ich die Flöte auseinander getan und zu mir gesteckt.

Oberhalb der Hütte auf dem Moosbühl haben wir uns niedergesetzt, haben gewartet bis in den späten Abend. Mancher arme Schelm ist aus Gestrupp und Kraut herbeigekommen zur Hütte, hinein und wieder heraus und träge an ihr herumgeschlichen. Der Rochus war nicht zu sehen. Unverrichteter Sache sind wir nach Hause gekommen um Mitternacht.

„Weil wir nur das haben,“ sagte die Barbel, als ich die alte Flöte an den Nagel hing. Im Vorhause war es ganz finster. Als wir auseinandergehend uns Gute Nacht sagten, tastete sie nach meiner Hand und sprach: „Ich danke dir, Hansel, daß du mit uns gegangen bist.“ Und so weich und warm sind ihre Finger gelegen einen langen Augenblick auf meinem Gelenke.

Philosoph, Philosoph! Das Mädel wird lebendig!

Himmlisch ist es geworden auf den Bergen, jetzt auf einmal wieder! Wie unvergleichlich schöner ist der stille, klare, beständige Herbst, als der launische, springende, schlagende und stechende Mai — der Flegelmonat des Jahres. Könnte ich es dir zeigen, wie jetzt die Buchen und Kirschbäume in purpurnem Rot, die Ahorne und Lärchen in leuchtendem Gelbe stehen und die weiten Fichtenwaldungen in blauschwarzen Tönen dämmern. In den Wiesenmatten schimmert der silberne Reif und auf allen Höhen Sonnenschein, Sonnenschein! Der ganze Berghang ein bunter Strauß unter dem [illegible] des [illegible] Himmels. — Wahrlich, ich habe nicht umsonst gewünscht, poetisch zu werden, bevor dies Jahr zu Ende geht. Oben ist meine [illegible] schöner geworden, daß auf den grünen Rainen die [illegible] wie weiße Sternchen glänzen, daß im fernen Felsgebirge jede Wand, jeder Riß, jede Sandhalde und jeder Schneeflecken so deutlich und klar geworden ist, als liege das weite [illegible] zum [illegible]. Ein kühler Bergwind bringt mir den Duft der [illegible], Gentianen und des [illegible].

Und in dieser neuen Schönheit ist das alte Leid. Wie mag doch das Treiben des Herbstes hier sein? Die Felder und Gärten belebt mit heiteren Menschen, deren Stimmen [illegible] von Berg zu Berg klingen, den Vogel-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“ —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Einen Jungen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ich [illegible] ge-[illegible]. [illegible] [illegible], [illegible] — Hunger [illegible].

Den Hunger kennt man nicht am [illegible] der [illegible]. Den kennt nur die große Stadt. Ich meine jetzt nicht den Hunger nach [illegible] und [illegible]. Ein [illegible] [illegible], der es weiß, daß in seinen [illegible] [illegible] [illegible] an [illegible] [illegible], von früh Tag und Nacht in ihre dunklen [illegible] gebannt, [illegible], weinen und [illegible] — kann auch [illegible] in der Oper [illegible] und eine [illegible] [illegible] [illegible]. Auch [illegible] — ich meine ja nicht das, den [illegible] [illegible], ich meine die [illegible] der „[illegible]“ — ich [illegible] Hunger und Not der Frauen gerade nicht als Stoff zu [illegible] [illegible] und als [illegible] [illegible] [illegible] zum eigenen [illegible]! Stellt er sich einmal so recht mitten in [illegible] [illegible], daß er plötzlich vor einem [illegible] der [illegible] Hunger nach dem [illegible] [illegible] [illegible] — und sie werden mit anderen Augen die Welt anschauen! Sage ihnen doch, den [illegible], daß sie auch einmal den Hunger [illegible] [illegible], der in ihrer [illegible] [illegible] ist.

Hier auf der Schwelle geht der [illegible] zum [illegible] und [illegible] [illegible]. Der [illegible] [illegible] ganz [illegible] über das [illegible], bis an die Schwelle seines [illegible] kommt, mit dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], mit dem [illegible]-

[illegible] etwas Milch hinein — aber er [illegible] es. Mein Mann entschuldigte sich immer [illegible], wenn er das [illegible] nur halb zu leeren vermochte. „Nicht [illegible], wenn's auch ein bißchen wenig ist. Es geht mir doch schon viel besser. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]." —

[illegible] zum Tagebuche.

[illegible] habe ich mit der [illegible] zu thun. [illegible] [illegible] des Mann war es ein Kummer, welcher Schmerz, jetzt aber — die Angst um den [illegible] bringt [illegible] zur [illegible].

„Wenn er nur [illegible] geblieben wär'!" sagt sie auch. „Es wär' besser! Ich wollt' den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

„Es ist [illegible] immer und das ist ihm nicht so hart!"

„Nachher müssen wir den [illegible]!" [illegible] sie. „Der eine will es haben, der andere kann es haben. Ich bin ein Jammer mit den [illegible]!"

Der [illegible] ist ganz und gar verschwunden. [illegible] und [illegible]. Über die [illegible] Zeit haben wir [illegible] [illegible]. Man [illegible] den [illegible] [illegible] lassen. Wenn das [illegible] [illegible] ist und die [illegible] [illegible], würde er [illegible] [illegible] kommen. Jetzt [illegible] der [illegible], [illegible] nachdem wir [illegible] [illegible] und [illegible], um ihn zu suchen, nachdem wir auch im [illegible] und überall keine Spur [illegible] haben, [illegible] wir [illegible] ihn. Ich wollte ihn doch in die Zeitung geben, unter die [illegible] Sachen. Da [illegible] es wieder: die öffentliche Schande! Die [illegible] muß im [illegible] nicht [illegible], als im [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], im [illegible]

wäre die Hut gefunden worden. „Das liegt nichts," meine ich, „ein Tischtuchfetzen kommt auch ohne Hut aus."

„Wer wird ihm seine Hand einbinden?“ sorgt manchmal die Urschel. Das geht mir am meisten zu Herzen. Nicht seine Hand, sondern ihr Vollkommen.

„Er selber wird sich die Hand einbinden," sage ich ihr vor. „Mit der Rechten und mit den Zähnen. Was der für Zähne hat!“

„Der Jäger wird ihn umgebracht haben!“ so wieder die Mutter.

„Der Konrad? Der seine eigene Hand opfern möchte für den des Kindes!“

„Wie ist doch so weit lang!“ Damit schließt sie jedes Reden ab.

Die Urschel ist jetzt viel aufrechter, als die Mutter. Den Burgen, denkt sie, soll sie mit dem Waldknecht und dem Salzlechthof, dem Baumeisterwalter, einen Streich erteilt haben. Sie war mit ihm im Walde gewesen, um die Weihnachtsbäumchen zu sammeln. Auf ein solches Büschel legt sich der Waldknecht und will das Mädel mit beiden Händen auf seine Knie ziehen.

„Ei schau, du wärest gar gefährlich!“ soll sie gesagt haben und ruhig weitergearbeitet. Wie er sie nachher mit Gewalt fangen will, hat er auf einmal einen Zahn weniger im Munde. Wütend geht er in den Salzlechthof hinüber und bei diesen Weihnachtsbäumchen arbeitet er nicht eine Stunde mehr, das seine sogenannte Rach'.

„Da sieht man's, das ist der Dank!“ brummt die Salzlechhoferin mit Entrüstung.

Wir haben die Geschichte erst von der Kaffeeköchin der erfahren müssen. „Ist es wahr, Wastel?" frage ich. Sie lacht dazu, und weiter nichts. Vom Bruder Norbert spricht das Mädel wenig. Und von ihrem Gatten gar nicht. Das sind die stillen Wasser! Der Herr Polizeimann hängt sich auch nicht an mit seinen Liebschaften. Ich glaube, sie sehen sich nicht einmal an jedem Sonntage. Nun, jetzt kommt ja bald die Zeit des bekannten Himmels voller Geigen.

Übrigens soll die Hochzeit wieder einmal verschoben worden sein. Diesmal wäre der Schneider Schwanzl die Schuld. Der kann bis zu Pfingsten das Polizeimannsgewand nicht liefern. Die schönen Tagdiebe, natürlich! Na, dann freilich. — Gatten, Gatten! Ein Verliebter muß auch einen Tagdieben leimen können. —

Der Kantor hat durch den Schuster Zwangl ausfragen lassen, ob die Wastel an Sonntagen nicht wieder auf den Kirchenchor kommen wolle, und mitsingen bei der Messe? Sie soll früher eine gar liebliche Sopranstimme gehabt haben. Mich hat das gefreut vom Kantor, und wohl auch das Mädel scheint vergnügt darüber zu sein, daß die Kirche ihr diesen neuen Ehrenplatz zugesprochen hat. Aber von der Gemeinde singen, wie im Engelchore, das mag sie nicht mehr.

Vor kurzem hatte der Geistliche auf dem Altare gestockt, und zwar mit der Predigt. Es war auf der Kanzel das Evangelium vom Hochzeitsmahle gelesen worden. — Da kommt ja die Parabel. Nachdem die geladenen Gäste nicht erschienen waren, ließ der König die Bettelleute von der Straße hereinladen, und verlohnte sich dann sehr, als unter

diesen Straßenleuten einer kein hochzeitliches Kleid an hatte. Zornig darüber läßt er ihn an Händen und Füßen binden und in die Finsterniß werfen. Schon mancher gelehrte Denker hat sich an dieser evangelischen Nuß die Zähne ausgebissen; der Hochenbacher Kurat aber hat ganz feste im Mund und sprach darüber, wie folgt:

„Ihr werdet, christliche Zuhörer, diesen König gewiß für einen großen Thoren halten. Da ladet er schnell die Vagabunden von der Straße ein und wundert sich, wenn sie kein Festgewandel anhaben. Das hättet halt ihr gewiß anders gescheiter gemacht, natürlich! Ich aber kann euch sagen: der Herr Christus hat mit seinem Gleichniß schon recht gehabt. Er hat nicht das auswendige Hochzeitskleid gemeint. Was kümmert sich der liebe Jesus um Hoffartsfetzen. Nein, das Inwendige, den Seelenschmuck, die Tugenden hat er gemeint. Und ein solches Hochzeitsgewand soll jeder Mensch zu jeder Zeit anhaben, auch bei der Arbeit auf Wiesen und Feldern, denn er weiß, daß auf einmal der Hochzeitsbitter kommen kann, und ihr wisset, wen ich mit diesem Hochzeitsbitter meine. Diese Festtracht, die Tugenden und guten Werke, ist bei den Leuten freilich nicht Mode. Aber den Madensack mit bunten Fetzen zu zieren, das ist Mode. Mancher glaubt, am Ostersonntag oder einem andern Feste wäre nicht die Herzensreinheit, sondern der große Hutbuschen die Hauptsache und immereinmal kriegt ein Bräutigam um, der nicht Hochzeit hält, wenn es die Liebe will, sondern bis die neue Tuchhose fertig ist!"

Na, das war ausgiebig. Ein paar Leute lugten auf den Platz hin, wo der Lehrer saß, dieser that nichts desgleichen. —

Das Mädel scheint kein Zuwarten gewohnt zu werden und macht sich nichts draus. Nun, dann mache ich mir auch nichts draus.

Aber schon gar nichts — glaube es mir!

Dieser Guido Winter ist doch ein O . . . —

Ein Opfer seiner Unentschlossenheit.

Als ob das zwei verschiedene Rassen wären, die vom Kulmbockhofe und die vom Adamshause. Und sind doch eine Sippe, deren gemeinsamer Stamm sich im Pfarrbuche leicht würde nachweisen lassen. Wer löst mir dieses Geheimnis von der Erbsünde, die bei den einen sich in behaglich grunzende Niederträchtigkeit, bei den anderen in tragische Schuld auswächst!

In tragische Schuld! Diese ist auf Seite der edlen Gattung. Du hast es ja immer gesagt und ich kann dir heute ein Beispiel dazu geben aus meinem Adamshause.

Am Allerseelentage hatten die Hausmutter und die Barbel auf dem Grabe des Vaters eine Kerze angezündet, eine Flasche geweihten Wassers auf den Hügel gegossen und still einige Vaterunser gebetet. Die Barbel versank dabei knieend in ein so tiefes Träumen, daß sie gar nicht wahrnahm, wie die Mutter aufstand und langsam des Weges vorausging. Endlich hat sie angefangen zu weinen.

Ich sah es durch die Hecken und als mir an der Ecke der Lehrer begegnete, da war meine Zurede, er solle doch auf den Kirchhof gehen und nachsehen, ob dort nicht etwa ein betrübtes Menschenkind tröstlichen Zuspruchs bedürfe.

„Das kann ich auch thun,“ sagt er.

Dann geht er hin, steht eine Weile neben ihr und weiß nicht recht, wie er anfangen soll.

„Barbel,“ sagt er endlich. „Was kränkest du dich so! Das hilft nichts. Steh nur auf, es ist nicht gesund so zu hocken auf dem feuchten Rasen.“

Sie erhob sich und ging an seiner Seite hin.

„Ich will dir gleich was sagen,“ sprach er, wohl um sie zu zerstreuen. „Was denkst du zu einer Kuh?“

„Einer Kuh? Aber das wird ja noch Zeit haben,“ sagt sie.

„Wenn wir ja doch vielleicht ernst machen wollen in diesem Monat? Eine Milchkuh habe ich gekauft.“

Da wurde sie beweglam und lachte auf einmal, daß er einen Viehstand hätte. Und es war thatsächlich so viel als abgemacht mit der Kuh. Zu günstigen Abzahlungsbedingungen hatte er sie bekommen drüben in der Wendau. Und dann haben sie das Ereignis eingehender besprochen. Das Rind ist in den besten Jahren, hat vor kurzem das erste Kalb geworfen und soll massenhaft Milch geben. Drei Liter den Tag! Stall und Futter für sie habe er einstweilen im Ranzenhof. Er wolle sie noch an diesem Tage heimholen von der Wendau herüber. Er habe eben den Strick gekauft beim Krämer. Ob sie scheckig wäre? — Ja selbstverständlich, braun und weiß gefleckt. — Wie sie heißen werde? — Scheckin natürlich.

„Guido, Guido!“ rief sie aus. „Jetzt haben wir eine Kuh!“

„Wenn sie nur auch schon bezahlt wäre!“ meinte er nachdenklich.

Denn bei dem ist alles so gesondert. Einmal ganz Ehre, dann ganz Liebe, dann ganz Geld. Scheint es also

doch, daß das Heiraten zwischen dem Paare endlich Hand und Fuß, oder vielmehr Haus und Kuh bekommt, daß es nicht mehr ein Liebespaar aus dem Romanbüchel ist, sondern ein erdgründiges.

„Vielleicht,“ vertraute mir hernach Guido an, „verlege ich mich ganz auf die Landwirtschaft. Und gebe die Schulmeisterei auf. Offen gesagt, ich habe keine Vorliebe dafür. Und auch nie gehabt. Was ein rechter Lehrer haben soll, mir ist es nicht gegeben. Daß ich's geworden bin, es war nur ein Notnagel. Ich habe schon gedacht, ob man nicht von der Sparkasse Geld bekommen und eine Musterwirtschaft anfangen könnte!“

Na nu! Das läßt sich hören! Ein Bauerngut! Einstweilen ist allerdings noch nichts davon da, als die Kuh, und diese ist noch nicht bezahlt. Aber wenn er Lust und Zeug dazu hat, den Almgaiern zu zeigen, wie so eine Wirtschaft nach modernen Grundsätzen rationell betrieben werden muß! Das meine dazu soll nicht fehlen. — Lustig ist mir gerade nicht zu Mute.

Als wir nachher von der Kirche nach Hause kamen, war die Nähterin da. Die hat einen sehr weitläufigen Kittel an, sogar an die Krinoline aufgeblasenen Andenkens erinnernd, und sie will der Barbel auch dergleichen machen zum Hochzeitsgewande. Das weiße Kleid mit dem grünen Kranz ist verspielt, so will die Muhme Rosalia den vergißmeinnichtblauen Brautrock zum Ersatz ausstatten mit schönen Kresen und Krausen, Bändlein und Maschen und zierlichen Knöpflein an allerhand Stellen, so vornehm und geschmackig, wie es sich für eine Frau Schulmeisterin nur irgend geziemt. Die Barbel aber will es bäuerlich haben.

„Viel Hoffart wird's mir nit tragen," meint sie, „ich brauch' ein Gewand, das auch zum Kuhmelken taugt."

„Wie du halt willst," sagte die Nähterin gefällig. „Aber ich hätt' doch gemeint, was Besseres. Kosten thut die hübsche Form nit mehr, als die ordinäre. Und hättest nachher was Schönes. Wenn sich der Mensch nit beim Heiraten was Ordentliches anschafft, später kommt er eh nimmer dazu. Sein Lebtag nimmer. Und muß man sich denken, in der ersten Zeit laßt der Mann noch was aus, später hat sein Geldbeutel sieben Schlösser an. Ich sag's!"

„Dank dir schön, Rosalia," antwortete das Mädel, „ich bleib' schon bei meinem alten Tragen."

Am Abende, als Nacht und Nebel niedergesunken waren über das Gebirge, saßen wir bei einem Kerzenlicht ganz zutraulich beisammen am Tisch, um die Muhme Rosalia herum, die ihre Stoffe großartig auseinander gebreitet hatte. Der Franzel las, wie oft an langen Abenden, etwas aus der alten Hausbibel vor. Er las Moses 1, Kapitel 4:

„Und Heva gebar dem Adam zwei Söhne, den Abel und den Kain. Und Abel ward Hirte und Kain ward Landbauer. Da opferten sie dem Herrn, und das Opfer des Abel war Jehova angenehm, das Opfer des Kain aber verwarf er. Und als sie auf dem Felde waren, da geschah es, daß Kain den Abel erschlug ...."

„Pfui!" rief die Nähterin aus. „Das ist ein garstiger Bruder, dieser Kain! Weißt du denn nichts Lustigeres zu lesen, Bübel?"

„Es kommt ja schon die Suppe," sagte die Hausmutter

und brachte, stets mit beiden Händen tragend, die große Schüssel mit gekochter Milch auf den Tisch.

„Das heißt wohl, daß ich jetzt abfahren soll mit meinen schönen Sachen," sagte die Nähterin noch launig und räumte den Tisch. Da knarrte die Hausthür und durch Dunkelheit und Rauch sprang ungebärdig ein Mann herein.

„Jesus!" schrieen Mutter und Tochter zugleich. „Jesus, der Rocherl!"

Und er war's. Wüst im Anzuge, wüst in Haar und Gesicht, ganz verstört über und über — die linke Hand ans Brusthemd geklammert, der rechte Arm außerhalb der Binde niederhängend — so war er in die Stube gefahren. Dann schrak er zurück vor Mutter und Schwester, kauerte sich in den Herdwinkel nieder, so tief, daß man ihn gar nicht sah, daß man nur sein Gröhlen und Stöhnen hörte.

„Heiliger Gott, Bruder, was ist das?" rief ihm das Mädel zu, „dir ist ja die Hand aus der Binde!"

Er winkte heftig, sie solle ihm fernbleiben, barg sein Gesicht in den Ellbogen und ächzte so wild, daß es uns allen durch Mark und Bein ging. Wir stellten uns um ihn, wir bestürmten ihn mit Fragen, woher er komme, was das bedeute? Die Barbel kam weinend mit Wasser, um ihn zu erquicken. Da sprang er auf, stieß sie zurück, daß ihr der Krug aus der Hand fiel und auf dem Fletze zerbarst.

„Will dich nit sehen, du Unglück, du!" kreischte er auf. „Du bist mein Unglück! Mein Unglück! Mein Unglück!"

Unser erster Gedanke: Wahnsinn! Die Mutter faßte ihn an der Hand: „Kind, du erschreckest uns zu Tod. Was ist denn geschehen? Will dir wer was? Rocherl, so sprich!

Schau, jetzt bist ja wieder daheim, bist bei uns. Viel Herz leid um dich, Gott weiß es. Soll vergessen sein, weil du mir wieder da bist. Krank bist so viel! Thu' dich ausweinen, da bei mir, nachher wird dir leichter. Mein liebstes Kind ....“

Nie bisher hatte ich das herbe Weib in solchem Tone sprechen gehört. Der Bursche begann am ganzen Körper zu zittern; als er sich erheben wollte, knickten ihm die Knie ein, so brach er vor ihr nieder: „Bin's nimmer wert, Mutter! — Nur sehen — nur euch noch einmal sehen. Dann gehe ich ja schon, wohin sie mich treiben ....“

„Du wirst —“ sie brach wieder ab. Du wirst doch nichts angestellt haben? wollte sie fragen.

„Mutter, ich will nimmer sein!“ schrie er auf und rang die Hände. „Mutter, schaut mich nit an. Ihr verzeiht mir nit, ich weiß es wohl, ihr könnt mir nit verzeihen. Nur ein Tag wird noch sein, da werdet ihr mir verzeihen ...“

Da verschlug's uns freilich allen miteinander die Sprache. Wir standen herum wie dürre Bäume. Plötzlich wurde der Bursche ruhig, er stand auf, setzte sich auf ein Holzscheit und schien beinahe gefaßt. Stierte vor sich auf den Boden hin und sagte: „Ja, meine lieben Leut', mich hat der Herrgott verlassen. Jetzt bin ich fertig. Nit aus Jähzorn ist's geschehen. Aus Schlechtigkeit ist's geschehen. Wie lang' ich's hab' vorbedacht. Es muß sein und es muß sein! hat mir der bös' Feind zugesprochen Tag und Nacht. Um die da! Um die!“ Auf das zitternde Mädel deutete er mit dem Finger. „Die ich so gern hab' gehabt! Keinen Menschen so gern auf der Welt! Und ihretwegen, daß es ein solches End' hat mit mir!“

Fuhr die Mutter zornig auf: „Jetzt red', was ist geschehen?"

„Derschossen hab' ich ihn!"

Die Barbel thut einen Schrei, so schrecklich, daß ich ihn seither in jeder Nacht höre. Ihre Züge werden fahl, ganz fahl und starr. Alles erstarrt ringsum und es ist ein Krampf, daß man gemeint hätte, am Himmel blieben die Sterne stehen zur selben Stunde.

— — — — — — — — — — — — — — —

Den Jammer stelle dir selber vor, zu beschreiben ist er nicht. Wie furchtbare Sturmglocken, so scholl er durchs Haus. Aber das tragische Kapitel wendet sich. Es schwankt langsam die Thür auf und eine unsichere Stimme ruft herein: „Wo es so lustig hergeht, da will ich auch dabei sein." Als ob er gemeint hätte, es wäre ein Freudenlärm. Und er hat's gesehen, wie der Rocherl jetzt neuerlich einen gellenden Schrei ausstößt und sein Gesicht in die Rockfalten der Mutter birgt. Er hat's geahnt, weshalb die Barbel ihm mit so großer Heftigkeit, lachend und weinend zugleich, in die Arme springt.

Es war freilich nicht der Geist des erschossenen Lehrers, wie der Rocherl meinte. Es war der Guido, der wirkliche, mit dem lebendigen Fleisch und Blut.

An diesem Abende des Allerseelentages haben wir das Wunder noch nicht so gesehen, das sich zugetragen und zu dessen Beschreibung ich einer ruhigeren Stunde bedarf.

Will dir nur sagen, wie der Rocherl zuerst noch eine Weile gelauert hat, gegen den Lehrer hin, ob es nicht doch ein Blendwerk sei, was da vor ihm steht blatternarbig und in der Pelzhaube. Dann tritt er ihn an und sagt in ganz

hartem Tone: „Dank dir's Gott, Lehrer, daß du lebst. Und ich bin ein Narr geworden."

Der Guido ist sehr nachdenklich und schweigsam. Er hat nichts mehr zu sagen. Er scheint nur gekommen zu sein, um sich zu beklagen darüber, daß und vor wem er seines Lebens nicht mehr sicher sei.

„Geh dich waschen, Rocherl!" raten wir.

Der Bursche taumelte hinaus zum Brunnen, tauchte den Kopf in das kalte Wasser, mehrmals und immer wieder. Dann saß er auf dem Trog in stiller Nacht. Ich trug ihm des Vaters Wettermantel hinaus: „Decke dich ein, Rocherl, es ist kalt."

„Bist du's, Hansel?" fragte er. „Geh, bleib' bei mir. Du glaubst es nicht, wie ich jetzt dran bin. Wie das lustig ist, wenn man niemanden umgebracht hat! Denk' dir, mir ist's gerad' so vorgekommen, ich hätt' den Lehrer derschossen. Wenn's ist, so werde ich aufgehenkt, und wenn's nit ist, komm' ich in den Narrenturm. So bin ich dran, mein lieber Hans."

Vielleicht giebt es doch noch einen dritten Weg. Ein furchtbares Verhängnis zog vorüber und was geschehen, das ist — recht betrachtet — ein ganz gewaltiger Brocken Gnade Gottes, der jetzt auf einmal vom Himmel fiel aufs bebende Adamshaus.

Jetzt kannst du wieder etwas Neues hören, lieber Alfred! Jetzt sehen wir den Brocken des himmlischen Wunders erst recht, er ist noch größer, als es anfangs schien. — Der Jäger Konrad hat seinen Schuß wett gemacht.

Am vorigen Donnerstag, als ich gegen Abend das Vieh heimtreibe, das jetzt noch spärliches Gras abweidet draußen auf den Wiesen, begegnet mir der Jäger. Er schaut so recht behaglich drein, viel munterer als sonst und hat im Gesicht ein kurzes Pfeiflein stecken, das er mit den Zähnen nach aufwärts schupft, als sollte es mit dem spitzen Messingdeckel an die Nasenspitze tippen. Einen guten Tag bietet er mir und fragt, ob der Rocherl heimgekommen wäre.

„Das wohl," antworte ich, „aber das Schießen hat er sich zu sehr angewöhnt von euch Jägern."

„Vielleicht hat er sich's auch wieder abgewöhnt," sagt er.

„Der, wenn er gut träfe!"

„Treffen," meint der Jäger, „thäte er vielleicht eh gut, aber das Gewehr ist schlecht geladen."

Da deucht mich, der Mann wisse etwas. Und weil wir den Waldweg nebeneinander gehen, hinter dem Vieh her, so habe ich's erfahren.

Der Rocherl, so erzählt der Jäger Konrad, sei ihm schon lange verdächtig vorgekommen, als ob er etwas im Sinn hätte gegen den Lehrer. Mehrmals habe er ihm

das Gewehr abgenommen, immer wieder hat er eins. Vor Allerheiligen sei er tagsüber oben gelegen in der Nähe der Waldheuhütte. Bei der Nacht sei er durch die Gegend gestrichen, sogar bis Hoisendorf hinab und um das Schulhaus herum. Lauernd und flüchtig huschend wie ein wildes Tier. Den Tag vor dem Feste sei der Jäger drüben in der Wendau beim Sackbuttner zugekehrt und habe die Bäuerin um eine Rein Milch gebeten. Dieweilen er sie gegessen, sei der Lehrer von Hoisendorf gekommen und habe dem Sackbuttner eine Kuh abgekauft.

Im weiteren soll der Jäger die Geschichte selber erzählen: „Wie ich nachher der Bäuerin ein paar Kreuzer hinhalte und sie sagt, ein Vergeltsgott wäre ihr lieber und wir so ein bissel nebeneinander stehen vor der Hausthür, bemerkt mein Aug' in der dunklen Streuschoppe den Adamshauser Rocherl, der sich an die Wand drückt und durch eine Luke hinhorcht auf den Lehrer, wie es dieser mit dem Sackbuttner verabredet, daß er die gekaufte Kuh am Allerseelentage nachmittags abholen will. Das fällt mir auf — sage aber nichts. Es wird gut sein, denke ich, wenn der Lehrer einen Kameraden hat auf dem Heimweg. Habe ihn begleitet bis Hoisendorf hinab. Ist gar nit gesprächig gewesen, der Herr, hat sich über den ungebetenen Weggenossen wahrscheinlich geärgert. Vielleicht wollt' er unterwegs ein Hochzeitsliedel dichten. Mir ist es auch nit viel besser ergangen neben seiner. Ein Jäger und ein Schulmeister, ich bitt' dich! Mit was sollen denn die sich unterhalten? — Es ist halt kurzweiliger zu zweien, sage ich, die Gegend ist jetzt schon gar so viel einschichtig. — Na, meint der Lehrer, einem Jäger wird die Einschichtigkeit doch nicht

genieren! Und schaut mich seitlings an — ein Jäger, und sich fürchten? Hab' mir's gefallen lassen müssen. Mein Lieber, denke ich, wenn du wüßtest, für wen ich fürchte! — Sagen habe ich ihm's freilich nit mögen. Ich kann mich ja grob irren. Wäre wohl noch schlimmer, als ein Schuß in die Hand! — Das mußt allein mit dir selber abschließen, Jäger, sage ich zu mir, und sollst jetzt einmal über zwei Menschen wachen. — Darauf am Allerseelentag gehe ich frühmorgens aufs Joch. Unsereiner ist das Passen ja gewohnt. Nit weit von der Waldheuhütte, da begegnet er mir schon, hat an seinem Rock noch die Heuhalme kleben, daß ich es gleich weiß: Rocherl, du hast in der Hütte übernachtet. Ich rede ihn an: Wohin so früh? Er keine Antwort, eilends davon. Ich krieche durchs Wandloch in die Hütte und sehe im Heu noch die Grube. Und finde daneben, im Heu vergraben, das Gewehr. Scharf geladen! — Also doch! denke ich. Es scheint, für den Lehrer ist vorbereitet, wenn er des Weges kommt in die Wendau. Ist es denn möglich? Aus Haß, der Schwester wegen, oder wie sonst? Wahnsinniger Mensch, du! — Will jetzt aber doch sehen, wie weit das geht. Weg nehm' ich das Zeug diesmal nit. Da machen wir lieber einen andern Spaß, lieber Rocherl! Hab' mir's vorgenommen mein Lebtag, daß ich dir deine Hand vergüte. Aus der Hand kann ich dir die Kugel freilich nit herausziehen, aber — weißt du wohl — aus diesem Büchserl kann ich sie herausziehen. Knallen thut's auch ohne .... Und hab's gethan. Den Schuß herausgezogen, frisch blind geladen und das Gewehr wieder ins Heu gesteckt. — Nachher habe ich mich selber ganz hinten hingelegt. Durch eine Bretterfuge sehe

ich hinaus grad' auf den Weg. Dort bin ich gelegen den ganzen Tag und immer wieder hat's in mir gesagt: Ah, Unsinn, wie wird der Junge auf den Lehrer schießen! Einem Hirschen wird das Blei vermeint gewesen sein, der oben auf dem Jochanger äset. Der Wildschütz laßt's ja nit! Nachher schlagt's wohl in mein Fach. — So um Mittag herum, wie ich meinen Speck aufs Brot lege, schleicht er an. Kriecht in die Hütte, übers Heu hin zum Gewehr. Von meinem versteckten Winkel aus ist er gut zu beobachten. Er will sich's bequem machen im Heu und kommt doch zu keiner Rast. Stützt sich auf den Ellbogen der kranken Hand und lugt durchs Bretterloch hinaus auf den Weg und kann das Aug' nit abwenden. Fliegen ein paar Raben, setzen sich an den Steig, picken Käfer auf, fliegen wieder ab und krähen in den Wipfeln. Sonst nichts. Da ist's auf einmal — es schwummelt was zwischen den Lärchbäumen her und ist's der Lehrer. Der hat um die Achsel einen Strick geschlungen, in der Hand einen Stock. Er geht, um seine Kuh zu holen. Der Rocherl bäumt sich stad auf und hebt mit der Linken das Gewehr. Teufel! denk' ich, 's ist doch ernst. — Da kommt vom Weg ein lustiges Lachen — Kinderlachen. Zwei Schulknaben laufen hinter dem Lehrer daher. Auf dem Heimweg wohl von der Kirche. Die haben einen großen Käfer gefangen, der zwickt in den Fingern, sie wollen ihn dem Lehrer zeigen und fragen, was es für einer ist. Tschapperln! sagt er, ihr werdet doch den Hirschkäfer kennen! Na, Kerl, du hast dich hübsch verschlafen, dies Jahr, jetzt kommt schon der Winter. — So gehen sie miteinander vorbei, der Lehrer und die Kinder, und verschwinden hinter der Böschung. Der Schuß hat nit

geknallt. Die dummen Buben! Der Rocherl schlägt sich ärgerlich die Faust an die Stirn. Jetzt muß er warten auf die Rückkehr, und das Gewehr thut er nicht mehr aus der Hand. — Na, so haben wir wieder gewartet. Wenn der Jäger das Aufpassen nit gewohnt wär'! Bin doch neugierig, denk ich, ob ihm denn nichts einfällt. Was er vorhat! Was das bedeutet! Was nachher kommt! — Aber nichts und nichts! Man kennt's ja, wer auf dem Anstand steht, die ganze arme Seel' ist im Büchsenrohr und wartet auf das Losdrücken. — Einmal kommt vom Waldhang ein Reh herab, ganz possierlich, und nascht am verherbsteten Haidekraut. Hab' noch gemeint, der Rocherl könnt sich doch besinnen. Schuß ist Schuß. Aber nein diesmal giebt er's fürnehmer! Als es endlich zu dunkeln anhebt, strampelt der Bursche ungeduldig mit den Beinen. Seine Augen brennen ganz katzenhaft — lauter grüne Funken. Jetzt zuckt er zusammen. Er hat etwas gehört. Von der Wendbauerseite herüber kommt der Lehrer mit seiner Kuh. Er führt sie am Strick, in der andern Hand hat er einen Birkenzweig zum Antreiben: Hi, geh, Scheckige. — So kommen sie stad heran und ich meine schon, es ist nichts, da kracht's. Das Tier macht einen Sprung, der Lehrer stürzt zu Boden. — Verdammt, was ist das? — — Einen Augenblick ist der Rocherl starr, dann thut er einen Schrei. Mensch, einen Schrei! Meiner Tag' hab' ich keinen solchen gehört. Dann fährt er unbändig zum Loch hinaus und fort. Mich hat's nur so zusammengerissen, wie der Lehrer hinstürzt. Aber wie ich auf den Weg komme, ist er schon wieder auf und mit der Kuh davon. Das erschreckte Tier hat ihn mit dem Sprung

zu Boden gerissen — und weiter, Gott Lob, ist nichts zu vermelden. Nur daß ich nachher über die Abachleiten den Adamshäuserischen hab' laufen sehen, in der höchsten Verzweiflung. Mein Lebtag hat mir nichts so wohl getan, als dem seine Verzweiflung. Bübel, denk' ich, die ist dir gesund. Heißt das, wenn sie nit zu unchristlich wird. Hab' ihm doch nachgerufen: Rocherl, hörst du! Jetzt sind wir wett. Zwei Menschenleben für eine Hand! Ich glaube, sie ist bezahlt. — Er wie ein wildes Tier davon und nichts gehört.“ —

So, mein Freund! Und das ist der Jäger Konrad. Ich hätte es nicht geglaubt. Hätte es nicht geglaubt, daß wirklich solche Menschen umhergehen auf Erden. Und ein solches Wunder hat müssen sein, daß unser armer Junge gerettet werden konnte. Er, und wir alle mit ihm. Und weiß Gott, der Junge ist seither anders, — anders!

* * *

Ein Nachtrag! Für verrückt wirst du mich halten. Für einen jener unheilbaren Irrsinnigen, die plötzlich so heiter geworden sind, daß sie selbst bei Tragödien und Trauerfällen nichts als lachen können. Bei solchen Schicksalsschlägen, wie sie das Adamshaus getroffen, könnte man ja wirklich überschnappen. In dem Augenblick, als ich vorstehenden Brief an dich schließe, kommt der Rocherl in einem wahren Freudenrausch, hoch zwischen den Fingern etwas haltend, schwingend: „Sie ist heraußen! Sie ist heraußen! Die Kugel!“

„Natürlich,“ sage ich, „weil sie der Konrad herausgezogen hat.“

„Die meine ich nit!“ schreit er, „die meine ich. Die in der Hand drin gewesen ist!“

Seit dem aufregenden Allerseelentag soll sie wieder sehr geschmerzt haben, die kranke Hand, an der alle Pflaster und Salben der alten Marangel nichts nützen wollten. Die Narbe war neuerdings aufgegangen und schwärig geworden. Die Barbel hat sie ihm jeden Tag sorgfältig verbunden. Und wie sie heute wieder den alten Verband ablöst, fällt etwas aufs Stroh. Ein kleines, längliches Bleistückchen, und der Andredl behauptet, es thät' nicht mehr weh. Ich bitte dich, Alfred, frage doch einen Arzt, ob das möglich ist, ob Schreck, Angst und derlei Seelenaffektionen nicht kugeltreibende Mittel sein können. Ist das nicht möglich, dann bin ich in allergrößter Verlegenheit, denn die Kugel ist da!

Im Drang der Ereignisse sind meine Schilderungen und Berichte längst entgleist. Keine Sonntagsbriefe mehr, hingegen ein ferner Roman, von dem jeden Sonntag ein Kapitel geschrieben wird.

Heute ist Adagio. Die Arbeit zieht sich zur Neige des Jahres fast ganz in Haus, Scheune und Stall zurück. Nur um Holzklotz sind wir in den Wald gefahren mit dem Schlitten, denn seit einiger Zeit haben wir Schnee. Dabei trat ich auf ein mit Schnee gedecktes Scheit so ungeschickt, daß es im linken Fußgelenke einen Knack machte und der Knecht mich auf dem Schlitten nach Hause ziehen mußte. So lag ich tagelang in meiner Kammer, in Dämmerung und feuchtem Stalldunst. Freund, da war's öde. Die Dirnel brachte mir das Essen, erkurte, wo sonst etwas fehlte, ging aber allemal unverrichtet bald wieder fort. Die könnte auch ein bißchen mehr Barmherzigkeit haben mit einem Invaliden. Dafür wollten sie mir die alte Moarnzl mit ihren Pflastern und Ratschlägen an den Fuß schicken; da habe ich gesagt, kalte Umschläge wären besser, als warme Ratschläge und wenn das verstauchte Bein nichts anderes zu thun hat, so wird's schon selber heilen — schon aus Langweile.

Bei dieser Gelegenheit habe ich auch erfahren, was ein Novemberabend ist. Ein einsamer, endloser November-

ebenda? An einem solchen, mein Freund, ist mir plötzlich das Heimweh gekommen nach — der Stadt. Ein ganz trostlos Heimweh. Mit Gewissensbissen darüber, daß ich mich in Wort und Schrift so oft gegen die moderne Kultur versündigt habe. Über dem alten Bauernhause beginnt sich der Himmel wieder aufzuheitern, ein Gucker [illegible], eine Hochzeit vor der Thüre. Und trotzdem, wie jämmerlich und elend! Wenn jetzt zum inneren Frieden auch so ein bißchen Kultur da wäre! Ein hübscher [illegible] im Schweizerstil, altdeutsche Möbel dazu, Sparherd und schwedische Öfen, ein Bücherschrank und ein Klavier — Gott strafe mich, auch ein Klavier! Dann behagliche Bettstätten mit Federkissen und die vortrefflichen Nahrungsmittel aus der Stadt geliefert! Wäre eine solche „Korruption" denn gar so schlimm? Und hier in der Kammer ein Sofa, Luftheizung und ein bißchen elektrisches Licht. Und vor allem ein Arzt, der mir den Fuß untersuchte, ob er verrenkt oder gebrochen ist!

Lieber Alfred, ich will schweigen, wenn wieder einmal die Frage ist, und vergegeben sehr, die [illegible] [illegible] über die moderne Kultur. Ich will schweigend zugestehen, daß die Naturprodukte erst durch die Kultur, so durch die Industrie geheiligt und zu jener Läuterung gebracht werden, die des Menschen wert ist. Ich will einverstanden sein mit den zu erbauenden Brücken zwischen Land- und Stadtleben. Ich will selbst dem Handel gelegentlich ein Loblied singen und sagen, daß der Bauernhof ein kleiner Staat, und der Staat ein großer Bauernhof ist. Daß hier wie dort produziert und konsumiert wird, daß hier wie dort der Verkehr die Werte steigert. Was für den

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

Und als das wieder geschehen, hat sie mich mit leuchtendem Blick [illegible] noch einmal in die Augen geschaut und hat langsam, mit Feierlichkeit, gesagt: „Endlich, endlich. — Endlich ist der [illegible] gekommen . . . .“

— Da hat er sich [illegible], [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Einen [illegible], sagt sie! [illegible] beim Schreiben [illegible] im [illegible]. [illegible] Programm [illegible]. [illegible] zu [illegible].

Das [illegible] war großes [illegible]. [illegible], auf dem Platze, wo der Baum gestanden war, [illegible] ich zu liegen, da ist es mir ganz [illegible] den [illegible]. An jener Stelle bin ich [illegible]. [illegible] nicht lange [illegible]. [illegible], ob [illegible] auch [illegible].

Der [illegible], wenn er glücklich [illegible] vom Militär, wird nicht [illegible] in das [illegible], auch nicht in die [illegible], der [illegible]. Der [illegible] wird nicht [illegible] in den [illegible]. [illegible]. Der Franzl bleibt nicht daheim. [illegible] drei Jahre auf die [illegible]. [illegible] gerade [illegible].

Schafe und Ziegen werden abgeschafft. Hingegen etliche Schweine für Speck und ein gutes Stück Rindfleisch übers Jahr. Milch- und Butterwirtschaft gemeinsam mit den Nachbarn, die für eine Genossenschaft gewonnen und unterwiesen werden müssen. Jungwald pflegen, besonders Fichten, [illegible] und nur [illegible] [illegible] wollen. Der Wald gibt wenig Steuer, braucht wenig Arbeit und bringt bei vernünftiger Haltung ein gutes Stück Geld jedes Jahr. — „Sapperlot, wer schon einmal eingespannt ist, der muß auch mitziehen!" sage ich heiter zu meinen Bauern. Sie gaffen mich verlegen an, ob's wohl auch alles mein Ernst wäre? — Sie [illegible] nicht ganz [illegible]. Das Ding hat [illegible] [illegible] Ähnlichkeit mit meiner vormaligen volkswirtschaftlichen Anstalt in der „[illegible]".

„Mein Gott!" seufzt der Gemeindevater auf, „wenn man halt wüßt', was das Wissen heute kosten thät!"

Der Michel meint: „Wenn's einmal im Gang wär', kunnt's schon schiers sein. Aber anfangen! Wie kann anfangen?"

„Habe ich das Wichtigste schon gesagt?" [illegible] ich zu [illegible]. „Das Wichtigste hätte ich noch nicht gesagt? Doch ein gescheiter [illegible], der ist [illegible]. Unser guter [illegible] wird sich auch einmal umschauen müssen. Da muß halt der Landtag [illegible] ein bissel Geld [illegible], das anfangen hilft."

„Ja, Freund!" sagt der Michel auf einmal und [illegible] legt die Hand auf meine Achsel, „und [illegible] kann mit Dir? Wie [illegible] mit den [illegible], möcht' ich wissen!"

„Wie mit? Wie der [illegible] mit mir? Was wär's denn [illegible]! Das [illegible] werden wir und [illegible] [illegible]-

richten lassen für den Sommer und Herbst. Im Frühjahr und Winter werden wir draußen in [illegible] wohnen. Dort ist's auch schön. Aber gar in einer Stadt, wenn's auch heut."

Darauf die Hausmutter: „Ja, Hansel, bist denn du ein [illegible]?"

„Ihr wisset es wohl doch schon lang, daß ich ein verunglückter Studierter bin. Ein reicher Mann hat mich herausgefischt aus Elend und mir viel Geld versprochen, wenn ich Euch ein ganzes Jahr lang arbeiten helfe wie ein Knecht."

„Das ist erstunken!" erklärt die Hausmutter.

„Daß der reiche Mann mir für das Bauernjahr viel Geld versprochen hat, ist wohl wahr. Ob er's aber auch hergibt? Das mag schon erstunken sein. Und wenn's ist, auch gut, dann weiß ich mir mit der Feder was zu machen."

„Mit der Feder? Solltest du gar ein gelernter Uhrmacher sein?"

„Mit der Schreibfeder. Es wird's schon thun, gelt, [illegible]!"

Die Hausmutter thut, als ob sie plötzlich vom Himmel gefallen wäre. Sie schlägt [illegible] die Hände zusammen. Und als sie dann die Sprache wieder erlangt, will sie es noch einmal hören. — „Mit der Schreibfeder?! Mit der Schreibfeder, sagt er?! Frau, ich weiß nit, bin ich ein Narr, oder ist es der! Ein Bücherschreiber! Warum nit gar ein Zeitungschreiber! Ja, wenn's ein Doktor that sein! Ein Doktor? Nein, [illegible] g'rat's nicht, da hast's

mit hin! Du darfst billig mit hin! Dort unsern Geschwistern! Nein, sage ich!“

Nun hat ein hoeffich Streiten angefangen, die Mutter wird immer noch grantiger. Die Kinder vertheidigen mich und halten ihr vor, wie brav und rechtschaffen der Haniel gewesen wäre, das ganze Jahr.

„So!“ fährt sie auf, ‚brav und rechtschaffen! Die ledige Faulheit ist er gewesen. Wenn er sich für einen Knecht ausgiebt und ist keiner. Das ist doch die ledige Faulheit. — Daß du's weißt, Haniel, jetzt ist dein Jahr aus. Pack' z'samm' und geh!“

Da habe ich schon gemeint, alles wäre in der Schicht und die Partei ist ausgestanden wie eine Wegstunde, so kurz. Nun kommt aber der Wechsel über die Mutter. Der ist bei dem Mitverheirathen ein anderer, welche von den zwei Knechte davon den größeren Theil hat, weiß man nicht. Manchmal unterbrechert's noch und wenn er ein heißes Wort sagt, da schaut ihn die Mutter an, und wenn er traurig redet, da hört sie ihm zu. Doch steht der Vetter der Haniel an seiner Schwester Seite fest, scheint ihm gar lieb zu sein, und so kommt er nun an die Wittwe Mutter. Vom seligen Vater spricht er ihr. Der hätte lange gewußt, was es mit dem gesperrten Knecht ist und er wäre nur um so dankbarer gewesen, daß ein fremder, ein solcher Mensch sich freiwillig alle Mühe und Not auflädt, um uns beizustehen. Und einmal habe der Vater gesagt, der Haniel sei ganz in unserer Arbeit ausgeschickt, aber wegen seiner Freiheit könne er um jede Tochter werben, sie möchte ihm nicht versagt werden. — Die Rührung hat gewirkt. Der Strom hat ausgetobt. Und so

hat mein Hausvater, der seit Wochen im Grabe ruht, noch ein lebendiges Wort für mich gesprochen, gleichsam wie dem Untergange entrückt.

Die halbe Nacht sind wir beisammengesessen und haben allerlei besprochen und die Hausmutter ist ganz wehmüthig und sinnig geworden und hat gemeint, ich müsse wie aus einem Märchen herausgestiegen sein, und sie werde dumm vor dem, was sich heutzutage ereigne auf der Welt.

Unser Trauungstag ist für den zwölften Dezember bestimmt. Das soll nicht noch wieder eine lange Pause werden. Der Pfarrer knüpft an diese Trauung im Advente nur die eine Bedingung, daß keine Lustbarkeit mit ihr verbunden sei. Ganz nach unserem Sinne. Wo das Glück ist, wozu da noch Lustbarkeiten. — In allem Übrigen ist's mit den Behörden abgemacht. Mir ist darum zu thun, daß es sich recht vollziehe, schon des Erbrechts wegen, du kannst dirs denken. Wenn er noch Hause fehlt, wenn er überhaupt noch einmal kommt. Den möchte ich nicht gerne als Hochzeitsgast haben.

Und du, treuer Freund, erweise mir den Gefallen, von meiner Vermählung niemandem etwas zu verlauten. Es könnte übermüthige Leute geben und an diesem Tage kann ich niemanden brauchen, als die Sippe allein.

Auf Grund deines freundlichen Vorschusses — für das der Himmel dich segne — habe ich in Kailing bereits Sachen bestellt, besonders einen Wagen, städtische Bauern[illegible], auf gut deutsch: Truhenschlitten. Wollen den Keil halt verrichten, so gut es geht. Und wenn es gut geht, dann springt er auch. Den Bauernstand hat der Schuster so lange geflickt, bis er entzweispringt. Man

braucht mich auch nicht. — Und was ich am Dienstag zur Hausmutter gesagt, bevor ich's bedacht, habe ich bedacht, nachdem ich's gesagt. Wenn das andere nichts ist, so weiß ich mir mit der Feder was zu machen. Ja, warum denn nicht?! Jetzt auf einmal ist mir zu Mute, als könnte ich alles. Und was unsere Kinder betrifft, das erste Dutzend wird Bauern.

Vom Briefschreiben konnte keine Rede sein an diesem Tage. Dafür soll dir der junge Ehemann nachträglich alles in schönem Herzensfrieden berichten, wie es sich vollzogen hat.

Gearbeitet wird seit drei Tagen im Adamshause nicht um eines Hosenknopfes wert. Und im ganzen Almgai Bauernräusche, wie seit Noahs Zeiten keine massiveren dagewesen. O Freund, das war ein Brennpunkt von Herzenslust für die einen und Magenjammer für die anderen! Schon am zweiten Tage hatte der belesene Schmied und Kirchendiener die philologische Anwandlung, der Tafelrunde zu erklären, soweit sie zugehört hat, daß im Worte Katzenjammer statt des ersten a ein redliches o stehen müßte.

Aber besser als diese ungeschlachte Weisheit hat mir sein Liedel gefallen. Klatschte der Alte in die Hände, auf die Knie und sang:

„Juchzen thut heut' Leib und Seel,
Bruderherz, gar kreuzfidel
Geht's bei uns her.
Traurig sein, das giebt's ja net,
Fünf und sechs ist siebzehne,
Oder noch mehr!"

Damit soll dir die Stimmung dieser Hochzeit, bei der es keine Lustbarkeiten geben sollte, angedeutet sein.

Und nun zu den besonderen Angelegenheiten. Als wir am Sonntage vom Adamshause fortgingen — sie hatte ihr neues vergißmeinnichtblaues Kleid an, um Schultern und Brust ein rotseidenes Tuch, das auch die Mutter einst am Trauungstage getragen hatte. Ihr lichtes Haar war in einen Kranz geflochten um das Haupt, wie Meister Defregger seine Tirolerdirndeln gerne herrichtet. So stand sie an der Thürschwelle still und sagte beklommen:

„Es wird mir doch schwerer, als ich gedacht habe.“ — Da habe ichs gleich gemerkt. Sie dachte an den Lehrer und setzte noch bei: „Es ist wohl wahr, wir sind uns schon lang gleichgültig geworden, aber gesagt haben wir es uns doch noch nit. Und jetzt, derweil er fort ist, soll ich mit einem andern zum Altar. Das kommt mir so untreu vor, so untreu ....“

Darauf habe ich gesagt: „Liebes Kind, die Untreue liegt wohl auf seiner Seite. Wenn überhaupt eine vorhanden ist. Daß er sich bei dir gar nimmer angemeldet hat, ehe er fortging! Seitdem sich alles so ganz anders gewendet hat, seid ihr euch gegenseitig ja nichts mehr schuldig und wie man mit freiem Willen zusammengegangen ist, so geht man mit freiem Willen auseinander.“

Und sie: „Das eine kann ich nit einmal sagen. Es hat schon so sein müssen. Ich denk' mir wohl, daß es ihm nichts macht, was ich jetzt thu'. Wenn ich nur vorher zu ihm treten könnte und sagen: Guido, behüt' dich Gott! ....“

Leise in ihr weißes Tüchlein schluchzend ging sie neben meiner des Weges. Mit uns gingen auch ihre Brüder. Jetzt stand der Kulmbock da, als Hochzeitvater, und sagte:

Das hätte keine Manier nicht! Miteinandergehen, das Brautpaar zur Kirche, das wäre sauber! Daraus werde nichts. Die Braut gehöre hinten dran! — Und denke dir, mußte nach altem Brauch die arme Barbel am Hochzeitszug ganz hinten dreingehen, mutterseelenallein. Dann, während alle anderen schon in der Kirche sind, steht sie noch allein draußen vor der Thür und wartet, bis der Hochzeitvater sie hineinführt zum Altar, wo der Hansel ist. — Diese sehr unritterliche Sitte soll wohl die Niedrigkeit des Weibes anzeigen, bevor der Mann sie erwählt und erhöht.

Wie scharf es bei den Hochzeiten hier gegen die Weiber hergeht, zeigt auch eine andere Sitte, die es der künftigen Schwiegermutter verbietet, bei der Trauung anwesend zu sein. Beim Mahle soll sie ganz hinten im Ofenwinkel sitzen und dann — hörst du es! — dem jungen Ehepaare ein ganzes Jahr lang fern bleiben. — Jetzt wirst du doch Respekt haben vor den Almgaiern, daß sie so stramm und bündig mit der Schwiegermutter fertig zu werden wissen. Doch warte nur, wer der Stärkere ist! Wie der Kulmbock der Hausmutter den Eintritt in die Kirche verwehren will, sagt sie entschlossen: „Eine Mutter wird ihr Kind meiden! Just so!“ Schiebt mit dem Arm den Kulmbock zur Seite und tritt ein.

„Na gut, gut,“ sagt der Ordner, „aber ohne Präjudiz!“ Denn er ist zeitweise ganz Gesetz.

Am Altare brannten zwei einzige Kerzen, kein Kirchenschmuck, keine Blumengezier. Es ist spät im Jahre . . . .

Wie mir ums Herz war, als das liebe Wesen an dieser Stelle neben mir stand, als wir die Ringe wechselten und gegenseitig unser Ja sagten, das, mein Freund,

kann ich dir nicht beschreiben. Wer es aus sich selber nicht weiß, der kann es nicht verstehen. Im übrigen ist bei der Trauung nicht geweint worden und nicht gelacht . . . .

Als wir ins Wirtshaus wollten, war das Thor geschlossen. Der Kulmbock pochte mit dem Stab, drinnen kicherte man und das Thor blieb zu. Jetzt begann er zum Schlüsselloch allerhand Sprüche hineinzusagen, die ich nicht verstanden habe, ich glaube, sie handelten von den Tugenden und Würden des jungen, Eintritt heischenden Ehepaares, aber das Thor öffnete sich nicht. Da trat meine Barbel vor, berührte mit einem Weißtannenzweig, den man ihr in die Hand gegeben, das Hausthor — und jetzt ging es langsam auf und wir traten ein.

Das Mahl — ein Halberabendmahl — haben wir recht einfach gehalten. Ziemlich schweigsam hat jeder seine Portion Aufgeschnittenes mit Kuchen verzehrt oder in den Sack gesteckt. Es war zu merken, daß der Kulmbock einen Trinkspruch in Bereitschaft hatte und damit nur warten wollte, bis der Wein kam. Wir tranken Apfelmost und der Wein kam nicht. Draußen schneiete es stark und es begann zu dunkeln. Die Barbel schaute mich schon immer an und sagte nun ganz leise, es würde ein hartes Heimgehen sein in der Nacht. Das hieß, wir möchten lieber noch bei Tage gehen, und das war sehr nach meinem Geschmack. — Und als wir uns zusammenpackten, na, da kamen sie. Als der erste erschien, der Nachbar Gleimer war's, zündete der Wirt sogleich zwei Lampen an. Der Gleimer brachte einen eisernen Kochtopf mit und stellte ihn schweigend vor die Braut. Hernach stiegen die anderen daher zu unserer Überraschung. Es kamen die Bauern

aus nah und fern, von der ganzen Gemeinde. Wie pure Schneemänner gingen sie zur Thür herein. Ungestüm war das Wetter geworden und der Wind trieb den Schneestaub ins Vorhaus. Da haben wir uns neuerdings niedergelassen am Tische. Jeder Ankommende hatte ein Hochzeitsgeschenk bei sich. Bäuerinnen brachten mancherlei Hauseinrichtungen, hatten in Körben und Säcken Mehl, Fett, Eier und Backwerk. Der Schuster Zwegel brachte mir eine von ihm selbst gestrickte Wollenhaube, der Schneider Setznagel ein Paar Lodenpantoffeln, zum Zeichen, daß er vergeben und vergessen hat und um neue Kundschaft wirbt. Der Kulmbock konnte nicht mehr länger zurückhalten, er bestellte Wein. Während noch allenthalben die Gläser gefüllt wurden, ließ er los. Er sprach im Predigertone und griff zurück bis auf Adam und Eva. Dabei machte er Anspielungen, die man schlechterdings nicht zweideutig nennen konnte, weil sie nur mehr eindeutig waren. Ungeahnt frühzeitig, gottlob, kam er auf die geistvolle Schlußwendung: Der Bräutigam soll leben und die Braut daneben!

Kaum war die Festrede vorüber, so erhob sich draußen im Vorhause helles Gedudel. Bläser und Geiger waren gekommen. Der Kulmbock zog seinen feuchten Lodenrock aus, ging in flatternden Hemdärmeln umher, lud nach allen Seiten zum Essen und Trinken ein, war witzig und rief ein ums andere mal: „Geschmalzene Holzäpfel friß ich nit!"

Dieweilen kamen immer noch Leute mit Gaben. Der Sackbuttner brachte eine Blechschelle für die Kuh, die er dem Lehrer verkauft; er war der Meinung, es gebe Lehrerhochzeit. Der Schrager brachte einen nagelneuen Melkzuber,

den er selber geböttchert hatte. Der Jäger Konrad, der zu endgültigem Friedensschlusse als Brautzeuge gewählt worden war, brachte einen wolligen Fuchsbalg dar, „vors Bett hin, wenn die Barbel schlafen geht und aufsteht“. Die Nähterin Rosalia that mit ihrem Hochzeitsgeschenk gar geheimnisvoll, wickelte es vorsichtig aus einem schneeweißen Tüchlein und hielt es am Stengel der Barbel hin. Ein großer Apfel mit roten Wangen. Alles könnten sie genießen, die lieben Eheleute, so legte die Nähterin es aus, nur an diesem Apfel dürften sie nicht naschen. „Warum nit, das will ich euch sagen, wer davon ißt, der verdirbt sich den Magen.“ Weise war's gesprochen, denn der große Apfel erwies sich als hölzerne Kapsel, die aufzuschrauben war und in der sich ein Spiegelchen, ein Fingernagelzwicker und ein Hühneraugenpflaster befand. Schlimmer war's, als die alte Marenzel mit einem kleinen Kinde hereinkam und es schaukelnd und ein Wiegenlied trillernd der Barbel zutrug. Auf dem Tische wurde sofort ein Bettchen hergerichtet, die Alte wickelte die Fatschen auseinander und da lag — mutternackend — ein schlanker Butterstritzel.

„Geschmalzene Säg'späne friß ich nit!“ schrie der Kulmbock drein, um über das sinnige Geschenk seine Überraschung und seinen Beifall auszudrücken.

Ich lachte überlaut mit und dankte dahin, dorthin. Mein armes Mädel saß da wie ein Muttergottesbild und ließ alles gelassen über sich ergehen.

Die Hausmutter war nachgerade ungeberdig geworden. Schon die Musikanten gefielen ihr nicht, mitten in der heiligen Adventszeit. Das ganze Treiben war ihr zuwider „und wenn es Glasscherben schneibt“, sie will heim. Just zündete

sie die Laterne an, die der Kirchenwirt uns für den Heimgang borgen wollte, da — aber Freund, ich kann nichts dafür, daß der Zufall bisweilen so gut aufgelegt ist. Du wirst sagen, der Zufall komponiere nicht Romane. Ja, Alter, er komponiert deren manchmal — rein aus Zufall.

Die Wirtin hatte die Stubenthür weit aufgemacht und sagte laut auf uns her: „Jetzt werd' ich mir wohl ein Vergeltsgott verdienen fürs Thüraufmachen!"

Wir schauen ins dunkle Vorhaus hinaus, die Musikanten blasen einen Tusch und nun — steht er da. — In voller Uniform, mit Helm und Seitenspieß, den beschneiten Mantel auseinandergeschlagen, daß von der breiten Brust die Knöpfe uns entgegenfunkeln wie zwei Reihen munterer Augen. Der Valentin. Das war nun freilich ein anderer Kerl, als damals im Sommer. Sein rotes Gesicht lachte breit auseinander, wie ein Sieger schaute er frei um sich. Von allen Tischen streckten sich ihm Hände und Gläser entgegen — er drang durch das Gedränge bis zum Ehrentisch vor, zu Mutter und Geschwistern. Meine Hand nahm er zuletzt und hielt sie am längsten.

„Diesmal ist's anders, Hansel!" lachte er mir zu.

„Und bei uns auch!" sagte ich.

„Und bei dir schon gar!" setzte er bei, auf die Barbel spielend. „Recht hast. Erst in Kailing habe ich es gehört."

„Haben dir's nicht geschrieben, weil wir wieder eine Dummheit fürchteten."

„Man wird ja gescheiter," sagte er.

Und jetzt war vom Nachhausegehen keine Rede mehr. Jetzt begann es lustig zu werden. Auch die Hausmutter

nippte vom Glas, klatschte mit den Händen: „Verklöpfelte Leut' seid's!" — Ich denke, es hat ein Lobspruch sein sollen.

Der Kulmbock versicherte von Zeit zu Zeit, daß er „keine geschmalzenen Schuhnägel fresse".

„Ich auch nicht!" gab der Valentin bei und ließ sich den Schweinsbraten schmecken. Und dann kamen die Erzählungen aus dem Kasernleben, von den Märschen, von den Kameraden, von den Offizieren, besonders vom Obersten. „Weiler!" hatte ihm dieser gesagt, „solange Sie das kreuzverfluchte Heimweh haben, bleiben Sie beim Regiment. Daß Gott mich — Sie bleiben! Bis Sie das Vollmondgesicht wieder aufgesteckt haben, mit dem Sie vor zwei Jahren eingerückt sind, bekommen Sie Urlaub. Und vorher nicht! Und nachher sofort!" Diesen Ausspruch hat der Valentin sich zu Herzen genommen und soll er bei seiner erwachenden Frohheit thatsächlich zum Vollmondgesicht nicht viel länger gebraucht haben, als der Neumond zu dem seinen.

Längst Mitternacht vorüber, als wir uns von der Gesellschaft, die bei jungem Wein schon ausgelassen zu werden begann, verabschiedeten und den Heimweg antraten gegen das Adamshaus. Schneegestöber, blasser Mondschein, Windrauschen in den Bäumen. Der Valentin führte die Mutter am Arm, der Rocherl den Franzel, ich — mein Weib. Als wir ans Haus kamen, führte mein Weg nicht wie sonst über den Hof zur frostigen Stallkammer. Ich trat mit allen ins Haus und dann mit der Barbel ins warme Stübchen.

Beim Kirchenwirt sollen sie vierundzwanzig Stunden später noch beisammengesessen sein und zwar in einer Verfassung, die aller Beschreibung spottet. „Schwabenkäfer friß ich nit!" soll der Kulmbock auf der Ofenbank liegend gelallt haben und da wären sie ihm auch schon zum Munde hineingekrabbelt.

Unglück im Spiele, Glück in der Liebe. So ähnlich, nicht wahr, lautet es ja. Bei mir stimmt's.

Obgleich ich die „Kontinentale" schon lange nicht mehr eigentlich las, fiel mir doch auf, daß sie seit einiger Zeit in vergrößertem Format erschien. „Der Tod streckt sie schon," hatte der Lehrer gesagt. Nun also ist es, wie du schreibst, geschehen. Das Blatt eingegangen, der Chef durchgegangen. Somit wäre meine Angelegenheit auf das Gründlichste geordnet.

Um so lebhafter interessiert mich dein Vorschlag, lieber Freund. Du meinst, daß ich meine Sonntagsbriefe aus dem Adamshaus veröffentlichen soll? Daß sie Aufsehen erregen müßten, sagst du. Ist das dein Ernst? Während ich glaubte, ein zugereister, notiger Bauernknecht zu sein, wäre ich Schriftsteller gewesen! So ein bißchen Zola, von dem man erzählt, daß er seine Stoffe persönlich hervorholt aus den Volksschichten, und sie lebt, bis er sie durchdrungen hat. Aber ich bin ihm voraus. Daß er bei seinem „La terre" ein Bauernmädel geheiratet hätte, ist ihm meines Wissens nicht passiert. — Was ich doch für ein großartiger Kerl bin!

Doch, zum Ernste. Wenn du für meine Sonntagsbriefe wirklich einen Verleger findest und du giebst dir die Mühe, sie für die Öffentlichkeit herzurichten — ich bin einverstanden.

Unheimlich ist mir allerdings der Gedanke, fürderhin unter den zehntausend, größtenteils brotlosen deutschen Federhelden des Kürschnerschen Litteraturkalenders prangen zu sollen. Zehntausend! Ob es heutzutage noch so viele Bauern giebt in deutschen Landen? Je nun, ist's mit der Unsterblichkeit nichts, so würde ich auch mit einem Nachtwächterposten zufrieden sein. — Ein armer Familienvater wird's heißen! — Es ist doch eigentlich auf das Höchste überraschend, daß ich plötzlich verheiratet bin! —

Schließlich ist's noch eine Frage, ob ich überhaupt von hier fortgehe. Im Adamshause ist frischer Mut und neues Leben. Die Burschen und ich arbeiten von früh bis abends im Walde. Der Valentin scheint's an richtiger Stelle zu packen. Er hat zwölf alte Lärchbäume um schweres Geld verkauft. Nun werden sie gefällt und auf Schlitten zu Thale gebracht. Der Rocherl hat sich gefunden und ist heil, aus- und inwendig. Der Franzel weiß vom neuen Schulprovisor Schlimmes zu erzählen, wohl daß er strenge sei und man bei ihm viel mehr lernen müsse, als beim Guido Winter.

Mutter und Tochter walten in Haus und Hof. Hier sind diese Dezemberwochen ein einziges großes Vorbereiten auf Weihnachten. Selbst in den Ställen werden mit langen Besen die Spinnweben von den Wänden gefegt. An den Tieren werden alle Krustlein losgestriegelt, die Klauen und Hörner beschnitten und der Stallboden bekommt frische, walddustende Streu. Um das Haus ist das Herdholz in zierliche Stöße geschichtet, in den Stuben wird alles Gemöbel gescheuert, alles Mauerwerk weiß getüncht, alles Fenster- und Bilderglas mit feiner Asche geputzt. Von der alten Schwarzwälderin hat die scheuerwütige Hausmutter sogar

die Ziffern zu schanden gerieben, so daß die Barbel — diese gute Stunde selber — mit Kohle nachmalen mußte. Der Messingzeiger funkelt wie Sonnenschein. An den Abenden hatten sie sonst Herbstschurwolle gesponnen; nun, dem Christfeste nahe, stellten sie das Spinnen ein, „damit das schnurrende Rad das Christkind nit aus dem Schlafe wecke“. Aus denselben Gründen müssen wir alle bis Abends auf den Zehenspitzen gehen und überhaupt jedes Geräusch vermeiden.

Soll ich dich nun auch ein wenig in unser Stübchen gucken lassen? Na freilich, du lieber Mensch, so gucke. — Das Tischlein gedeckt mit einem roten Tuch, darauf steht ein kleiner Krug, in welchem drei Kirschbaumzweige frischen. Sie sind am Barbaratage, ihrem Namenstage, gepflückt worden und sollen in der heiligen Nacht aufblühen. Die zwei hellen Fenster haben schneeweiße Vorhänge, zierlich genäht und mit Buchstaben gestickt von ihrer Hand. Die Betten stehen so nahe aneinander, daß sie mit einem Überzuge zugedeckt werden können. Dieser Überzug ist himmelblau und hat kleine, rote Blümlein. — In das Kämmerchen ziehen wir uns zurück nach dem Abendbrot, und wenn du horchen wolltest — aber das darf man ja gar nicht — so würdest du noch lange ihr fröhliches Lachen hören.

Am Donnerstage hat mir der Valentin Urlaub gegeben, daß ich nach Kailing gehen konnte. Wir haben mancherlei einzukaufen, außerdem steht dort zwischen Obstgärten, gerade am Rechenflusse, ein niedliches Landhaus, das zu vermieten wäre. Ich miete es nicht, ich sehe es nur an, gehe ringsherum und sehe es an und denke: Wenn man dich mieten könnte! Dann gehe ich wieder davon. — Ich wollte dir etwas anderes erzählen.

Wie ich am Vormittage immer der Rechen entlang gegen Kailing hinabgegangen bin, gerade in der Engschlucht begegnet mir — was glaubst du, wer? — Richtig, mit dem ersten Worte hast du ihn. Ganz gemächlich trottet er heran auf dem glatten Schnee, das Beinkleid in die Stiefelröhren gesteckt und über der Achsel eine Ledertasche hängen.

Zum Satan! denke ich mir, jetzt kann's hübsch werden.

„Was?“ ruft er mir heiter zu, „wie wußtest du denn, daß ich heute komme, Hans?“

„Das wußte ich nicht. Ich will nach Kailing.“

„Dann begleite ich dich zurück,“ sagt der Guido Winter. „Es giebt manches zu plaudern. Jetzt wird geheiratet!“

„So? Wer denn? Wo denn?“

„Noch vor Neujahr, wenn's geht, führe ich meine Barbel heim.“

„Wird nicht gehen,“ sage ich.

„Und bleibe in Hoisendorf Lehrer, einstweilen. Denn draußen hat sich nichts Passendes gefunden.“

Nun wende ich mich ihm zu, mit meiner ganzen Breitseite, und sage: „Winter! Wenn sich draußen etwas gefunden hätte, so wärest du wahrscheinlich draußen geblieben. Weil sich nichts gefunden hat, so kommst du nach Hoisendorf zurück und willst doch die Barbel heiraten!“

„Die heirate ich auf jeden Fall!“ sagt er.

„Die heiratest du auf keinen Fall!“ sage ich.

„Teufel!“ sagt er und tritt einen Schritt zurück.

„Ja, mein Lieber, die Barbel hast du verpaßt. Die ist schon verheiratet.“

Er tritt einen zweiten Schritt zurück, kreuzt die Arme über die Brust, mit weit aufgerissenen Augen schaut er mich an und fragt: „Die ist schon verheiratet. Wie so? Das verstehe ich nicht."

„Und ich kann dir's deutlicher nicht sagen. Am vorigen Sonntage hat die Trauung stattgefunden."

„Aber im Ernste? Aber wirklich? — O du verteufeltes Mädel!" ruft er hell, fast lustig aus. „Und wen denn?"

„Mich."

„Wen sie genommen hat, frage ich."

„Mich."

„Na, hörst du, Hans, das sind mir abgeschmackte Späße. Ich dachte wirklich schon."

Er betrug sich ganz anders, als ich mir vorgestellt hatte. Auf meine neuerliche Versicherung, daß wir während seiner Abwesenheit geheiratet haben, begann er endlich doch etwas bestürzt zu werden. „Das hätte ich nicht für möglich gehalten," sagte er.

„Du hast es selbst möglich gemacht, mein lieber Walter."

Er bohrte seinen Stock in den Schnee ein und murmelte: „So so — so so. Nun, mir kann's recht sein. Habe es ja geahnt, daß sie mich nicht liebt, vielleicht nie geliebt hat. Sie war klug — hat abgerissen. Auch gut. — Auch gut. — Was mich aber wundert," und jetzt wurde sein Gesichtsausdruck ernst, „was mich wundert, das ist mein treuer Freund Hans Trautendorffer, der sich erst so viele Mühe gab, seine Geliebte einem andern anzuheiraten. Erst als er sie anderweitig nicht an Mann brachte, nahm er sie

selber. Sehr vornehm das, Herr Trautendorffer. Empfehle mich Ihrer ferneren Freundschaft!"

Damit ging er mit stolzen Schritten davon, der Schlucht entlang.

Donnerwetter, das war ein Abgang! Ich bin zerschmettert. — Aber ich gönne ihm den Effekt, mein Vorteil ist mir lieber. Und glücklich bin ich, daß es so abgelaufen; mir war — um offen zu sein — vor diesem Momente ein wenig bange gewesen.

Wie wenn er sie doch gern gehabt hätte? Dann wollte ich nicht gerne Hans Trautendorffer sein! Doch die Liebe mangelte, hat uns gerechtfertigt, sie, mich und — ihn. Was ich übertragen allein mit mir auszumachen gehabt habe, monatelang — das ist vorbei.

Der Barbel habe ich von dem Zusammentreffen in der Rechenschlucht einstweilen nichts gesagt. Der Franzel hat heute aus Holdendorf die Nachricht heimgebracht, daß der provisorische Lehrer wahrscheinlich hier angestellt werden wird. Der Winter habe mit einem Wagen des Kirchenwirtes seinen großen Koffer fortführen lassen.

Und jetzt thut er mir leid.

Steinhaus, am zweiundsiebzigsten Sonntage

Das Jahr war doch gewiß reich an Überraschungen für mich. Die größte aber brachte mir dein Christtagsbrief. Herrlicher Mensch, wie hast du das zu Stande gebracht! Also der Verlag Staackmann in Leipzig erwirbt meine Sonntagsbriefe gegen ein Honorar von zehntausend Gulden! — Da hätten wir ja die zwanzigtausend Kronen. Und sogar den Beweis, daß es nicht ein windiger Wetterwind ist, sondern wirklich Sonnenbrand. Nun sind wir gerettet. Herrgott im Himmel, das ist ein Wunder!

Aber die Sonntagsbriefe! Was ich da zusammengeschrieben habe in meiner Stallkammer, wie eben ein aufgescheuchtes Menschenherz pumpert und hüpft, himmelhoch jauchzend und tiefbetrübt flackernd, übermütig, hummelsüchtig, geschwätzig, selbstgefällig, spöttisch, einmal Gott zu Danke, einmal dem Teufel zu schlecht. Und das alles soll vor aller Welt ausgepackt werden? Freund, da heißt es wohl sich einen langen Mantel anschaffen. Die ersten Briefe dieses Jahres, die an unterschiedliche Herren der „Brautmutter-Post" gerichtet waren, sind bereits in deinem Besitze? Zu meiner verwunschenen Vorlesung, ha! Hätt' Ganz ein passender Titel, das versteht sich. Aber der vorgeschlagene: „Die Schlüssel" taugt mir nicht. Man würde diese Bezeichnung entweder auf das Liebespaar münzen, oder den „Schmuck des Angesichts", also die sündliche Arbeit, damit in Verbindung bringen. Wie paßt aber das eine

noch das andere. Sünden können an den Nachkommen wohl bestraft, aber nicht von ihnen gesühnt werden. Und die Arbeit ist kein Sündenfluch. Vielmehr ein Segen. Aus der Scholle sprießt Brot für die ganze Welt und Segen für den, der sie bestellt. Erdsegen. — „Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes." Wie hört sich das? In wenigen Tagen sprechen wir persönlich darüber.

Und nun will ich für das Jahr mit der Weihnachtszeit beschließen. Ach, um wie viel andächtiger schreite ich's, seit einem wieder der Engelsgesang über die Felder geht.

Am Christabende legten wir schon um die Mittagszeit alle Werkzeuge zur Ruh und jedes zog seine guten Kleider an. Wie es zu Lebzeiten der Ahne gehalten hatte, so thut es jetzt der Holzerin, der alten Brauch nicht abkommen lassen will. Sie nahm das Kruzifix vom Wandwinkel und stellte es auf den weißgedeckten Tisch. Die Hausmutter that zwei Lichter dazu von jenem Wachse, die damals meine Barbel gegossen hatte. Der Nachbar ist zur Andachtsstimmung ganz still geworden und mein Weibel legt in stiller Seligkeit die Hauskinder, daß sie sich ruhig verhalten. Das ganze Wohnhaus ist eine Kapelle geworden. Und die Mutter Dirlas tiefe, ernstliche Glauben, liebe innige Erwartung des Christkindes, du kannst die's nicht verhehlen. Wie so glauben könnte! Es ist ja wohl auch Gewohnheit und Herkommen dabei, aber die Seelenfläche dieses geplagten Bauernweibes hält sie sich von Gott Vater und seinem eingeborenen Sohne.

Die Barbel ist auch so. Zu dem Kranz zu den Kirchbaumgarten hatte sie frisches Ebereisch geholt und Moos herumgeschlagen. Aber die Knospen wollten sich nicht rühren.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Rosegger

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Das

Sünderglöckel

von

Peter Rosegger

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalt

[illegible]

Vorwort.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Sündenregister zuweilen einen seltsamen Klang geben, so wie Zoll- und Strafgesetzbuchartikel klingen. Nicht immer wird es zart sein. Wahrheit ist ein gar hartes Metall und hat einen hellen Klang. Wenn sie aber zu hell und grell das Ohr klingen läßt, der denke daran, daß der Mann, der so eifrig das Glöcklein schwingt, — auch [illegible] sich selber läutet. Und sollten diese Klänge bisweilen so schrillen sein, daß mancher sagt: Dergleichen habe ich auch nicht gehört! — so möge er einmal nachfragen, ob nicht irgendwo eine große Torheit liegt, wenn in diesem Falle lauter das Sündenregister ganz [illegible]. Die kleinen Torheiten schweigt man tot, aber die großen muß man zu Schanden läuten.

[illegible], im Sommer [illegible]

K.

Das deutsche Laster.

1.

Im Wirtshause zu Oberndelling lebt ein merkwürdiger Mann. Dieser Mann kann auf einen Sitz vierundzwanzig Krügel Bier vertilgen. Nach kann er leisten. Wie oft hat nicht genug gehabt? Nicht mehr als genug! Wie oft ihm — hat im Menschengeschlechte so leicht jemand nachmachen Wunder!

Der Mann ist heute dreißig Jahre alt und eben aus Anlaß dieses Jubiläums auch verschiedener biographischer Charakterzüge erwähnt, und eben deshalb auch wird ein solches Faß angeschlagen. Der Jubilar genießt bei einem großen Teile seiner Zeitgenossen die höchste Verehrung, er freut sich ihrer und ist ihrer wert; und doch nagt insgeheim in seinem Gewissen ein Wurm. Er hat einen gekannt, der es für einen Sitz auf ein Vierteldhundert Krügeln gebracht hat. Wiederholt versuchte unser Mann es, dieses höchste ihm bekannte Ziel zu erreichen, allein das fünfundzwanzigste Glas kam allemal auffallend rasch zurück. Er wartete nicht erst auf die Empfehlung der Übrigen. Sie nach wenigen Stunden erschien und — sein mit

einem heftigen Leidenschaftsausbruch endigte. Zwei Tagwerk, — das schien vorläufig der Höhepunkt seiner irdischen Erfolge zu sein.

Das hatte Anstrengung genug gekostet, es so weit zu bringen. Entsprossen war Dagobert Wanger einer simplen Familie, in welcher gelegentlich nur ein bis zwei Schöppchen getrunken zu werden pflegte. In dem jungen Dagobert aber äußerte sich schon früh ein großes Talent: er hatte einen guten Magen. Zwei Kannen soll er jeden Tag bis zur Morgensuppe ausgetrunken haben. Später verfiel er der Erziehungsmethode eines unvernünftigen Vaters; wenn er Durst hatte, bekam er Wasser. Dem widerstrebte seine gesunde Natur und kein Wunder war es deshalb, daß Dagobert sich der studentischen Laufbahn widmete. Doch auch hier lief er Gefahr, verdorben zu werden. Theoretisch wählte er die Philosophie, allein der Umgang mit einem Litteraturprofessor und mit einem jungen Musiker war Ursache, daß er ein gewisses Interesse für Kunst und Schrifttum gewann und so manche Stunde mit solchen Dingen vertrödelte, während seine Kollegen in der Kneipe tätig waren. Noch rechtzeitig gelang es seinen Kameraden, ihn dieser verderblichen Richtung zu entreißen und dem Ideal der Jugend wieder zuzuführen.

Die erste Prüfung auf zehn Krügeln des Abends ward verhältnismäßig glänzend bestanden, die zweite auf fünfzehn endete sich mit einem kolossalen Kater. Als hernach im Laufe der Vervollkommnung der junge Mann daran ging, sich auf zwanzig zu rüsten,

ward der Magen um manchen guten Bissen betrogen, doch opferte er willig dem höhern Zweck. Von zwanzig bis dreiundzwanzig gab es ganz unheimliche Katzenjammer und der Biermeter sank mehrmal sogar unter zehn herab. Allein Dagobert verlor den Mut nicht und eines Tages, es war der Polterabend einer Nichte, strengte der brave Neffe seine Kraft bis aufs äußerste an und siehe — das vierundzwanzigste stand. Der Kater dauerte drei Tage und Nächte; während dieser Zeit soll Dagobert sogar schwach geworden sein und sich geschworen haben, die ruhmreiche Laufbahn zu verlassen. Am vierten Tage soff er wieder.

Wo die Stärke seines Wesens lag, stand nun fest. Sein Leben und Streben war das Bier. Alle Interessen von Oberadelsberg verblaßten vor dem einen: Wo gibt's das beste Bier? Wann wird neu angezapft? Gelegenheiten zu großen Gelagen gab es stets: Frühschoppen, Elfuhrmessen, Samstagskneipen, [illegible], Abschiede, Geburts- und Namenstage, Gauverbandskommerse, Fahnenweihen u. s. w. Jeden Tag war ein anderer hochwichtiger Anlaß zum Biervertilgen. Und war ganz ausnahmsweise einmal kein Anlaß, so war diese Ausnahme Anlaß genug zu einer grandiosen Kneipe. Wenn Tags über sich ein respektabler Durst heranwuchs, so empfand Dagobert sogar eine sittliche Größe in seinem Tun, denn der Mensch muß naturgemäß leben, folglich trinken, wenn er Durst hat. Allerdings hielt der natürliche Durst über das dritte, höchstens vierte Krügel hinaus selten

vor; dann mußte ein künstlicher erzeugt werden, etwa durch Heringe, Schinken oder durch Rauchen. Von den ersten Krügeln wurde jedes mit je einem Zuge geleert, später mit zwei Zügen. — „Vergnügungszüge" nannte sie der witzige Dagobert. Ein Glas auf drei Züge zeigte schon von Erschöpfung. Vom zehnten Krügel an ward nichts mehr motiviert, ward nicht mehr getrunken, bloß gesoffen.

Die Unterhaltung der Trinker verflachte sich nicht etwa über Welt, Politik, Socialismus, Stadterrignisse oder sonstiges, womit genügsame Wirtshausgeister sich die Zeit zu vertreiben suchen, nein, die Genossen konzentrierten ihre ganze Gegenwart auf das Bier. Dagobert hatte sich an den Henkel seines Stammglases ein Schiefertäfelchen hängen lassen, worauf er den vertilgten Krügeln mit Strichelchen gleichsam eine Grabschrift stiftete. Je mehr Strichelchen, je höher stieg die Weihe des Abends. Dagobert setzte das Glas nie an die Lippen — was sage ich: an die Gurgel —, ohne es einem Zechgenossen zu widmen: „Die Blume!" „Prosit!" „Meinen Halben!" „Ex!" Da tun sie alle Bescheid, und bald darauf hebt ein anderer seinen „Mörser". „Kommt nach!" — und alle wieder mit ihm. Ist ein Glas leer: „Marianka!" oder man sagt gar nichts, hebt das Leere nur so ein wenig über die Achsel und die Kellnerin ist stets dienstbereit. „Mir auch ein Frisches!" „Mir ebenfalls!" „Mir gleichfalls!" Rasch die Reste ausgetrunken. Frisches, frisches! Dann werden Biergeschichten erzählt, Trinkanekdoten aufgetischt, Katerschwänke zum

Besten gegeben, und dabei wird immer frisch begossen. Es ist ein herrliches Leben!

Manchmal geschieht es, daß doch einer das Gespräch auf die neu zu eröffnende Eisenbahn lenkt, oder auf die Choleragefahr, oder auf eine italienische Reise, oder auf ein neues Aufsehen erregendes Buch, aber stets plötzlich fährt Dagobert mit seinem Glase drein, rempelt es an die übrigen: „Prosit!“ — Gegossen wird und das öde Gespräch ist zerrissen. Dagobert beteiligt sich an keinerlei profanem Diskurs, oder nur mit halben, gelangweilt hingeworfenen Bemerkungen; sobald sich etwas zu vertiefen droht, eine ernstere Wendung nehmen will —: „Prosit meine Herren! Die Blume!“ Angestoßen und in den Schlund gegossen. Nicht fünf Minuten lang gibt er Ruhe, der Dagobert Blunzer, nicht einen Zug tut er, ohne den ganzen Tisch davon gnädigst in Kenntnis zu setzen. Er sinnt nur nach guter Gelegenheit, zu trinken. Fällt das Wort: Bismarck — „Prosit, Bismarck!“ oder: Marianka — „Prosit, Marianka!“ oder: Bodenstedt — „Prosit, Mirza Schaffy!“ oder: Onkel — „Prosit, Goldfuchs!“ — oder: Ozean — „Prosit, Walfisch, strammer Junge! wacker!“ Und getrunken wird auf alles. Auch hat man schöne Gesänge, deren Refrain stets im Trinken endigt, hat geistvolle Spiele, deren Gewinner das Glas leeren muß, und deren Verlierer auch das Glas leeren muß. Hat endlich schneidige Wetten, bei welchen der, so innerhalb einer Stunde nicht zehn Krügeln Bier vertilgen kann, ein Faß zahlen muß, das dann ge-

meinsam getrunken wird und bei welchem dem Verlierer Gelegenheit geboten ist, seine ungenügende Fertigkeit weiter zu vervollkommnen.

Dem Neuling, der sich vorzeitig einen Kater angetrunken hat, wird geraten, den Kater im Bier zu ertränken; das heißt in der profanen Sprache: sich wieder nüchtern zu saufen. Es soll ja schon geglückt sein. Wohlgeschulte Trinker verfügen über mannigfache Mittel, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben und den noch nachzugießenden Krügeln wieder Raum zu verschaffen. Ein ordentlich eingerichteter Magen hat einen Eingang und zwei Ausgänge, also daß der Möglichkeit, zu platzen, gründlich vorgebeugt ist.

Dagobert war einmal recht schlank gewesen, „jetzt sieht er besser aus!“ Ein Gesicht wie ein „Basengel“, eine Nase wie eine rote Kartoffel, und die lieblichsten Triefäuglein dazu. Es hat ja viel Nährwert, das Bier! Seine Genossen nennen ihn ein Spundloch, ein Bierfaß! Er lächelt dazu, schweigt bescheiden. Man braucht viel, bis man's zu Ehrentiteln bringt.

Bei Gott, den Herrn Dagobert möchte ich zum Freunde haben! Welch ein gemütliches Haus! Und wie anregend, wie gründlich in seinem Denken, wie viel Interesse für die Fragen der Zeit! Das alte Sumpftier!

Ein vorlauter Mensch zu Abelsberg tat einmal den pathetischen Ausruf: Und deshalb so viele Jahre lang Latein und Griechisch studiert, und höhere Mathematik und Geschichte und die Weltliteratur und

alle Philosophen, um nun als Biersimpel täglich vierundzwanzig Krügel in den Bauch zu schütten? — Dieser Ausspruch ist zum mindesten sehr übertrieben. Erstens hat der Mann nie studiert, sondern sich bloß notdürftig für die Prüfungen hergerichtet, und zweitens vertilgt er schon darum nicht täglich vierundzwanzig Krügel, weil zwischen zwei solchen Biertagen allemal ein Katzenjammertag liegt. Und Simpel?! Wer ist denn ein Simpel? Was heißt denn ein Simpel? Simpel heißt: Einfaltspinsel. Und ist das ein Einfältiger, der das Bier vierundzwanzigfältig nimmt? Vielmehr der ist ein Einfältiger, welcher ein Krügel trinkt, wie der Schullehrer von Abelsberg, der die famose Lehre aufstellt: Ein normaler Mensch, der drei Krügel Bier trinkt, trinkt schon eins über den Durst! — Und solche Leute wollen da mitreden!

Der Onkel, der Goldfuchs, macht's erst gut, der meint, es wäre sehr wünschenswert, wenn Dagobert sich endlich einem nährenden Beruf zuwenden wollte. Ist der Alte verrückt? Was versteht denn dieser Herr unter einem nährenden Berufe, wenn das Biertrinken keiner ist? Hat der Banause denn keine blasse Idee davon, daß sein Neffe ein Märtyrer der Menschheit ist! In der Schlichtheit seiner Größe ist er sich zwar dessen nicht bewußt, aber doch tatsächlich: die Menschheit muß ihre Talente nach allen Seiten hin ausbilden, sie muß wissen, was sie zu leisten vermag. Welch ein Sieg, wenn endlich festgestellt werden kann, auf welchen äußersten Grad die schöne Männlichkeit

des Individuums hinaufgetrieben werden kann, mit anderen Worten: wie viel Bier zu vertragen der rechte Mann im Stande ist. Ganz und voll ein Mann zu sein! Prosit!

Wenn der wackere Dagobert es eines Tages dahin gebracht haben wird, daß auch das fünfundzwanzigste Krügel „steht", dann feiern wir ein Jubiläum, bei welchem der Versuch gemacht werden soll mit — dem sechsundzwanzigsten. — Prosit! Einen Ganzen! Ex!

II.

Es ist nicht mehr lustig, an Sonntagen über Land zu gehen. In früheren Zeiten waren jüngere Leute harmlos heiter über Felder und Wiesen, durch Gärten und Felder gewandelt, hatten frohe Lieder gesungen, muntere Spiele getrieben, aneinander ihre Körperkraft geübt, wobei es zwar nicht allemal sehr glimpflich abgegangen ist — übermut hat es gegeben, aber weiter keine Feindschaft. Ältere Leute hatten beschaulicher Sonntagsruhe gepflegt, in einem Buch gelesen, oder sich an dem Blühen, dem Reifen der Früchte gefreut. Heute kann man lange suchen nach solchen Idyllen. Hingegen stößt man überall auf Besoffene, auf Unflätlinge, auf Schamlose. Der höllische Geist, der das treibt, heißt längst nicht mehr Luzifer, sondern — Alkohol. Er schürt ein Feuer, dessen erster Funke scheinbar erwärmt und vorleuchtet, gleichzeitig aber in den Dachstuhl dringt. — Der Bauer sieht, daß Sparen nichts mehr flecken will,

und trinkt. Anfangs trank er sich lustig ins wirtschaftliche Elend hinein, und nun will er sich aus dem Elend wieder heraustrinken. Er trinkt, um sich zu betäuben, um die Gedanken an eine trostlose Zukunft zu verscheuchen. Der Knecht, der Geselle, der Arbeiter hat gehört, daß der Mensch nur einmal lebt, daß später so wie so der große Trumpf kommt, da wäre es schon gar dumm, sich selber die Schnauze zu verbinden, solange noch etwas im Bottich ist — er trinkt. Er trinkt, er schwelgt, er lottert — wer schert sich drum, was später kommt! Jeder weiß es, daß morgen Katzenjammer kommt, Unheil, Not. Allein sie sind zu schwach, um sich etwas versagen zu können; sie sind moralisch so entkräftet, daß sie sich von dem erstbesten oder erstschlechtesten Gelüste in den Sumpf werfen lassen. Sie haben keine Stärke und kein Licht mehr.

Aber lustig ist's im Wirtshaus. Weindunst, Tabaksqualm, wüstes, sinnloses Geschrei, anzügliche Reden und Gebärden zwischen beiderlei Geschlechtern, dann Zank, Zorn, Gewalttat. Alle Laster werden geschmiedet in der blauen Flamme des Alkohols. Wenn man von solchem Treiben angeekelt hinausgeht auf den Hof, so bittet man's dem Vieh ab, es je hinter den Menschen zurückgesetzt zu haben. — Und der Wirt mitten in seinem Hexensabbat! Er hat's nicht über sich gebracht, den Gästen noch rechtzeitig das Alkoholgift abzustellen, die Habsucht hat ihn zum bewußten Giftmischer gemacht — nun hat er die Bescherung. Er vermag die stieren, wahnwitzigen, gewalttätigen

Gesellen nicht mehr zu bändigen, seine Zechstube ist ein Irrenhaus geworden, voll Tobsüchtiger. Vielleicht lärmt er selber mit im Rausche, weil man mit den Wölfen heulen muß. Vielleicht sucht er mit List die Vollen hinauszuschaffen; die noch nicht ganz Vollen trachtet er festzuhalten, bis auch ihr Bauch voll und ihr Säckel leer geworden ist. Ein Wirt dieser Gattung verdient sein Schicksal, früher oder später geht er als Lump mit den Lumpen zu grunde.

Solche Beispiele mehren sich von Tag zu Tag. Ganz erschreckend nimmt auf dem Dorfe die Trunksucht zu, und an Sonntagen wimmelt es von Besoffenen. Unsagbar widerlich, diese vollgetrunkenen Menschen, mancher auf der Erde sich in Krämpfen windend, wenn seine Natur sich wider ihn empört. Der Halbkretin ist ein Weiser im Vergleich zu dem im Rausche lallenden Schwätzer, der mit seiner Kraft prahlt, während er in den Straßengraben taumelt, der rülpsend immer das eine cynische Wort wiederholt, weil ihm das andere nicht mehr einfällt, und der sich endlich grunzend den Regungen des Schweines überläßt.

Ein vergifteter Mensch! — ein unter Obhut des Staates zum Tiere entarteter Mensch! Der Staat bestraft die Verführer, die Majestätsbeleidiger, die Gotteslästerer, die Verleumder und die Selbstschänder, aber den Betrunkenen, in dem alle diese Laster sich vereint zeigen, bestraft er nicht. Was muß doch die Besoffenheit für eine heilige Sache sein, daß sie bei

Verbrechen selbst der Richter als Milderungsgrund gelten läßt!

Soll das so bleiben?

Mischt sich der Staat doch sonst überall drein und spielt den Zuchtmeister, warum gerade hier die unbegrenzte Nachsicht, wo durch den Alkohol zahlreiche Individuen, Familien, Völkerschaften degenerieren und zu grunde gehen müssen! Dann mußt du dir, mein einseitig toleranter Staat, das Schlimme nachsagen lassen, als ob du der Steuern wegen die Alkoholgetränke protegiertest! Doch, doch, das glaube ich nicht, welche Regierung würde Geldes wegen das Volk schädigen lassen, um die Alkoholsteuern nachher doch wieder für Krankenhäuser, Irrenhäuser, Zuchthäuser ausgeben zu müssen! Es wäre zu dumm.

Nein, liebe Herrlichkeit, du scheinst bloß nicht zu wissen, wie sehr das Laster des Trunkes in unserem Volke überhand nimmt, und was es für Folgen hat. Du wunderst dich nur über den wirtschaftlichen Ruin so vieler Geschäftsleute, über die Decadenz der Rekruten, über die ungeheuer zunehmende Nervosität und Übervölkerung der Anstalten für Geisteskranke. Du wunderst dich darüber und begünstigst die „aufblühende Industrie" der Bier-, Wein- und Schnapserzeugung. Jeder Hütte, die am Wege steht, erteilst du Lizenz für ein „Wirtshaus" und als „liberalen Staat" fällt es dir nicht im Traume ein, den Wirten die Verabreichung des Giftes einzuschränken. Die Regierung zuckt die Achseln. Die Erziehung zur Nüchternheit sei Sache der Schule. Ich

glaube, die Schule tut, was sie kann. Zu wundern wäre es kaum, wenn so ihrer etliche polnische Schnapsbrenner gegen den Kultusminister klagbar würden, weil er in den Schulen vor dem Branntweintrinken warnen läßt. Der eine Minister verlangt vom armen Schnapsgrafen hohe Steuern, der andere predigt gegen sein Geschäft den Boykott, das ist doch zu toll! — Nicht?

Allerdings fängt die Menschheit an zu erwachen. Praktische, einsichtsvolle Völker, wie die Engländer, die Amerikaner, sind uns in der Bekämpfung des Alkohols längst voraus. Die sogenannten Temperenzler erzielen dort drüben unglaubliche Erfolge, und auch in Deutschland fangen junge Leute, selbst Studenten, an, sich des Trunkes zu enthalten. Und doch wütet im Ganzen diese Pest mehr als je. Und in den sogenannten „besseren Kreisen" ist der Suff noch viel ekelhafter, als auf dem Dorf. In Deutschland ist das Trinken zu einem förmlichen Kultus erhoben worden, der mit fanatischem Pietismus geübt wird. Der Bursche, der sich hervortun will, nichts wird er mit solchem Eifer und solcher Gewissenhaftigkeit vollführen, als das Trinken. Es handelt sich dabei natürlich nicht um Durst, nicht um Geschmack, nicht um Geselligkeit — es handelt sich schlechterdings ums Trinken. Von diesem Trinken hängt nachgerade die Burschenehre ab. Es gilt vielfach für national. Mir scheint es aber gar nicht zweckmäßig, die Mägen so übermäßig auszudehnen, bevor man noch genau weiß, wie man sie später wird füllen

können. Bekanntlich rauft man sich heute schon um Kolonien, weil gefürchtet wird, auf heimischen Schollen könnten viele Leute einmal nichts mehr zu schlucken haben.

Ein Studenten-Bier-Comment ist so ziemlich das Ödeste, was man hienieden erleben kann. Stumpfsinnig, langweilig über alle Beschreibung. Das Pikanteste dabei ist noch jene hie und da angewandte Pfauenfeder, welche im Magen neuerdings Raum schafft. Die alten Deutschen hätten ja auch gesoffen, heißt es stolz, und deutsche Dichter hätten das Trinken verherrlicht. Es ist so. Allein, weshalb will man nicht auch die guten Eigenschaften der Alten nachahmen? Weshalb gerade die, an denen die Nation unter Harfenklang vertiert?

Ja, diese Studenten! Man kann nicht sagen, daß sie für Litteratur keinen Sinn haben. Nur halten sie es jeden Tag mit einem anderen Dichter: Heute ganz Bierbaum, Shakespeare (sprich Sechs-Bier), morgen ganz Kotze-Bue! Aber freilich, aus dem Bierglase des Burschen kriecht schließlich der ledernste Philister. Und die Hörner, aus denen er einst getrunken, werden ihm schließlich aufgesetzt. Fremde Reisende, die zu uns Deutschen kommen, können sich nicht genug wundern über die versumpften Tischgesellschaften in unsern Wirtshäusern. Temperament, Humor, Witz — im Bier ist alles ertrunken. Schließlich ersetzt man die ersäuften Geister durch Kognak. Der Wein! Auch er ist ein schlimmer Geselle, aber so arg verblödet er die arme Seele nicht, als das Bier, „von dem man trinken

kann, so viel man will.“? Der Wein versteht keinen Spaß, er wirft den Trinker um, bevor der Wanst voll ist. Das eine Glas Wein ist ja nicht von übel, doch ihm ein Loblied zu singen, wäre deshalb bedenklich, weil das erste Glas leicht zum zweiten verleitet, und so fort, bis der fröhliche Zecher sich vom Menschen zum Gott und von diesem zum Tiere durchgetrunken hat.

Keiner Passion opfert der Deutsche auch nur im entferntesten so viel an Geld, Zeit, Gesundheit und Vernunft, als dem Trinken. Ein englischer Nationalökonom hat behauptet, der richtige Deutsche verbringe ein Viertel seiner Lebenszeit im Wirtshause, vertue ein Drittel seines Erwerbes im Wirtshause, vergeude die Hälfte seiner Gesundheit im Wirtshause und hole seine ganze elendigliche Versumpfung im Wirtshause.

Wenn heute ein neuer Hermann aufstände mit der heiligen Absicht, das deutsche Volk wieder herzustellen, sittlich stark und groß zu machen, die Auerochsenhörner dürfte er nicht mehr hervorsuchen, mit gegorenem Met dürfte er Frau Germania nicht leben lassen. Ein Volk, das seinen Göttern Blutopfer bringt, kann im Aufsteigen sein; ein Volk, das durch Anschwampung des Magens seinen Idealen nahekommen will, sinkt sachte in den Lehm. Ein neuer Hermann und Herzog der Deutschen müßte, möchte ich beinahe sagen, hohe Preise stiften auf rationelle Züchtung der Hopfenlaus und der Reblaus, und müßte gleich am ersten Tage alle Branntweinbrenner durch das

Schwert hinrichten lassen, denn der Strick könnte reißen.

Nun rülpsen zwar die Bierphilister und sagen, die Deutschen tränken schon seit zweitausend Jahren und wären tüchtig geblieben. Mag sein, daß der an Muttermilch erstarkten derben Waldnatur der alten Germanen ein scharfer Trunk weniger anhaben konnte, als den heutigen Glashauspflänzchen, bei denen der Bierhumpen gleich nach dem Saugfläschchen kommt. Die Deutschen leisten ja auch heute noch etwelches, aber möglicherweise ginge das auch o h n e Räusche. Nein, die ungeheuerlichen Kriegswaffen, die großen Maschinen unserer Zeit sind — nicht im Rausche erzeugt worden. Wenn wir diese Menschenarbeit ersetzenden Waffen und Maschinen nicht hätten, dann würde es uns erst einmal klar werden, wie sehr wir mit unserer Körperkraft heruntergekommen sind.

Tadelt ihr meine dreiste Sprache? Seid versichert, es ist ein redlicher Zorn. Ich habe schon allzuviel Opfer der Trunksucht gesehen. Ich sah junge Leute, reich begabt, fähig edelster Regungen, im Biere enden. Ich sah Lehrer, Priester, Dichter kläglich im Biere enden. Zwischen Wiener-Neustadt und Neunkirchen begegnete mir einmal ein Rudel von Gymnasiasten, die ihren besoffenen Professor, der auf allen Vieren kroch, am Strick wie einen Bären dahinführten. Sie johlten laut und am lautesten der Vierfüßler . . . Dann erst der unermeßliche Sumpf des trinkenden Kleinbürgertums. In unserem Lande gibt es, um noch einmal aufs Dorf zu kommen, Ortschaften, die bei

kaum tausend Einwohnern fünfzehn bis zwanzig Wirtshäuser zählen. Die meisten derselben haben mehrere Stammgäste, einen solchen hat jedes — nämlich den Wirt. Des Tages wiederholt verläßt der Schuster, der Tischler, der Sattler, der Böttcher, sein Gewerbe, um dem Nachbar „ein Viertele abzukaufen". Und dann schimpfen sie über die schlechten Zeiten, über die geschäftverderbenden Juden, über, was weiß ich!

Eine Ortschaft ist bekannt, in der sich vor etlichen Jahren ein fremder Krämer niederließ. Sie wollten den armen Gauch, der seinen Ladenzins mit Schundware bezahlen mußte, ausbeißen. Da tat er einen kleinen Weinschank auf — süffiger Wein — billiger Wein! Sie kamen und tranken, und er gab Kredit, ohne seine Gäste gleich auf den Pranger der schwarzen Tafel zu stellen. Ging er zu grunde? Nein, er wurde bloß wohlhabend, denn dieweilen sich seine Gäste ansogen, blieb er hübsch nüchtern und lauerte bei allen Geschäften, die bei ihm gemacht wurden und die er machen half, auf seinen Vorteil. Heute gehört das halbe Dorf diesem Fremdling. Von dem einem Schuldner hatte er das Kalb genommen, von dem anderen die Kuh, von dem dritten die Wiese, von dem vierten den Wald und schließlich die dazu gehörigen Häuser. Aber sein Wein war süffig und „billig!"

Einmal habe ich das Trinken entschuldigen wollen damit, daß die guten Deutschen einen etwas schwerfälligen Geist hätten, der erst mit einem bißchen Al-

kohol gekitzelt werden müsse, bis er dem des leichtblütigen Romanen ebenbürtig sei. Das war falsch.

Anstatt geistreich zu werden, wird der deutsche Trinker cynisch. Anstatt begeistert zu werden, wird er berauscht. Und während er sich Kraft, Mut und Frohsinn zuzutrinken glaubt, sinkt er sachte in körperliche und geistige Ohnmacht, in Blasiertheit und Lebensunlust, in einen Ekel, von welchem der dem Rausche unmittelbar folgende Katzenjammer nur ein flüchtiges Symbol ist. Ein Volk, das sein Herz erst mit Spirituosen auffrischen, seinen Nationalismus aus dem Biere, seine Lebenslust aus dem Weine holen muß, ein solches Volk wird immer mehr versimpeln und versumpfen und endlich ein Spott der Nachbarvölker sein.

In diesen Abgrund zu versinken sind wir in Gefahr, wenn nicht endlich Gesetzgeber, Kirche und Schule mit allen Kräften zusammenwirken, dem Verderben Einhalt zu tun. Weg mit dem Alkohol! Weg mit ihm, ohne Volksabstimmung, ohne Umfrage, ob's allen recht ist. Eigenmächtig, wie bei einem Staatsstreiche, oder wie bei einer Entscheidungsschlacht müßte des Landes Herzog die Alkoholgetränke verbieten und mißachten den Hagel von Flüchen, der sich in kurzer Zeit zu einem Schauer des Segens verwandeln würde. Wenn erst dieser künstliche Geist abgeschafft ist, dann wird wieder die natürliche Begeisterung aufflammen — und aus dem gesunden Körper, aus der klaren Seele die Lebensfreude.

Unsers Herrgotts Heller.

„Josef! Um zwei Uhr werden die Herrschaften von der Rennbahn da sein. Bereite ein zweites Gabelfrühstück mit Caviar und Austern. Auch ein paar Flaschen Sekt einkühlen."

„Zu dienen, Exzellenz!"

Hierauf machte der alte Exzellenzherr seinen Spaziergang, um das erste Gabelfrühstück noch knapp vor dem zweiten zu verdauen. Man muß auch seiner Gesundheit etwas zuliebe tun. Es war ein heißer Julitag, der Herr schritt langsam und behäbig die Straße entlang, trug in der einen Hand den Hut, in der anderen den seidenen Sonnenschirm, dachte an seine Pferde, an seine Tugenden und an seine Jagdhunde, womit er morgen eine Probe anstellen will.

Ein fahrender Geselle begegnete ihm, zog vor dem Herrn seine Mütze und grüßte höflich.

„Gu'n Tag, gu'n Tag!" rief der Exzellenzherr leutselig, denn er war immer sehr wohlwollend, besonders wenn er gut verdaute.

„Warm heut, Euer Gnaden, sehr warm heut!" näselte der fahrende Geselle, wischte sich mit einem zusammengeballten roten Sacktuch den staubigen Schweiß vom braunen Gesicht und dachte: Vielleicht gibt er mir doch ein Zwanzighellerstück auf ein Glas"

Bier. Da die Exzellenz aber in anderen Gedanken versunken zu sein schien, so rief der Geselle überlaut: „Wenn bei so 'ner Hitze nur dieser verdammte Durst nicht wär'!"

„Durst haben Sie!" schnarrte der Herr, „na, denn gehen Sie grade aus, nachher links um die Scheune, dort steht unsres Herrgotts Keller, der Brunnen. Just einmal den Eimer heraufziehen. Na, gehaben Sie sich!"

„Vergelt's Gott!" antwortete der Handwerksbursch und bei sich: Alter Filz. Wasser finde ich auch selber, wenn ich mag. Und ging dem Brunnen zu.

Die Exzellenz schritt fürbaß und war zufrieden mit dem ergiebigen Rate, den sie gegeben. Alles hat Durst heutzutage. Alles will Bier, Wein und weiß der Himmel was! Nicht übel, wenn sie manchmal an des lieben Herrgotts Keller erinnert werden. Wer Durst hat, für den ist frisches Wasser das allerbeste. Ein bißchen mehr Frugalität, meine Herren Landstreicher! — Da der Geselle dahin war, blieb er stehen, stemmte den Schirm zwischen die Beine und brannte sich eine feine Regalitas an.

Um zwei Uhr saß er wieder bei den jungen Herrschaften im Gartensalon. Nachdem der erste Durst mit einigen Fläschchen Tafelbier gelöscht war und man wohlgemut den Pasteten und Krebsen zusprach, winkte der Exzellenzherr dem Josef, daß er den Sekt bringe. Da der Diener aber ein zweites Mal in Sicht kam, ohne eine Silberköpfige mitzuhaben, wurde der Herr ungeduldig.

„Sofort, Euer Gnaden, sofort", verspricht der Josef.

„Sapperlot, ist es denn so weit in den Keller?"

„Ich habe die Fläschchen eingekühlt, Exzellenzherr, im Brunneneimer. Und wie ich sie jetzt heraufholen will, sind sie weg. Weg weg!"

„— — So! — — So! — Na, dann werden sie einen Liebhaber gefunden haben." — Daß dich der Satan! — Aber zum schlechten Spiel gute Miene. — „Josef, spute dich! Hole andere Fläschchen!"

Der fahrende Gesell war nicht schlecht zu sprechen auf unseren Herrgott, der in seinem Weinkeller neuzeit noch Gäste hält. Dieser war ausnahmsweise.

Roheit.

Allerhand Schlimmes habe ich erfahren in meiner Kindheit bei den Waldbauern: Armut, Krankheit, Sturm, Frost, Arbeitslast, Strenge und manchmal auch Hunger. Es war alles zu ertragen. Unerträglich ist mir nur eines gewesen: die Roheit. Sie kam nicht oft vor, am wenigsten in meinem Vaterhause. Wer ein Tier schlug oder gegen den Hausgenossen ein grobes Schimpfwort ausstieß, oder eine Schamlosigkeit beging, der wurde vom Hausvater ganz ruhig aber unabänderlich fortgewiesen. War es jemand, den er nicht fortweisen konnte, so kam die Birkenrute zur Anwendung. Die Rute? War nun das nicht wieder Roheit? Nein, das war Liebe — brennende Liebe. Sie wurde des Jahres kaum einmal geübt. Es war nicht nötig. Die Gesittung, wovon man heute in den „Kulturblättern" nur noch den Namen kennt, da hinten in den entlegenen Waldbauernhäusern hat sie damals wirklich geherrscht. Immerhin jedoch gab es in der Gegend einige wilde Lümmel, bei denen Gefühl oder Temperament als grobes, freches Wort oder als rohe, widerliche, gewaltsame Handlung zum Ausdruck kam. Die Frechheiten fochten mich nicht an, auch nicht die Herum-

entschädigte, die denen ja auch manchmal beizugesellen [illegible] wurde — nur die dauernde Arbeit, die Freude an der Arbeit, das allmähliche Bewältigen anderer, das rücksichtslose, gleichsam mit [illegible] [illegible] Vernachlässigen persönlicher Bequemlichkeit, das [illegible] Triumph über [illegible] Verluste — das ist [illegible] mich gründlich an, und diese paar [illegible] waren mir ein Beweggrund, von der Gemeinschaft los- und unter „gebildete" Menschen zu kommen.

Doch nicht allemal ist es gut, aus dem Regen flüchten zu wollen — die Traufen sind oft noch viel schlimmer. Die ersteren Studienjahre waren so weit ja ganz [illegible], dann aber, so um die Sechziger Jahre ging's an. In den „höheren" Kreisen begann sich eine Arbeit zu regen, mit der verglichen die bäuerliche [illegible] noch reiner [illegible] war. Die „[illegible] Köpfe", die „[illegible]" und die „verfluchten [illegible]" [illegible] nur so aus den noch [illegible] Lippen akademischer Bürger, selbst an öffentlichen Orten. Die [illegible] [illegible] machte eine allmähliche [illegible]. In jener Zeit — noch jung und schon so klug! — begegnete ich eines Nachmittags am Prager Graben mehreren Studenten. Darunter fiel mir eine [illegible] stattliche Erscheinung auf, die mindestens um einen Kopf größer sein mochte, als ich. Anfangs hatte sie nicht Gewalttätiges, als daß sie meinen Blick „erfangen wollte", plötzlich aber blieb sie stehen, steuerte auf mich zu und sprang mit zwei großen Schritten gegen mich: „Herr, was schauen Sie mich so [illegible]?"

„[illegible]" [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Weil keiner aufsteigt. „Wer sich auf ihn verläßt, ist verlassen genug.“ So [illegible] kaum man auf ihn bauen.

Allerdings, die Schwalben waren unzweifelhaft schon bei Erschaffung der Welt. Wären sie — wie sie plötzlich verschwanden — schon in der ersten Woche gekommen, so würde ein das Frühjahrsfest aufgekommen sein. Da wurde man gewitzigt. Sagten die Schwalben zu ihrem Storchfreunde: „Am Montag kommen wir!“ so erwartete man sie erst in einigen Tagen. Und kaum hat man sich an diese Regel gewöhnt, kommen sie plötzlich einmal wirklich am versprochenen „nächsten Montag“. Nicht einmal auf ihre Unzuverlässigkeit ist ein Verlaß.

[illegible] — um wirklich zu sein und schlau genug zu werden — die Unzuverlässigkeit, die sich früher bloß nur auf das Nichteinhalten der Zeit bezog, hat sich in unseren Tagen nach allen Richtungen des Geschäftslebens ausgebreitet, hat — [illegible] gesagt — sogar tief eingegriffen in die Reihe [illegible] [illegible], das heißt, solcher [illegible], deren [illegible] es ist, ihre [illegible] mit [illegible] oder [illegible] zu [illegible]. Nichts ist auch von solchen [illegible] zu halten als eine Versicherung. — Der [illegible] gibt sein [illegible] für den [illegible] [illegible], der [illegible] für einen [illegible] [illegible], der [illegible] für [illegible] [illegible], der [illegible] aber für ein [illegible], an das er sich nie wieder erinnert. [illegible] [illegible] wird das [illegible] — [illegible].

Einmal wollte ich ein Buch für ein [illegible] [illegible] binden lassen. Der Buchbinder wurde gleich

[illegible] befragt, ob er wohl genug sicher sei, die Arbeit rechtzeitig machen zu können, sonst müßte ich einen anderen Buchbinder haben. Der Mann sah mich, als ich verlangte. Mit treuherzigen Augen blickte er mich rührend an, hob den rechten Arm, streckte drei Finger und schwur einen Eid, das Buch am Vorabende der Hochzeit fertig zu haben. Der Tag kam, das Buch war richtig — nicht fertig. Ich [illegible] ein [illegible] mit den [illegible], [illegible] [illegible]! „Und der Eid?" fragte ich. „Welcher Eid?" fragte der Meister und sagte, sich besinnend, dann: „Ach, ja so! Lieber Gott, das war doch kein Eid gewesen, es hatten keine Zeugen dabei gestanden."

Ja, ja — treuherzige Augen sind gut, aber ein mit Vorsichtsmaßregeln geschützter Kontrakt ist besser.

Daß bei einer größeren Arbeit ohne weiteres vereinbarte Kosten machen sollen, kann auch sie keine [illegible] Erwartung überlassen — die Rechnung schließt. Wenn sie dem Mann keinen [illegible] Vorgang abspricht, so kann er sich danach nicht einmal bei Gericht verklagen, seinen [illegible] Gewinn hat er wohl immerhin auch. Für die Haltbarkeit aber [illegible] der Arbeit hat der Mann vielleicht gehörige Garantie gestellt. Schon im zweiten Jahre fällt man einem Teile des Bandes, im dritten hat [illegible] [illegible]. Was geht das den Buchbinder an, was kann er für Witterschäden? Wird das [illegible] nicht nach [illegible] Weise hergestellt, kann ich den Mann nicht verklagen. Da war der Stoff nicht vorrätig, der mußte erst bestellt werden. Wegen des [illegible]

[illegible] aufzuhalten. Die Arbeiter [illegible] Kunst geworden, der Gefangene hatte eine andere Art zu arbeiten und [illegible]. Wenn verschiedene Handwerker an einer [illegible] gemeinsamen Arbeit beschäftigt, so achtet sich einer auf den andern und. [illegible], [illegible] [illegible] so viele in Gemeinschaft, als frühere Versicherungen. [illegible] [illegible]! Hat der Gewerkschaftsmann bei den Verpflichtungen, die er übernimmt, nicht schon im voraus [illegible] und [illegible] miteingerechnet, weil sie ja doch in irgend einer Weise [illegible] [illegible]?! Ach nein, der Tischler weiß recht gut, daß er den innerhalb acht Tagen versprochenen Schrank nicht werde liefern können, er will den Kunden nur einmal an sich binden, damit der zu keinem anderen Tischler geht. Er denkt weniger an die Befriedigung des Kunden als an die Übervorteilung des Konkurrenten.

Darf man's aber wirklich wagen, eine Wäsche-[illegible] zum Waschen und dem Hause zu geben, oder einen [illegible] dem erstbesten Goldarbeiter anzuvertrauen? [illegible] [illegible] kann [illegible] zurückkommen, und der Ring mit einem falschen Stein. Doch heute meine ich ja nicht die ausgemachten Spitzbuben, sondern die braven, biederen Leute, die sich politisch — betätigen. Ein Arbeiter rechnet die zehn Tagewerk an, während er — seiner [illegible] bewußt — kaum zehn halbe Tage in seinem Garten gearbeitet, die andere Hälfte der Tage vielleicht für den Garten eines Nachbars verwendet hat, um auch diesem zehn ganze Tagewerk anzurechnen.

Bei den Maurern weiß man's, daß ihnen ihr Tabakszeug [illegible] weit mehr zu schaffen gibt als Kelle und Hammer. Viele deutschen Herren vom Stein dürfen sich natürlich nicht wundern, wenn man die fleißigen italienischen Arbeiter ihnen vorzieht. Dann die letzten Zimmerleute. Ich hatte einmal zwei Zimmerleute, die im Taglohn arbeiteten und die, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, sich auf einen Balken ihrer Zimmerung setzten und — Cigarette rauchten! Habe ich eines Tages mehrere Freunde eingeladen, um die Zimmerleute anzuschleichen und durch die Wandlage zu beobachten, wie die großen Kerle gleich alten Weiblein ihre [illegible] rauchten und dabei nicht schlecht tratschten. Als sie dennoch am Samstag zur Auszahlung erschienen, habe ich bloß die Auslieferung der Sachen verlangt. Einen vollständigen Schuster kannte ich, der war so schrecklich deutschnational, daß er vor lauter Politisieren, Agitieren und Vereinsleben sein Handwerk völlig vergaß. Dem schrieb jemand auf seinen [illegible]: „Ein Schuster, der gute Stiefel macht, leistet für seine Nation mehr als der nationale Schwadroneur!" [illegible] stand das Verslein auf dem [illegible], bevor es der Meister bemerkte. — [illegible] sind unsere Kleinbürger [illegible], und [illegible] ist auch ihr [illegible].

Und damit berühre ich die empfindliche Seite unseres Gewerbestandes. Die Unzuverlässigkeit und Nachlässigkeit unserer Gewerbetreibenden ist nicht allein Ursache daran, daß das Kleingewerbe zu grunde geht,

sie schädigt die bürgerliche Leistungsfähigkeit überhaupt und damit die Nation. Alle Welt zieht es vor, bei internationalen Versandunternehmungen ihren Bedarf zu decken, weil es damit immerhin noch sicherer geht, als wenn man sich auf unsere braven Handwerker verläßt.

„Doch — man muß gerecht sein," sagte der Flickschneider, da flickt er nicht bloß von der Hose, sondern auch von der Jacke die übriggebliebenen Flecken. Alles hat zwei Seiten. Vielleicht sind gerade die vorausgegangene geschäftliche Schädigung des Kleingewerbes, die unsinnige Konkurrenz, die dadurch notwendig gewordenen Finten und Winkelzüge Hauptursachen des moralischen Verfalls. Es kann schon sein. Schlechte Zeiten machen immer Lumpen. Das begründet zwar die Sache, rechtfertigt sie aber nicht. Das einmal gegebene Wort darf niemals unter fremden Händen verbleiben, wo es leicht geschädigt wird. Es muß eingelöst werden um jeden Preis. Es muß eingelöst werden, auch wenn es nicht gerade aus Papier gebracht gerichtlich haltbar ist. Es wird ja niemand zu einem Versprechen gezwungen. Wer's tut, der legt damit seine Ehre freiwillig aufs Brett. Vorsichtig im Versprechen, streng im Halten. Man kann trotz allem immer noch finden, daß diese Geschäftspraxis sich rentiert.

So viel von der Unzuverlässigkeit der Geschäftsleute. Und die der Kunden? Ich erinnere vor allem an die Unsitte des Schuldigbleibens. Ob im Sinne [illegible], der Preis so gründlich schuldig bleibt,

daß er *niemals* zahlte. Ich rede nicht von solchen Kunden, die beim Gewerbsmann, beim Kaufmann nicht zahlen können, also schuldig bleiben *müssen*, falls sie überhaupt etwas geborgt bekommen. Freilich steht es so, daß man gerade solchen nichts borgen will, die kein Geld haben, jenen aber mit der größten Bereitwilligkeit, die heute so gut oder besser zahlen könnten als in einem Jahre, wo sie ihr Vermögen vielleicht verschwendet, verspielt, im Sport vertan haben. Die Geschäftsleute glauben mit solchem Borgen ihre noblen Kunden leichter zu größeren Einkäufen zu verlocken — die brauchen ja nicht gleich bezahlt zu werden. Wer nicht bezahlt, dem sind auch die überhaltenen Preise nicht empfindlich. So spekuliert der Kaufmann, läßt den „ordinären“ Mann, der das Geld schon in der Hand hält, unbedient im Winkel stehen und scharwenzelt entzückend artig um die Frau Gräfin herum, die fort und fort Einkäufe macht und nicht ein Wörtchen vom Zahlen sagt. Ist es nicht edel von dem Mann, dem Adel die gebührende Achtung zu erweisen und den Mammon zu verachten? Hohe Herrschaften wollen eben niemals an ihre Pflichten erinnert werden. Pflichten zu haben ist plebejisch. — Nein, sich stets auf Rechnung schreiben lassen und um die Rechnung sich nie kümmern, das mag nach anderer Auffassung nobel sein, nach meiner Meinung ist es lumpig. Ich halte es vielmehr für vornehm, möglichst niemandem etwas schuldig zu bleiben, will mit jedermann an jedem Tage quitt sein, und jeder Geschäftsmann ärgert mich, der mit Zustellung

der Rechnung säumt. Wie auch kann ich von meinem Kaufmann, von meinem Schneider verlangen, daß er mir unverzinst Geld leihe? Darf er aber, ohne mir's zu sagen, Zinsen berechnen? Kurz, das hinhängende Schuldigbleiben des Kunden hat etwas Faules.

In dieses Kapitel gehört auch die Unpünktlichkeit im Gesellschaftsleben, das trotz Zusagen gleichgültige Sichgehenlassen. Wenn Pünktlichkeit eine Eigenschaft der Großen ist, dann finde ich nicht, daß wir an Größenwahn leiden. Wir versprechen zu bestimmter Stunde einen Besuch und erscheinen nicht. Wir laden einen Besuch ein, und wenn er kommt, sind wir nicht zu Hause. Eine briefliche Nachricht wird zugesagt, sie trifft nicht ein. Die Sendung eines Buches wird versprochen, man vergißt darauf. Ein Buch wird entlehnt, man stellt es nicht zurück. Einen Regenschirm hat man ausgeborgt und weiß nicht mehr, bei wem. Das sind kleine Schlampereien, wachsen sich aber leicht aus zur Pflichtvergessenheit im großen.

Verläßlichkeit ist ein schlichtes Wort, doch enthält es fast alles, was wir unter Rechtschaffenheit verstehen. Der Mann, er mag noch so ungebunden sein, darf nie vergessen, daß ein hoher Herr über ihm steht — sein eigenes gegebenes Wort. Studenten und Kavaliere besitzen nebst diesem Worte allerdings noch ein „Ehrenwort". Doch ein Mensch, der viel mit seinem „Ehrenwort" arbeitet, beweist, daß sein Manneswort nicht verläßlich ist.

Zwei redliche Finder.

Eine mir nahestehende Frau hatte einen Ring verloren, der ihr sehr teuer war. Sie ließ den Verlust in den Zeitungen verkünden und gab dem redlichen Finder ihr Haus an.

Am nächsten Tage schon hatte der redliche Finder sich eingestellt. Es war ein gesprächiger Warenausträger, er bat zuerst mit untertäniger Artigkeit, den Ring zu kennzeichnen. Es geschah, es stimmte, und er folgte das Kleinod aus.

Während die Frau ins Nebenzimmer ging, um ohnehin die Börse zu holen, rief er ihr erregt nach: „Ich bekomme meinen Finderlohn!"

„Wie viel glauben Sie denn beanspruchen zu dürfen?" fragte die Eigentümerin, „ich denke Ihnen fünfzehn Gulden zu geben, weil man seltene Ehrlichkeit besonders achten muß. Der Ring hat nur für mich als ein Andenken besonderen Wert".

„Meine Gnädigste!" antwortete er, „der Ring hat einen Edelstein an sich, obschon allerdings der Wert nicht so groß ist, als ich mir anfangs gedacht; zweihundert Gulden, sagte der Goldarbeiter; denn ich war schon bei einem Goldarbeiter, um den Ring schätzen zu lassen. Will nichts damit gesagt haben,

meine Gnädigste, doch bei manchen Herrschaften muß man Nummer sicher gehen. Zweihundert Gulden aufs allermindeste, sagte der Goldarbeiter."

„Es freut mich," versetzte lächelnd die Frau, „daß ich einen so wertvollen Ring besitze und so bitte ich diese zwanzig Gulden hier zu sich zu nehmen."

„Ich küss' die Hand, Allergnädigste", sagte der Überbringer gesprächig, „ich küss' die Hand. Sehen Sie, wegen diesem Ring hab' ich heute die ganze Nacht nicht geschlafen. Was machst du damit? habe ich mir gesagt, tragst du ihn auf dem Finger, so wird dich dein Chef fragen, woher der wertvolle Ring? Sage ich, daß ich ihn gefunden hätte, so wird es heißen: zurückgeben. In der Zeitung hat man's auch gelesen. Dann ist er für meine Finger obendrein zu klein. Will ich ihn verkaufen, so wird man wieder wissen wollen, woher ich ihn habe. Und hebe ich ihn auf, so kann's später Unannehmlichkeiten geben. Übrigens ist der Wert ja nicht bedeutend. In Gottesnamen, hab' ich mir gedacht, gibst ihn zurück, bleibst ehrlich. — Ich küss' die Hand, Euer Gnaden." Und mit Bücklingen davon.

Gewiß ein redlicher Mann, der so aufrichtig und harmlos eingesteht, daß er eigentlich doch ein Spitzbub ist. —

Vor einiger Zeit verlor eine arme alte Frau alles, was sie hatte. Ihr einziger Sohn, ihr Trost und Ernährer, war plötzlich gestorben und hatte ein Vermögen von hundertfünfzig Gulden hinterlassen. Als die Mutter dieses Geld in die Sparkasse tragen

wollte, und unterwegs verschiedene Kleinigkeiten zu besorgen hatte, verlor sie unterwegs das Geld. Sie war eine Bettlerin, aber nicht trostloser, als sie es vorher gewesen. Der Verlust wurde freilich der Polizei angemeldet, in den Zeitungen angezeigt, aber die alte Frau „machte das Kreuz" über dieses Geld und meinte, wie sie die Welt kenne, sei von einem Wiederbekommen wohl keine Rede.

Als sie am nächsten Tage von einem Gang in ihre Wohnung zurückkam, erzählte ihre Zimmergenossin, daß ein alter Mann dagewesen sei und ein kleines Paket für sie abgegeben habe. In diesem Paket war das verlorene Geld.

„Wer ist es denn!" fragte die Frau, ganz erregt über dieses ungeahnte Glück.

„Er hat nichts gesagt," antwortete die andere, „er ist nur bis an die Tür gekommen und gleich wieder fortgegangen. Vom Sehen aus mögen Sie ihn wohl kennen, es ist der Greis mit dem langen weißen Haar, der manchmal vor dem Herzogdenkmale sitzt, wo ihm bisweilen jemand eine kleine Gabe zuwendet, obschon er nicht bettelt."

„Aber mein Gott, er hat ja von mir den Finderlohn zu bekommen! Hat er denn nichts gesagt, wo er wohnt, oder wann er ihn holen will?"

„Er hat gar nichts gesagt, als, ob hier die Frau N. N. wohne, und daß er diese Sache abzugeben habe, welche er auf der Gasse gefunden hätte."

Die Frau eilte sofort zum Herzogdenkmal, ob er nicht etwa dort sitze. Dort saß er nicht. Sie

ging am nächsten Tage wieder hin, sie erkundigte sich an mehreren Orten nach dem Greise, aber es war nichts Rechtes zu erfahren. Eine Hökerin, bei der er sich manchmal einen Wecken gekauft hatte, gab endlich eine Adresse an, im sechsten Stock eines fünfstöckigen Zinshauses. Die Frau ging durch das Tor, durch die Höfe, über dunkle Treppen hinauf bis zu einer Kammer in dem Dache. Die war unversperrt, aber auch leer. Ein dünner, kahler Strohsack war alles, was vorhanden. Die Magd einer Nebenpartei erzählte, der alte Mann wäre am selbigen Vormittage fortgetragen worden in die Leichenkammer. Er sei am Morgen in seiner Kammer tot gefunden worden.

In der Leichenkammer war er aber auch nicht mehr zu finden. Die Ärzte hatten ihn auf ihren Seziertisch bringen lassen und dann konstatiert, daß dieser Mann verhungert sei.

Verhungert, während er seinen Fund der armen Verlustträgerin mit Verzicht auf den Lohn der Ehrlichkeit zurückgegeben hatte.

Verschwendung und Geiz.

Leuten, die „unsterblich“ werden sollen, verzeiht man nicht, wenn sie — leben wollen. Die Deutschen werden ganz aufgeregt, wenn sie hören, daß z. B. ein Künstler für seine Werke auch bezahlt sein wolle. „Künstler dürfen nicht nach Geld streben, sie müssen Idealisten sein.“ Daß der Idealismus nicht sowohl in Verzichtleistung auf das Geld sich ausdrückt, sondern vielmehr in dessen richtiger Verwertung, so weit denkt niemand. Der Idealist allein vermag dem Gelde moralischen Wert und ideale Bedeutung beizulegen. Nur ein Beispiel. Das größte gesellschaftliche Gut des Künstlers, des Schriftstellers, ist die Unabhängigkeit, und diese wird am sichersten erreicht durch eigenen Erwerb. Von „Genies“ ist man gewöhnt, daß sie Verschwender seien, das — meint man — gehöre zum hohen Schwunge ihrer Genialität. Laß es aber einmal darauf ankommen, o Genie! Solange du das Geld zum Fenster hinausstreuest, bist du ein großer, flotter Geist, sobald du nachher betteln mußt, bist du ein Lump. Wer das Recht, zu leben, beansprucht, der hat die Pflicht, zu sparen. Sind seine Bedürfnisse einfach, und das setze ich bei einem wirklich gebildeten Geiste voraus, und ist seine

Haushaltung vernünftig, so wird es nicht schwer fallen, bei auch nur bescheidener materieller Verwertung seiner Talente sich die Existenz zu sichern.

Von diesem Standpunkte aus wäre das folgende zu betrachten. Es handelt auch vom Idealismus, aber von was für einem!

Saßen eines Tages in einem Wiener Kaffeehause mehrere junge Idealisten. Sie sprachen von ihrem Ideal — dem Gelde. Einer von ihnen war Tages-, Wochen-, Monats- und Jahresliterat, er schrieb für Journale, Wochenblätter, Monatsschriften und Kalender; für die Unsterblichkeit schrieb er nicht, weil die schlecht honoriert. Dieser Mann hatte die Bemerkung gemacht, am liebsten schriebe er duftige Novellen: Düngerduft, Moderduft, armer Leute Dunst reize ihn, aber die dummen Leute nennten das Gestank und kauften nichts. So schriebe er, was verlangt werde, über alles, für alle — denn er brauche Geld. Er sei an das Wohlleben der Großstadt gewöhnt, sei willens, die Welt auszutrinken, solange er noch Lebensdurst habe, und das koste ihn jährlich sechzehntausend Gulden.

„Also Sie liefern auf Bestellung," versetzte ein Zweiter, „und wohl auch Parteistandpunkte, Weltanschauungen und dergleichen."

„Für Geld Weltanschauungen, meinen Sie?" sagte der eine und tat einen guten Zug, denn sie tranken Sekt. „Parteistandpunkt! Das ist auch so eine moderne Phrase, die sehr schön klingt und nichts sagt. Weltanschauung! Schönen Dank. Das mag was

sein für Diogenesse und Klosterbrüder, ich schaue die Welt nicht an, ich genieße sie." Sein Aussehen war übrigens nicht besonders genußlustig, eher abgespannt, blasiert.

In der kleinen Gesellschaft saß auch ein lyrischer Dichter, der bisher mit Hilfe aller Götter des Olymps Frühling, Mond, Sehnsucht und Liebe besungen hatte; der erklärte nun, er werde ein Theaterstück schreiben, das trage Geld. Ein anderer, der ein mittelalterliches Epos geschrieben und einen antiken Weltweisen übersetzt hatte, gestand ein, daß seine bisherige Tätigkeit ihn nicht mehr befriedige, seine Freude sei vielmehr Leben und Verkehr und er habe vor, einen möglichst schwunghaften Knoppernhandel zu eröffnen, an Knoppern sei schon mancher reich geworden. Daneben saß ein berühmter Mime von der „Burg," der in ein Blatt Papier vertieft war. Studierte er etwa die Rolle eines Grillparzer'schen Stückes? Den Kurszettel studierte er. Der Mann spekulierte nicht mehr auf den Beifall des Publikums, sondern auf Hausse und Baisse. Und jeder dieser Idealisten war von seinem Ideal durchdrungen.

An der Tafelrunde befand sich auch ein Poet aus der Provinz. Das war erst der richtige. Statt Sekt trank er Schokolade, statt Havannas zu rauchen, knusperte er Butterkipflein. Und wurde dabei ganz vorlaut. „Meine Herren," sagte er, „in Geldsachen machen Sie! Aber von Geldsachen verstehen Sie nichts. Sie wollen Geld haben."

„Nein, nein, wir wollen nicht Geld haben, wir

wollen Geld ausgeben!" So unterbrach ihn der Sechzehntausendsassa.

„Aber natürlich nicht einpökeln!" lachte der Provinzler. „Freilich ausgeben. Nur sind die Herren sehr schlechte Kaufleute, sie schaffen für gutes Geld lauter schlimme Sachen an, lauter imitierte Freuden, lauter Talmiglück — O, bitte! Sie kaufen sich um schweres Geld Nervosität, Unlust, Krankheit, Ekel. Ihre Schönheit kaufen sie beim Schneider, ihre Liebe im Bordell. Aus ihrer Wohnung hat der Luxus die Bequemlichkeit vertrieben, der Prunk die Gemütlichkeit. Vor lauter Weltgenüssen haben sie keine Zeit, sich selbst zu genießen, die natürlichen Fähigkeiten zu betätigen, die Harmonie des Lebens zu empfinden, ohne Hetze und Gier heitere Daseinsfreude zu fühlen."

Der knoppernlustige Epiker drehte sich eine Zigarette und sagte nur schmunzelnd: „Eine ganz niedliche Feuilletonplauderei für die Fastenzeit, die Zeile zu sechs Kreuzern."

„Ich gebe nichts dafür," sagte der theaterbeflissene Lyriker. „Solche Sachen waren einst genießbar, und zwar nur in fünffüßigen Jamben."

Der Sechzehnender wollte dem naseweisen Provinzler noch eins versetzen: „Na und was kaufen denn Sie sich mit Ihrem Geld?"

„Nahrung, Kleider, Wohnung —"

„Au!" unterbrachen sie ihn, „derlei bekommt man ja auf Pump!"

„Auch Bücher, Reisen," berichtete der Provinzler.

„Und was etwa noch übrig bleiben sollte — entschuldigen Sie, meine Herren, das triviale Wort — das lege ich in die Sparkasse.“

Wie? Wohin legen Sie es?“ fragte der Sechzehner.

„In die Sparkasse,“ wiederholte der Provinzler.

Der andere beugte sich vor, legte die Hand ans Ohr und näselte: „Ich verstehe immer: Sparkasse! Was ist denn das?“

Der Provinzler war gerichtet. Der Mime fühlte noch ein menschlich Rühren, er wollte ihm aus dem Traume helfen. So rief er ganz erregt: „Die lumpigen vier Prozente der Sparkasse! So kaufen Sie sich doch Papiere, da gewinnen Sie das Drei- und Vierfache!“

Der Provinzler kam sich in diesem Augenblicke sehr klein vor. An Prozente hatte er eigentlich noch nie gedacht, war bloß froh gewesen, sein Ersparnis in gutem Gewahrsam zu wissen.

„In die Sparkasse!“ lachten sie, „so sieht ein Poet aus der Provinz aus!“

„Ich habe mir,“ fuhr dieser ganz dreist fort, „auch etwas Besonderes angeschafft, die persönliche Freiheit, die Unabhängigkeit. Keines Menschen Knecht zu sein! Eine Wonne, nicht nach Gunst und Beifall streben zu müssen, als Schriftsteller ganz nur seine eigene Natur ausleben zu dürfen! Ein ganzer Mensch sein zu können. Endlich auch Garantie auf ein sorgloses Alter, wenn's so weit kommt. Die Leute zollen uns Poeten Gunst und Beifall nur, solange wir ihnen

recht sind und nichts kosten. Da finden sie es sogar großartig, wenn der Poet das Geld auf die Straße wirft, — damit sie es aufheben können. Kommt jedoch die Zeit, da sie ihm Almosen geben müssen, dann hört die Begeisterung für seinen Idealismus auf. Er hätte sparen sollen! Er hätte sich bei seinen Fähigkeiten schon was zurücklegen können! Er hat für sich selbst nicht gedacht und nun sollen andere für ihn denken! Jeder hat für sich zu sorgen und der Herr soll von seinem Idealismus jetzt nur etwas herabbeißen."

„Wenn es mir einmal so schlecht geht," sagte der mit den sechzehntausend Gulden Jahreseinkommen, „dann halte ich mich eben an mein Ideal."

„Und welches Ideal ist das?"

„Die Bleikugel."

„Die Bleikugel ist vielleicht der beliebte Schlußpunkt für verlorene Ehre oder dergleichen, aber nicht für Armut", sagte der Provinzler. „Ich glaube nicht, daß es ungereimt ist, wenn der Poet so viel Stolz hat, daß er niemandem zur Last fallen will. Dieser Stolz vermehrt die Poesie des Daseins. Die Unabhängigkeit des Dichters wird ohnehin selten genug erreicht. Es darf ihm nur passieren, sich zu verlieben — und bei Poeten ist das gar nicht ausgeschlossen — und die Geliebte zu heiraten — mein Gott, das kann bei den anständigsten Leuten vorkommen —, und die Sorge ist da. Nirgends kehrt der Storch lieber und häufiger ein als bei Poeten, nirgends findet er auch eine willigere Aufnahme."

„Das ist Luxus," rief der knoppernde Epiker, „den ich mir nicht leisten möchte. Zum Kuckuck! Der Dichter muß die Liebe nur an der Honigseite genießen, die andere soll er den Philistern überlassen, verstehen Sie mich? Es gibt Ehepaare, die der Poesie eine gewisse Loyalität entgegenbringen, verstehen Sie mich?"

„Auch wenn Sie weniger deutlich wären; es ist kinderleicht zu verstehen", meinte lachend der Provinzler, „na, zu solcher Poesie braucht man freilich keine Sparkasse. Aber, meine Herren, ich bitte schon um Entschuldigung, ich bleibe beim alten Philisterbrauch. Ein einfaches Haus, ein treues Weib, recht viele Kinder —: Das ist doch ein unschuldiges Vergnügen."

„Und ein kostspieliges!" lachte der Sechzehntausendsapperment.

„Kaum ein Dritteil so kostspielig als das Ihrige, von dem ich zwar nichts kenne als den hohen Preis."

„Ja wohl," sprach der Mime mit seiner schönen Stimme, „die Preise sind hoch und Geld ist ein Unglück, wenn man keins hat."

„Und noch ein größeres für den, der davon zu viel hat," entgegnete der allezeit einfältige Provinzler. „Bei den Armen sehe ich den Segen des Geldes, bei den Reichen dessen Fluch. Das Geld richtet sich ganz nach der Hand, in der es liegt, wirkt in dem Sinn des Besitzers Gutes oder Schlechtes. Nach der gegenwärtigen Welteinrichtung ist das Geld eben unser

sechster Sinn geworden und unsere praktische Güte. Was nützt dem Menschen sein Mitleid, wenn er kein Geld hat, um es zu betätigen? Was nützt dem Mann seine Genialität, wenn er keine Mittel hat, sie zu realisieren! Im Besitze des Strebenden wird das Geld zur Kraft, im Besitze des Edlen zur Tugend —."

„Und bei mir wird es bloß rasch zum Eigentum eines anderen," lachte der Sechzehntausender, „mir macht es eben Spaß, das Geld unter die Leute zu werfen, das ist so flott, so chevaleresk. Und es erwirbt sich spielend wieder."

„Natürlich, wer für Geld zu haben ist, für den ist auch Geld zu haben."

„Altvaterslogik, Provinzlermoral!" warf der Epiker leicht hin, von seiner Zigarre die Asche an der Tischecke abstreifend.

„Sie ist sehr hinderlich, meine Herren, diese Provinzlermoral," sagte der einfältige Poet. „Man bringt's damit zu nichts Erklecklichem. Was ein Mensch sich verdienen kann, das führt durch langjährigen Fleiß höchstens zur bürgerlichen Wohlhabenheit. Reich macht nicht das Verdienen, sondern das Gewinnen. Gewinnen kann nur einer, der spielt, das Spiel aber ist lumpig. — Ich denke, der Besitz eines Menschen muß im Verhältnisse stehen zu seiner Persönlichkeit, sonst pflegt es schief zu gehen. Was er durch persönliche Fähigkeit und Arbeit erwirbt oder erworben hat, das ist ihm angemessen und ersprießlich. Das Weniger macht ihn mangelhaft, das Mehr bringt ihn leicht aus dem Gleichgewicht. Ich halte es nicht

für sittlich, auf das, was einem gebührt, großmütig zu verzichten, um dann auf Wohltaten anderer angewiesen zu sein. Jeder bestehe stramm auf dem vollen Lohn seines Verdienstes und richte es sich so ein, damit auszukommen."

„Ganz hübsche Grundsätze eigentlich," sagte nun der Sechzehntausender, „aber so fleischlos, so platonisch — und derlei ist mir zuwider."

„Ich habe mir aus dem Erfolg dieser platonischen Grundsätze ein Haus gebaut," gestand der Provinzler.

„Was, ein Haus?" rief der Lyriker; „ja, kann man sich denn überhaupt so viel ersparen?"

„Dichterphantasie," warf der Sechzehntausender hin.

Zu diesem wendete sich nun der Provinzler. „Gestatten nun auch Sie mir eine Frage. Seit wie lange nehmen Sie schon Ihre Sechzehntausend ein?"

„Was weiß ich? Seit zehn oder fünfzehn Jahren. Früher hatte ich mehr. Bin nämlich der Sohn eines großen Handlungshauses. Umgeworfen. Mußte trachten, meinen Unterhalt kümmerlich zu verdienen. Zum Glück Protektion."

„Wenn Sie das Überflüssige Ihres kümmerlichen Verdienstes allemal in die Sparkasse gelegt hätten, so könnten Sie jetzt ein Ringstraßenpalais kaufen."

Der Sechzehntausender war auf einmal zerstreut geworden. „Der fatale Marqueur!" murmelte er, auf diesen hinlugend, „dieser argwöhnische Blick! Er scheint mich nicht zu kennen."

„Vielleicht das Gegenteil," scherzte der Mime. „Faule Witze. Pumpen Sie mir lieber."

Der Provinzler war mittlerweile ganz niederträchtig geworden. „Pumpen möchte ich Ihnen nichts," sagte er, „verkaufen Sie ein bißchen Charakter!"

„Charakter? Wenn noch davon vorhanden, sehr gern."

„Da hier! Da liegen fünf Gulden. Eine horrende Summe. Sie gehört Ihnen, wenn Sie jetzt auf der Stelle etwas behaupten, wovon Sie nicht überzeugt sind!"

„Bah, überzeugt sein!" rief der Sechzehntausender hitzig, „Überzeugung, das ist auch so ein hohles Schlagwort. Meine Überzeugung ist, daß der befrackte Kerl dort einen Spektakel anrichtet, wenn ich die drei Flaschen Röderer und die Zigarren nicht bezahle. Die fünf Gulden des Bruders in Apollo dürften zu wenig sein, doch ich nehme sie."

„Diese fünf Gulden, lieber Meister," sagte der Provinzler, „sollen nur eine kleine Erkenntlichkeit sein für das Vergnügen, das Sie mir bereiten, wenn Sie zugeben, daß Sie ein Lump sind."

Der andere stutzte einen Augenblick, dann lächelte er gutmütig und murmelte in den Tisch hinein: „Lump! Es dürfte stimmen. Auch Erzlump — aber dafür müssen Sie zehn Gulden geben."

„Lassen wir die Torheiten, meine Herren," sagte nun der Mime mit der schönen Baßstimme. „Die Zeche ist bezahlt. Färben wir uns nicht noch schwärzer,

wir sind schwarz genug. Der Herr Kollege aus der Provinz verzeihe schon: es ist in der Großstadt nicht alles Korruption, was nach Lumpen riecht, und es ist in der Provinz nicht alles Idylle, was zwischen Veilchen steht. Geld regiert und ziert und verführt die Welt dort wie hier. Geld ist Blut, und ohne Blut kann man nicht leben. Blutarm zu sein, ist kaum schlimmer, als blutarm zu sein. Gottlob, der Herzschlag der Börse ist frisch. Lombarden stehen auf hundertundvierzig."

„Sapperlot!" rief der Provinzler, „der Puls geht hoch. Fieber! Delirium!"

— — — — — — — — — — — — —

Dieses Gespräch hat mich damals nachdenklich gemacht. Wäre ich jener Provinzler gewesen, ich hätte mir wahrscheinlich dasselbe gedacht wie er. Aber gesagt hätte ich's nicht. Zwischen den übermütigen Großstadtgeistern nahm es sich doch gar zu altväterisch aus. Jetzt, gegenüber dem ernsthaften Leser, kann ich die Sache weiter spinnen. Das Geld selbst, dächte ich, ist nicht so schlimm, wohl aber manche Folgen des Geldbesitzes: den Verschwender haben wir gesehen; wirft er den glänzenden Mantel ab, dann armer Schlucker. Doch ist das Gegenteil von Verschwendung besser? Ist der Geiz nicht etwa noch schlimmer? Prüfen wir ein wenig. In der Künstlerwelt dürfte der Geiz schwerlich seinen richtigen Typus finden, da müssen wir schon ins allgemeinere ausschauen.

Es gibt manche Erscheinungen der menschlichen Seele, die nicht zu verstehen sind, Laster, an denen

man keinen Grund und Zweck sieht; sie bringen nichts als Leiden, sind die Urheber unendlicher Widerwärtigkeiten; wir hassen sie, und doch neigen wir zu ihnen hin, und doch geben wir uns ihnen gefangen und schauen gleichsam mit Wollust unserem Unterliegen und Untergange zu.

Von den unbegreiflichen das unbegreiflichste Laster ist der Geiz; es ist, wenn schon nicht das schlimmste, so gewiß das dümmste. Jedes andere bietet mehr oder minder einen sinnlichen Genuß; selbst den gierigen Haß, den heißen Zorn verstehe ich noch ganz, sie hitzen das Blut, sie geben der Seele eine dramatische Bewegung. Der Geiz jedoch bringt nur temperamentloses Hinbrüten, Entbehrung, Sorgen, Angst, mehr als die tiefste Armut es vermag. Es gibt Leute, die, solange sie nur wenig Geld haben, zum Genießen aufgelegt, ja Verschwender sind. Kommen sie zu viel Geld, so werden sie geizig und fangen an, sich alles zu versagen. Das erste ist zu verstehen, Geldarmut benimmt den Mut, zu sparen; was der Tag bringt, soll des Tages eigen sein, man lernt, nichts zu haben und doch zu leben. Warum aber will der Reiche noch reicher sein? Warum wird es ihm so schwer, ein weniges von seinem Gelde wegzunehmen? Warum fürchtet er sich so sehr vor der Armut, da er doch so gründlich vor ihr gesichert ist, oder vielmehr, da er als Geizkragen doch ohnehin so tief in Armut lebt, keine Bedürfnisse hat und sich so kindlich wohl fühlt in Entsagung? Ist die wirkliche Armut denn noch schlimmer? Keine

größte Pein ist gerade das, was er am leichtesten tun könnte: das Geben. Aber nicht etwa, weil er anderen die Sache nicht gönnte, als vielmehr, weil er sich von ihr nicht trennen kann. Man könnte in der Tat sagen, der Groschen (?) Almosen, den der reiche Geizige gibt, ist verdienstlicher als der, den der Arme reicht, denn der Geizige tut es mit weit größerer Selbstüberwindung.

Ein alter südtiroler Mann ist Besitzer von vielen hunderttausend Gulden, er hütet das Geld wie seinen Augapfel, ja noch weit sorgfältiger. Man kennt ja die Geschichte von jenem Herzogen, der sich den Star nur an einem Auge stechen ließ, um bei dem zweiten, das ja etwas Doppel ist, das Operationshonorar zu ersparen. Ein Sprichwort sagt: Der Geizige nimmt nichts und seine größte Freude ist das Geben; er nimmt nichts von seinem Gelde und gibt immer nur dazu. Warum? Fürchtet er denn, daß er einmal könnte darben müssen? Darben muß er ja aber jetzt schon, weil er sich nichts gönnt. Will er sein Gut im hohen Alter verzehren? Wie alt will er denn werden? Sieht er nicht jeden Tag die Leute hinsterben zur Rechten und zur Linken, und wie sie ihr Gut und Geld verlassen müssen, wie die Erben darum raufen, den Erblasser verlachen, vielleicht gar verfluchen? Will er denn eine Ausnahme machen und ewig leben und sein Geld ewig sich vermehren sehen? Kaum ertragen kann er den Gedanken, sein Geld könnte einmal zu irgend einem Zweck verwendet werden; es soll immer Geld bleiben und nichts als Geld, es soll

immer sein bleiben und nichts als sein, es soll immer wachsen und nichts als wachsen. Wenn es noch Silbertaler oder Dukaten wären, wie in der guten alten Zeit, daß seine dürren Finger wühlen könnten im klingenden Metall, sein Auge sich freuen könnte an dem Schillern und dem Glanz, — das wäre noch Sinnengenuß. Aber statt dessen hat er heute in seinem Wappen lauter verschiedene, wertlosere Papiere, manche Stück wahrlich nicht einen Pfifferling wert sind. Diese Wische sind gar kein Geld, sie sagen dem Besitzer nur, wie viel Geld er irgendwo gut hat, wie viel Vermögen ihm jederzeit zur Verfügung steht. — Vermögen! Mögen! Nur um es zu haben, nur um sich vorstellen zu können: dies und das wäre ich im Stande, wenn ich wollte, dies und das könnte ich haben, wenn ich wollte, schaffen, wenn ich wollte! Er will aber nicht. Ihm ist das Haben-können lieber als das Haben selber. Der Geizige ist demnach ein ganz idealer Mensch. Für ihn hat das Geld keinen realen Wert, nur einen eingebildeten.

Ich aber frage im Ernst: wie kommt ein auch nur halbwegs vernünftiger Mensch dazu, so zu handeln und zu fühlen, sich in ein so extremes ungeschicktes Verhältnis zu setzen zum Gelde? Wie mag das nur vor sich gehen in so einem armen Teufel? Der Mann war arm; gut, er hatte nichts zu verlieren und lebte leidlich anständig; er teilte nur mit fast allen Standesgenossen den Wunsch nach Geld, dem Gefährten aller Geschäfte. Ganz recht. Freilich ist das Geld da, natürlich macht ihm die Erfüllung seines Wunsches

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Staat, Geschenke manchmal recht gut zu statten kommen würde. Aber es ist sogar einer ihrer Grundsätze, nicht zu sparen, sich weder Haus noch ständigen Besitz zu gründen, sondern alles, was der Tag einbringt, auch wieder für den Tag auszugeben. [illegible] [illegible] die Führer mit dieser Taktik die Arbeiterschaft zu einem dem heutigen Staat [illegible] [illegible] Heere gegen diesen zu bilden, und [illegible] ist ein allerdings nur recht geringer Teil der Arbeiter noch immer in Aussicht, zu glauben, daß [illegible] die allgemeine Gleichteilung aller Reichtümer bevorstehe, wo sie ihr gut [illegible] Stück abbekommen würden. Möge sich alle einmal [illegible], wenn man's haben kann, man lebt nur einmal, man ist nur einmal jung, und bis wir alt werden, wird der große Triumph der Gleichheit zu [illegible] haben.

Das ist der [illegible] der Arbeiterpartei, an dem sie [illegible] allen [illegible] und gut [illegible] Gegnern mit [illegible] [illegible] Worten zurückgehalten wird, so daß sie schließlich auch das nicht erreicht, was sie [illegible] [illegible] wegen [illegible]. Dieser [illegible] Grundsatz wird von den Gegnern der Arbeiterschaft [illegible] [illegible] ausgenützt, um sie bei allen [illegible] Unruhen in Wirklichkeit zu bringen. Dieser [illegible] macht auch die Massen in der Arbeiterwelt [illegible] [illegible] und macht auch die Führer allgemach [illegible].

Ich, selbst einst ein [illegible] und heute ein geistiger Arbeiter, gehe mit der Arbeiterschaft in allem, womit sie ihr Los zu verbessern hofft. Aber

von dem Prinzipe, nicht zu heiraten, sich nicht seßhaft zu machen, keine gesonderte Familie zu gründen, mache ich Halt. Die Folgen dieses Prinzipes arbeiten, um es kurz zu sagen, meiner persönlichen Freiheit ... Ihnen gegenüber würde ich mich mit jeder Macht verbünden und sie mit allen Mitteln bekämpfen. Ja, es wäre kein Mittel zu schlecht, das nicht noch gut genug wäre, dieser verächtlichen und niederträchtigsten Macht zu vernichten. Denn eine Gesellschaft, die nicht grundsätzlich ist und sein will, nicht heiratet und nicht baut, nur ein Familienleben wie die Wilden führt, ohne Treue und Zucht, stünde niedriger als die Zulukaffern, wäre um so gefährlicher, als sie kein Naturvolk, sondern ein degeneriertes Kulturglied sein würde. Wenn ich sie mit den Zigeunern vergleiche, täte ich den letzteren unrecht.

Nicht in blinden Zorn wird das hinaufgeraten. — Der Gleichheitsstaat mit seinem bestechenden Programm! Ich habe ja wirklich darüber nachgedacht, ob die herrlichen Ideale des Sozialdemokratismus nicht am Ende doch erfüllbar wären, doch es findet sich weder in der Geschichte, noch in der menschlichen Natur ein Anhaltspunkt dafür. Die Staaten entstehen nicht nach Theorien, sondern nach menschlichen Eigenschaften. Gerade die sich selbst zum Dulden und aufopfernden Arbeiter haben am wenigsten das Zeug dazu, sich alle nach einer Schablone, unter Verdrängung aller Individualität, glücklich machen zu lassen. Im Staate der Gleichheit gibt's keine persönliche Freiheit. Und wenn man auf diese verzichten will,

denn wäre ja der Zustand unter „väterlich sorgendem“ Schwert und Krummstab auch gut gewesen. Diese Nebenbemerkung nur für die wenigen, die noch von einem Gleichheitsstaate träumen.

Daß vom Staate wegen für alle Staatsbürger gesorgt werden sollte, ist ja natürlich und fängt auch an mehr und mehr zu geschehen. Nun gesetzt den Fall, daß der Staat wirklich in der Lage wäre, für jedes seiner Mitglieder volle Gerechtigkeit walten zu lassen, was würde dann sein? Würden der Fleißige wie der Faule, der Geschickte wie der Müßige, der Talentierte wie der Dumme, der Geschickte wie der Ungeschickte, der Bedürfnislose wie der Verschwender, der Starke wie der Schwache gleichviel haben? Das wäre die allergrößte Ungerechtigkeit und gerade in einem gerechten Staate, wie wir alle ihn wünschen, ganz unmöglich. Der Schlechterveranlagte wird immer weniger haben, als der Besserveranlagte, der Starke wird trotz humanster und gerechtester Gesetze den Schwachen, der Kluge den Törichten, der Gewissenlose den Redlichen übervorteilen. Das würde selbst in dem „Staate der Gleichheit“ nicht anders sein, weil die Menschen einmal sind, wie sie sind.

Auf den Staat lasse man's nicht ankommen. Jeder muß innerhalb der Gesetze auf sich selber schauen.

Der Idealstaat des Sozialisten würde im besten Falle nur für das Gemeine und Alltägliche seines Staatsbürgers sorgen. Wer besondere Neigungen und Bedürfnisse haben sollte, Kunst, Literatur, Reisen, Lieblingsliebhabereien u. s. w., der müßte sie mit einem

Sparpfennig eigens erworben. Über einen solchen kleinen Vorteil käme er aus der trostlosen Lebens-erfahrung nicht für einen Augenblick los.

Wenn also schon in einem sozialdemokratischen Staate die edleren Genüsse des Lebens nur durch eine gewisse Verdienstansammlung gewonnen werden können, um wie viel unabweislicher ist das Sparen in einem Staate, der sich gar nicht oder viel zu wenig um den einzelnen kümmert. Der Arbeiter sagt es ja, daß er unter den gegenwärtigen Zuständen ganz auf sich selbst angewiesen sei. Ja, warum schaut er denn nicht auf sich selbst, warum setzt er sich nicht in jenen einzigen Vorteil, der jedem bisher noch unbestritten blieb? Warum hält er den Lohn seiner schweren Arbeit nicht fest, warum spart er nicht?

Nun, weil — wie gesagt — es einzelne Arbeiterbewegungen gibt, die das Haushalten geradezu verdammen. Sie fürchten, der Arbeiter könnte durch ein vernünftiges Wirtschaften allmählich zufriedener werden, als er heute ist. Und zufriedene Leute kann der Demagoge nicht brauchen.

Leute, die nicht wirtschaften können und sogar den Grundsatz haben, jeden Tag das Erworbene zu vertun, kann wiederum der Staat nicht brauchen, er müßte mit ihnen zu Grunde gehen.

Die Verhältnisse sind allerdings so, daß die Arbeiter im allgemeinen sich nicht viel ersparen können. Fünf oder höchstens zehn Kreuzer des Tages wären schließlich ja noch beiseite zu legen, und wenn auch nur zwei Kreuzer, aber was gibt das

aus? Zwei Kreuzer Ersparnis täglich, das wären in zehn Jahren immer nur erst 73 Gulden! Mitsamt den Zinsen kaum 100 Gulden. — Allerdings keine Altersversorgung (diese muß anders angestrebt werden); hingegen aber ein vom Himmel gefallener Hunderter. Mehr wert als dieser wäre aber der mit den täglichen zwei Kreuzern erweckte und gezüchtete Sparsinn und das damit verbundene Sammelvergnügen. Und *kann* der Mann das Sparen erst einmal, dann wird er unter denselben Verhältnissen am Ende täglich auch zehn Kreuzer erübrigen, ohne einen besonderen Abbruch zu leiden, was nach zehn Jahren mäßig verzinst 500 Gulden ausmacht. — Sobald man das Geld nur auf fruchtbaren Boden wirft, wächst es wie Unkraut.

Aber um sich täglich einen Schluck Schnaps, eine Zigarette weniger zuzuführen und die paar Kreuzer beiseite zu legen, dazu gehört moralische Kraft. Zwar nicht viel, aber man bringt die wenige nicht auf. Mein Gott, und da will man einem solchen Menschen zumuten, daß er sittliche Lasten auf sich nehme, schwere Pflichten trage, wo der arme Schwächling nicht einmal im stande ist, zwei Kreuzer aufzuheben.

Seit man — und unter obwaltenden Zuständen gewiß mit Recht — angeleitet oder gar gezwungen wird, in die Krankenladen, Versorgungskassen, Versicherungsgesellschaften einzuzahlen, hat die ohnehin im allgemeinen immer schwache freiwillige Sparsamkeit ganz aufgehört. Sie würde aber gesegneter sein und den Menschen freier und selbständiger erhalten,

als das notgedrungene Einzahlen, das oft noch mit Mißtrauen verbittert wird und im übrigen dem Leichtsinn Vorschub leistet. Und ist der Zwang denn nicht demütigend? Doch die Bevormundung, die in dem Zwange zu gewissen Ladeneinzahlungen liegt, muß man sich gefallen lassen. Leute, die für sich nicht haushalten können, sind in der Tat unmündig.

Nun könnten meine Gegner vielleicht sagen, ich hätte den Geiz lieb. Nein, dieses schäbigste aller Laster habe ich nicht lieb; ich verachte den Geiz als die unbegreiflichste Dummheit der Menschen. Darum sage ich nicht scharren, sondern sparen. Hätten wir das christliche Vertrauen noch, mit dem auch die Gnade der Anspruchslosigkeit und Entsagung Hand in Hand ging, ich würde bei unseren Leuten nicht aus Morgen denken, sondern mit dem „täglichen Brot von heute“ zufrieden sein. Wer aber die Genußgier betrachtet und andererseits die moralische Gefahr der Armut, der muß verzagen, wenn die Leute blind in den Tag hineinleben, morgen aber alt, erwerbslos sein werden und immer noch leben und etwas genießen wollen.

Geld allein macht nicht glücklich, man muß es auch haben, sagt ein lustiges Sprichwort. Ernsterweise aber zeigt es sich, daß das Haben noch nicht genug ist, man muß es auch recht anwenden können. Das kann nun weder der Geizige, noch der Verschwender. Ferner lehrt die Erfahrung, daß geschenktes oder ererbtes, oder gar unrechtmäßiges Geld ungleich weniger Segen in sich hat, als durch eigene

Arbeit erworbenes. Das ist auch leicht zu verstehen, den Wert des Geldes kann nur der ermessen, der ihn zuerst aus sich heraus dem Gelde gegeben hat. Das persönlich erworbene Geld gehört gleichsam zur Person, zu seiner persönlichen Kraft. Sowie ein vernünftiger Mensch nicht mehr Kraft verbraucht, als er entraten kann, so gibt er auch nicht mehr Geld aus, als nötig ist, er schont nicht allein seine körperliche, er schont auch seine wirtschaftliche Gesundheit, und damit steht er — wie die Welt einmal eingerichtet ist — auf Grundlage seiner Persönlichkeit und Freiheit.

Ich gebe sehr gern zu, daß jedermann das Geld, das er sein Lebtag verdient hat, auch sein Lebtag aufbrauchen darf. Aber immer nur so, daß es ihm zum Wohle wird, daß es ihn unabhängig und frei macht und eine Stütze ist in schweren Zeiten und im Alter. Wer mehr einnimmt, der mag natürlich mehr ausgeben, er darf nur nicht vergessen, daß das Mehrausgeben die Bedürfnisse steigert, also: Je mehr er täglich ausgibt, je mehr Ursache hat er, täglich zu sparen für die gesteigerten Bedürfnisse. Daß der Arbeitsmensch bei einfacher Lebensweise allmählich zufriedener werden würde, ist nicht zu leugnen.

Und meine ich, daß die übrige Gesellschaft und der Staat mit einer sparsamen und zufriedenen Arbeiterschaft wesentlich lieber paktieren würde, als mit einer wirtschaftlich so unklaren, zerfahrenen, als es ein Teil der heutigen Arbeiterschaft ist.

Doch ich entsinne mich. Das moderne Wirt-

schaftssystem ist ja nicht auf das Sparen begründet, sondern auf das Schuldenmachen. Der Staat geht ja mit diesem guten Beispiele voraus. Das Schuldenmachen ist auch der Grund, weshalb das Geld Zinsen trägt. Gäbe es keine Schulden, so hätte das Geld keinen Zinsfuß, weil niemand für Anlehen von Geld eine Entschädigung zahlen würde. Je mehr Schuldenmacher, je höher der Zinsfuß. Also sind es die Verschwender und Unternehmer, die dem Ausleiher das Geld vermehren helfen, und es sind die Sammler und Sparer, die den Zinsfuß niederdrücken und am Ende ganz verschwinden machen könnten. Was folgt daraus? Es folgt daraus, daß diejenigen, die ein Feind hoher Zinsen und behaglicher Rentiers sind, das Sparen zu einem ihrer Grundsätze machen müßten. Ein Arbeiter, der sich viele Luxussachen anschafft, schädigt sich und nützt dem Kapital, dem Fabrikanten, dem das Geld für die gekauften Sachen hauptsächlich zufließt. So komme ich schließlich auch auf diesem Wege zum bekannten Schlusse — sparen aus sozialistischen Gründen.

Wenn das Volk auf einmal anfinge zu sparen, es wäre eine wahre Kalamität für die Reichen und Mächtigen. Das wirtschaftliche Leben würde sich total ändern und mit ihm das gesellschaftliche und die Politik! Wenn die Leute anfingen stets fleißig zu arbeiten, entsprechend zu ruhen, sich naturgemäß zu nähren, eifrig zu lernen, mäßig zu genießen, vernünftig hauszuhalten: vorbei wäre es mit der Übermacht des Kapitals, aber auch mit dem Arbeiter-

elende, wir hätten einen kräftigen Mittelstand und wir würden nicht abwechselnd Sklaven des Klerus, des Adels, der Geldmächte sein.

Oder irre ich mich? Sollten die altbewährten Tugenden doch nichts mehr zu stande bringen? Ich glaube, die große Schwäche dieser Tugenden besteht darin, daß man nicht mehr an sie glaubt. Sie sind altväterisch, spießbürgerlich und verächtlich geworden. Von einzelnen ausgeübt, erweisen sie sich allerdings oft als wirkungslos; je fleißiger einer arbeitet, je mäßiger er lebt, je mehr Fett bietet er anderen zum Abschöpfen. Wenn nun aber alle in ihrem Beruf richtig arbeiten, einfach leben und gut haushalten wollten! In wenigen Jahren schon würde sich das Land allgemein eines großartigen Wohlstandes erfreuen und die Menschen würden körperlich gestärkt und sittlich gekräftigt sein.

Doch wohin gerate ich? Das sind ja schon die gesegneten Fluren Utopiens. Da haben wir nichts zu suchen. Bleiben wir bei unserer hausbacknen Welt und unseren erprobten Grundsätzen. Alles kann man nicht machen, doch dem einzelnen kann man rettende Zeichen geben. Die fleißige Arbeit allein kann ausgenützt werden von Fremden, aber sie führt zum Wohlstand des Arbeiters, wenn die **Klugheit** dazu kommt. In unserem Volksmunde, der auf alte Erfahrungen bauend zumeist das richtige sagt, heißt „Klugheit" soviel als Sparsamkeit, gleichsam als ob der Kern aller Klugheit darin bestände, mit seinen erworbenen Sachen sorgfältig hauszuhalten. Wie dem

auch sei, wichtig ist und bleibt die Klugheit des Sparens nicht bloß für das leibliche Wohl, viel mehr noch für höhere Güter. Ein gewisser, wenn auch mäßiger Besitz *entzieht uns fremder Willkür und Demütigung und macht uns erst zum freien Menschen.*

Das ist der Hauptgrund, weshalb ich auf ein vernünftiges Haushalten so großes Gewicht lege.

Krach.

Ich hatt' einen Kameraden. Zu diesem ging ich nun eines Tages, es war im Herbst 1872, und sprach, zur Tür hineinstolpernd: „Weißt du was Neues, Philipp? Heiraten werde ich!"

„Wa . . .? Was wirst du?"

„Heiraten!"

Der Philipp war auf dem Leder gelegen. Jetzt richtete er sich sacht auf in seiner ganzen Länge — er war ziemlich lang — und sprach: „Heiraten? Du? Ja, hast du denn ein Mädel?"

„Nein, eine Braut."

„Na, hörst du, das interessiert mich," sagte er. „Hat sie Geld?"

Denn er war einer von denen.

„Das weiß ich nicht."

„So hast wohl du Geld, wenn du heiraten willst."

„Aber natürlich."

„Na, setz dich zu mir und erzähle!"

Er machte mir neben sich Platz auf dem Leder. Ich dachte, jetzt wird der alles wissen wollen: wann wir uns kennen gelernt; ob sie blond ist oder schwarz; und wie alt; und wie groß. Und ob ich denn keine Photographie von ihr mit hätte. Auf solche Fragen

wäre ich wohl gerüstet gewesen. Er aber legte mir seinen Arm um den Nacken, lachte mir mit seinem breiten Gesicht in die Augen und sagte: „Aber Junge! Davon wußte ich ja kein Wort, daß du Geld hast. Wo hast du es denn?“

„In der Sparkasse.“

„Viel?“

„An zweitausend Gulden!“

Er tat einen lustigen Pfiff und rief: „Ah, da schau mal her! Und damit willst du jetzt heiraten?“

„Im nächsten Frühjahr.“

„Nun, nun! Einrichten könnt ihr euch schon mit zweitausend Gulden.“ Dann klöpfelte er mit der Stiefelspitze auf der Diele und sagte: „Weißt, Freund, ich an deiner Stelle möchte meine Braut überraschen und ihr am Hochzeitstage statt zweitausend Gulden das dreifache vorlegen. Junge Weiber sind gar nicht böse, wenn der junge Mann Geld hat. Das dreifache, verstehst du? Und spielend, ohne daß du einen Finger weiter zu rühren brauchst.“

„Was meinst du?“

Philipp schob seine Hände in die Hosentaschen und lehnte sich aufs Sofa zurück.

„Junger Mann,“ sagte er, „ich will dir was erzählen. Aber es ist ja ganz einfach. Ich habe gestern mein Landgut verkauft. Es ist schändlich, was so ein Landgut trägt. Nicht drei Prozent, sage ich dir. Schlug's noch leidlich los. Um fünfunddreißigtausend. Nicht gerade glänzend; macht aber nichts: um so vorteilhafter legt sich jetzt das Bar-

gelb an. Ich komme soeben von der Bank. Siehst du?!"

Er zog aus seiner Brusttasche ein Paket Papiere — Wertpapiere.

„Nach ein paar Monaten können sie das doppelte, das drei- oder vierfache wert sein. Du, man hat keine Ahnung, was da heutzutage zu machen ist! Ich kenne zwar deine Braut noch nicht. Du bist ja so geizig mit ihr, stellst sie mir nicht vor, zeigst mir kein Bild von ihr, erzählst mir nicht einmal. Und doch liebe ich sie, weil sie die Künftige meines liebsten Freundes ist. Jetzt ist das Notwendigste, daß du zu Geld kommst."

Er blickte auf seine Taschenuhr; es war eine goldene.

„Jetzt ist es zehn Uhr. Um zwölf Uhr wird die Sparkasse gesperrt."

„Nein, um ein Uhr!"

Denn ich wußte das genau.

„Gut, also um ein Uhr. So hast du noch drei Stunden Zeit, deine zweitausend Gulden herauszunehmen. Tu mir — das heißt: dir, deiner Braut — den einzigen Gefallen und kaufe Wertpapiere. Siehst du, die da, die besten und sichersten, die es geben kann. Nicht einen Tag sollst du säumen; denn das Papier steigt ganz rapid. Jeder Tag, an dem du deinen Schmarrn in der Sparkasse noch länger liegen lässest, ist ein Verlust, ein Verbrechen an deiner künftigen Familie. Peter, ich habe dich immer lieb gehabt. Ich werde dich verlieren. Das weiß ich ja

so, daß der Freund nichts mehr ist, sobald er die Seinige unter Dach hat. Aber ein bißchen zu Dank verpflichten möchte ich dich gern vorher und deinen Kindern sollst es einstmals sagen: Wenn Onkel Philipp nicht gewesen wäre! Dem Philipp habt ihr den Wohlstand zu verdanken. So geh doch jetzt! Die Bank ist bis drei Uhr offen. Bei Löwe & Stern, Ecke der Herrenstraße. Soll ich dir's aufschreiben? Soll ich dich dann an der Börse erwarten?"

Ich ging fort. Wie kommt mir heute der Philipp vor? Er ist doch sonst nüchtern und gewissenhaft. Sollte ihn auch das Gewinnfieber erfaßt haben? Man hört, daß es jetzt so arg grassiert. Nun, mir tut's nichts. Ansteckende Krankheiten fürchte ich nicht viel.

Zur Sparkasse ging ich natürlich nicht. Das Bissel, was drin liegt, soll liegen bleiben. Weiß ohnehin nicht, wie man dazu kommt, daß es fünf Prozent trägt, ohne daß man einen Finger zu rühren braucht. Irgendwo muß sich doch was rühren, daß es so wächst. Dachte nicht weiter dran und ging zur Braut.

Natürlich, die Liebesgeschichte soll ich euch jetzt ausmalen, meine Damen. Um Entschuldigung: diesmal nicht; heute bin ich ganz Geschäftsmann.

Als im nächsten Frühjahr der Hochzeitstag in die Nähe kam, als alles in der Stadt florierte, nobel lebte, während ich das neue Heim nur ganz einfach einrichten konnte, da fiel mir wohl manchmal ein: Wenn du dem Philipp gefolgt hättest! Die Papiere stehen schwindelnd hoch, ohne jede besondere Manipu-

sation hätte sich das kleine Vermögen verzweifacht. Bei anderen hat es sich verfünffacht seit einem Jahre. Wenn man einigermaßen Mißtrauen hat, so kann man die Scheine doch rechtzeitig verkaufen. Es soll ja überhaupt keine Gefahr sein. Der politische Horizont ist völlig klar, alle Geschäfte glänzen um die Wette. Wenn man halt keinen Mut hat, bleibt man ein armer Teufel.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit ließen weitere Skrupel nicht aufkommen. Am dreizehnten Mai endlich sollte die langersehnte Stunde schlagen, die uns einander gab.

Da war es vier Tage vorher, gegen Abend, daß mein alter Kamerad Philipp ganz verstört durch die Gasse lief, mich anstieß und, ohne „Pardon" zu sagen, davonhastete. Er hatte mich gar nicht erkannt. Auch andere hatten es heute besonders eilig, und an den Ecken standen Menschengruppen, die hastig miteinander sprachen und mit den Armen hin- und herfuhren.

War was geschehen?

„Es kann nur vorübergehend sein!" hörte ich sagen. „Es erholt sich wieder."

„Nein, es erholt sich nicht. Das ist eine Katastrophe!"

Ein Börsensturz.

Und dann, am Vorabende der Hochzeit. Ich ging etwas spät von der Braut heim. Die Straßen waren menschenleer. Auf der Brücke sah ich im Dunkeln einen Mann, der sich ans Geländer lehnte und

in die Tiefe blickte, wo das dumpfe Rauschen des Stromes war. Ich erkannte meinen Philipp. Ich beobachtete ihn; das Ding war nicht ganz geheuer. Als er mit dem einen Fuß aufs Geländer sprang, packte ich ihn am Arm: „Was ist?"

„Lassen Sie mich, wen geht's was an?" herrschte er; dann, als er mir beim Schein der nächsten Laterne ins Gesicht schaute: „Du?! Freund . . . du kommst mir jetzt ungelegen."

„Aber zur rechten Zeit, wie ich glaube."

„Laß mich fahren, Bettler gibt's noch genug."

„Du hast verloren?"

„Alles."

„Und darum willst du da hinab? Ja, Philipp, weshalb ladest denn du mich nicht ein, mit dir zu kommen?"

„Hast du auch verloren?" fragte er; sein Ton erstarrte fast. „Nein, du wirst doch nicht auch spekuliert haben?"

„Du hast mir's doch so angelegentlich geraten."

„Du wirst . . . ! Um Gotteswillen, du wirst doch nicht auf mich gehört haben?"

„Warum denn nicht? Du hast mir's ja so gut gemeint."

Er forschte mir ins Gesicht: „So sieht einer aus, der sein Vermögen verloren hat?"

Und ich entgegnete: „Ja, sein ganzes kleines Vermögen, das er durch die Jahre mit Fleiß erworben, mit Fleiß erspart hat! Und wenn er nun zu dem lieben Mädchen gehen muß und sagen: Kind,

mit unserer Heirat ist es nichts. Ich bin ganz und gar vermögenslos, ich bin mutlos, ich bin leichtsinnig gewesen, mein Leben ist verspielt! Und das deine auch. Dann fluchen, weinen, verzweifeln! Und das, Philipp, hast du auf dem Gewissen!"

Da er solches von mir hörte, wollte er mit Gewalt ausreißen und hinab. Ich zog ihn zurück, daß er mit dem Rücken auf die Brücke fiel. Dort blieb er liegen und hub zu schluchzen an.

„Du armer Mensch," stöhnte er. „Also auch dich, auch euch hab' ich unglücklich gemacht!"

„Hättest unglücklich machen können, solltest du sagen. Wisse nur, daß ich deinen Rat nicht befolgt habe. Mein bißchen Geld liegt noch in der Sparkasse und ist wieder um hundert Gulden mehr geworden. Und du packe dich jetzt zusammen!"

Mit Mühe habe ich ihn in meine Wohnung gebracht. Dort tranken wir Bier und rauchten Zigaretten. Und dann sagte ich, auf den Strom anspielend: „Es geht uns ja eigentlich recht gut, wir sitzen beide im Trocknen."

„Aber sage, Freund, was soll ich denn jetzt machen?" fragte er. „Denn hin ist alles, mein Geld und mein Landgut. Nur noch beim Käsehändler sind sie zu verwerten, diese Wertpapiere."

„Haben sie nicht eine leere Rückseite? Die meisten, ja? Siehst du, am Ende ist's doch noch ein gutes Papier. Du warst einmal schriftstellerisch tätig, wie mich dünkt."

„Laß die Torheit ruhen! Ich war den Verlegern immer zu idealistisch.“

„Aha, bis du auf die Wucherzinsen verfielest! Höre mal, Philipp: idealistisch sind die Herren immer nur, solange sie keine Erfahrung und kein Geld haben. Schreibe einen Roman: Wie ich arm wurde! Vielleicht wirst du damit wieder reich. Schreibe deine Erlebnisse, deine ganze Dummheit hinein. Auch meine Liebesgeschichte schenke ich dir dazu. Du kannst den Bräutigam auf der Börse spielen lassen und das Brautpaar unglücklich machen, wenn es dir Vergnügen macht, nur müssen sie später wieder glücklich werden und sich kriegen, natürlich. Im Roman kannst du meinetwegen auch ins Wasser gehen, wenn es unumgänglich notwendig ist; ich rette dich sehr gern mit dem größten Heldenmut und nach der Trauung kann mir der Bezirkshauptmann die Rettungsmedaille an den Rock heften. Das wirkt großartig und daraufhin kann der Verleger um tausend Exemplare mehr drucken lassen.“

„Nun bist du wohl fertig mit deinem Spott! Mit deinem schlechten Spott!“ rief er zornig aus. „Mein Lieber, die Federfuchsereien will ich schon solchen überlassen, die zu sonst nichts zu brauchen sind, verstehst du? Ich will mein Brot redlich erwerben, mit Arbeit!“

Stand er groß da! Und ich klein. Doch war ich zufrieden, ihn soweit zu haben.

Am nächsten Tage, bei der Hochzeit, war er leidlich vergnügt. Und heute nach dreißig Jahren?

Ob der Philipp mehr oder weniger Geld hat, darauf kommt's ihm nicht an. Seine Rede ist so: „Hätt's nicht gekracht, dazumal, so wäre ich ein Geldlump geworden." Nun ist er ein arbeitsamer Mensch geworden.

Also eine moralische Geschichte für Kinder!

Na, na, man braucht Ihm's nicht nachzumachen; wer lieber ein windiger Geldlump ist und beim ersten Malheur auf die Brücke läuft: ganz nach Belieben.

Unsere sieben Sachen.

Also was sollen wir erstreben und was sollen wir haben? Es geht der Spruch von den „sieben Sachen“. „Hast du deine sieben Sachen?“ fragte mich meine Mutter, wenn ich gerüstet für den Schulweg war. „Die haben ihre sieben Sachen beisammen!“ heißt es von Leuten, die sich ein Vermögen erworben. Man soll also sieben Sachen besitzen. Aber welche sieben Sachen! Wenn der Schulbub sein Buch mit hat und sein Sacktuch und seinen Taschenfeitel und sein Stück Brot, so ist er zur Not ausgerüstet, er braucht nicht einmal sieben. Ja es gab Zeiten, wo selbst von den vieren mir eins oder das andere abging. Der Wohlhabende, der Reiche braucht allerdings sieben, aber auch nicht mehr. Das Kleid, das Dach, den Tisch, das Bett, die Seife, das Werkzeug, das Spielzeug. Das ist alles, was ein Mensch braucht; nicht bloß der Wilde, auch der Kulturmensch kommt damit aus. Er kommt nicht bloß damit aus, er hat einen Überschuß. Mit den genannten sieben Sachen, was eben dazu gehört, deckt er seine Bedürfnisse, seinen Erwerb, seine geistigen und künstlerischen Forderungen, denn zum Werkzeug gehört für den geistig Arbeitenden das Buch, zum Spielzeug Theater, Mu-

ist, gehören alle Künste und Vergnügungsstätten. Mit dem Spielzeug wird ihm so vieler Tand zugestanden, daß es schon bedenklich ist.

Die meisten Leute klagen, daß sie zu wenig Sachen hätten, weil sie deren wirklich oft nicht sieben haben. Wenigstens nicht die sieben gewissen. Aber ich kenne auch reiche Leute, die klagen. Nicht über zu viele Sachen klagen sie, über diese Last hört man niemanden jammern, und doch läuft vieler Jammer darauf hinaus. Sie klagen über die Verwaltungs- und Erhaltungsmühen, über die Sorgen, klagen über die Unruhe ihres Lebens, über Mangel an Behaglichkeit, an Gemütlichkeit, an Zeit für ein ruhiges Zusichselbstkommen. Woher kommt dieses Ungemach? Sie haben zu viel Sachen.

Leser! Halte einmal Umschau über deinen Besitz. Vieles ist, das dir Freude macht. Aber ist nicht am Ende auch vieles vorhanden, das dir mehr Sorge macht als Freude, mehr Last als Lust? Du hast eine Wohnung mit vielen Zimmern, die angefüllt sind mit schönen Dingen. Wie oft ist es denn, daß du diese Dinge mit Freude betrachtest, daß du recht einfältig glücklich in ihrem Genusse schwelgen kannst? Zumeist begnügst du dich damit, daß fremde Leute ihren heimlichen Neid in laute Bewunderung umsetzen: „Ah, haben Sie aber schöne Sachen!“ Das ist oft so ziemlich die ganze Genugtuung für deine Sorge, daß die Dinge nicht verderben, für deinen Ärger mit den dienenden Geistern, deren du bedarfst, um sie täglich in Ordnung zu halten, für den Zorn,

wenn etwas zerbrochen wird oder abhanden kommt, oder wenn ein Gesindemann oder Händler dich bei diesen Dingen übervorteilt. Besinne dich nur einmal, die vielen schönen Sachen belasten dich, verkümmern deine Freiheit, deinen Humor, deinen leichten Sinn. Und bedenke, wenn du erst gar Landhäuser und Schlösser hättest! Eins für das Frühjahr, eins für den Sommer, eins für den Herbst zum Aufenthalt, und Stadtwohnungen in Wien, Prag, München. Auch in Paris wünschst du dir eine bessere. Welche Unruhe das ganze Jahr, das Einpacken, Auspacken, die Reise hin, die Reise her. Eine Freizügigkeit, die näher besehen nichts ist als eine recht ärgerliche Gebundenheit an den Besitz, an Leute, die ihn dir herrichten und hüten helfen. Dein ganzes Denken und Interesse geht auf deine Besitztümer, auf ihr Erhalten und ihr Vermehren, und jedes Mißgeschick damit macht dir Kummer und täglich zitterst du vor dem Verlieren von etwas, das du — nie besessen. Wem gehören denn die Dinge, dem, der sie hat, oder dem, der sie genießt? Frage dich, wieviel du von deiner Habe wirklich genießest, mit Behagen und Freude genießest? Prassen, verschlemmen, das meine ich nicht, das ist nicht genießen. Sich damit protzen und prunken, das meine ich auch nicht, ich meine einen Genuß, der Freude, Gehalt und Wert in dein Leben bringt. Wie weniges von unserem Besitz genießen wir in diesem Sinn. Das allermeiste liegt wie tot um uns herum und wartet, bis wir dahin sind, dann bekommt es Füße, fliegt in alle

Motten und sucht wieder andere zu Essen. Die Dinge besitzen mehr uns, als wir sie besitzen, sie bestimmen unser Leben, beherrschen unser Gemüt, tyrannisieren unsere Neigungen. Nur das allein ist unser Eigentum, das sich uns anpaßt, unserem Charakter, unserem höheren Willen gehorcht, das mithilft, uns selbst zu finden aus uns heraus. Die Dinge, die wir besitzen, dürfen niemals Selbstzweck sein, sondern Mittel und Werkzeuge zur Erhöhung unseres persönlichen Wesens. Wenn ein Bild in unserem Zimmer, das geheimnisvoll Walten geschildert hat, uns nicht ein seelisches Wohlbehagen verursacht, so ist es das Aufhängens nicht wert. Wenn ein Gebrauchsding, das alle zehn Jahre einmal angegangen wird, Tag für Tag vor Staub und Motten zu schützen ist, wenn der persische Teppich nicht genug gepflegt werden kann, als daß ihn die Schaben fressen, wenn täglich der Haus mit Staublappen ist, weil sie Porzellanwaren nicht fleißig genug reinigen oder gar durch Ungeschicklichkeit gefährden, dann sind diese Dinge kein Gut, sondern ein Übel. Anstatt daß wir sie aufbrauchen sollen, brauchen sie uns auf. Es gibt Leute, die wirklich nur ihren Sachen wegen leben. Mir ist eine alte Frau bekannt, eine Witwe, die aus besseren Zeiten her nichts besitzt, als eine Menge von alten Möbeln, Bildern, Spiegeln, Vasen, Decken, Wäsche, Teppiche u. s. w. Sie braucht daher eine großräumige Wohnung, um alles unterzubringen. Sie selbst wohnt nicht in dieser Wohnung, sondern sucht sich in anderen Häusern herum als Bedienerin und Wäscherin das Geld mühsam zu ver-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

I.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]“

III.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

in [illegible] und Seide herumgehen, radeln und reiten. [illegible] — [illegible], nein! [illegible] durch alle [illegible] [illegible], die für junge Mädchen [illegible] werden!"

Darauf der Chef: „Wissen Sie nicht, daß der [illegible] unserer [illegible] nicht Rechnung getragen werden soll? Daß man bei einem [illegible] Kinde [illegible] alles Wissen und Verstehen [illegible] kann?"

Der Doktor: „Ein Mädchen, das [illegible], ist kein Kind mehr, seine [illegible] [illegible] Wissen und Verstehen zu. [illegible] [illegible] mit solchen Sachen kommt, so [illegible]. Ein [illegible] Mädchen wird der Männerwelt mit weit größerer Zurückhaltung begegnen als ein [illegible] Backfisch, dem immer das [illegible], einen [illegible] Jüngling im Herzen zu tragen. ‚Pfui!', sagen Sie. [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] und den [illegible]! [illegible] die [illegible] [illegible] mit ihren [illegible]! [illegible] in [illegible] muß gebracht werden. Da ist die [illegible], [illegible] wird der [illegible] auf das [illegible] gehalten, aber die [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? [illegible] der [illegible], der ein Mädchen [illegible] will? [illegible] die [illegible], mein Herr, daß man der Jugend das [illegible]

von seinem [illegible] Stolz verliert, aber er darf nicht bis zur Stumpfheit domestiziert werden, er muß immer noch das menschliche Leben sein. Soll Ihnen eine Abschreckungstheorie nützen, so mag es eine [illegible] gespielt sein. Schildern Sie dem jungen Manne die Sünde abschreckend, so wird er's nicht glauben, denn sie wird es Ihnen zu [illegible] meinen, daß sie [illegible] sein. Schildern Sie ihm die unheilvollen Folgen, so wird er sagen: [illegible] man gern sagen, daß die [illegible] Engel seien, — gut, so mache man nur den [illegible] heraus, daß viele [illegible] gefallene Engel sind, unglückliche Geschöpfe, die in [illegible] Verantwortungslosigkeit ihr Leben verspielt haben. Zeigen Sie dem reifen Mädchen und den jungen Söhnen [illegible], nicht leicht auf [illegible] Gedanken kommen. Meine Meinung ist: fort von aller Heimlichkeit und fort von allem [illegible] Gedanken in der Literatur. Ich halte es für kein gutes Zeichen, daß man jetzt überhaupt wieder [illegible] wird. [illegible] ist das [illegible] Recht und das [illegible] Verhältnis und manche Schriftsteller wird in ihren alten Tagen eine Moralpredigt. [illegible] ist [illegible] auch zu [illegible] Zeit [illegible]: man will [illegible], nur die offene, reine Wahrheit nicht, nur die schlichte, [illegible], menschliche Wahrheit nicht. Schildern einmal die Dirne, wie [illegible] und wie [illegible] sie ist, schildern Sie in ihrer [illegible], schildern [illegible], — und Sie werden unvergleichlich mehr [illegible] gegen sie [illegible], als wenn Sie [illegible] in [illegible] [illegible] schildern

durch die Blume spricht. Das verabscheuungswürdigste aller [illegible] ist das [illegible]. Wenden Sie sich das [illegible] alte Sprichwörter: „Das [illegible] ist alles [illegible], das Schweigen ist alles [illegible]!"

„Aber mein Gott, Doktor!" unterbrach der Chef, „Ihre Prinzipien! Sie schaden uns ja alle Operationen geschäftlich. Bedenken Sie, mein Blatt ist ein Geschäft. Wir haben große Konkurrenz, wir müssen dem Geschmack der Menge entsprechen, wir dürfen nicht eine Zeile bringen, die bei irgend einem Leser Anstoß erregen könnte. Man muß die Leute nehmen, wie sie einmal sind, anderen Menschen wie sie [illegible] nicht. Und dann: ein Tag liegt ja bei einem Feuilletonisten überhaupt nicht. Trotzdem sehe ich ein, daß jede Nummer reich illustriert ist; Bilder regieren den Tag. Tage von großen Namen [illegible] sich nicht mehr, aber die Illustrationen [illegible] sich. Glauben Sie mir, Doktor, ich kenne das Geschäft!"

„Es ist die höchste Zeit!" sagte jetzt der Doktor und begann an seinem Tische zu kramen. „Es ist die höchste Zeit, daß ich zusammenpacke. Auf das Äußerste könnte ich Ihr Geschäft schädigen. Ich bin kein Abonnentenmagnet und kein Bilderangler, ich bin nur ein Schriftsteller und habe so meine bescheidene Auffassung vom Literatur. Ich bitte, mein Herr, sich nicht zu bemühen; ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!"

Die Sünde des Verschweigens.

Neben diese Geschichte habe ich einmal einen Vortrag gehalten, und da wäre mir beinahe etwas passiert. Die Männer wollten mich steinigen und die Frauen wollten mich küssen. Daraus ergab sich allerdings eine einfache Taktik: Ich verwies die [illegible] Frauen an ihre Männer, und ließ diesen die Steine halten, um ihre Hände zu beschäftigen.

Nämlich, die Sache ist die: Es handelt sich um eine Inschrift, die mir irgend einmal von irgend wem aus irgend einem Grunde zugeflossen, und die ich einfältiger Weise zum Vortrag gebracht hatte, während sie ein tiefes und sehr wichtiges Geheimnis war. Wichtige Geheimnisse, die nicht weitergegeben werden sollen, muß man natürlich bewahren lassen, also lautet jene Inschrift wie folgt:

Nachdem sich die Glocken des jungen Paares zwei Tage verschlossen waren, erwartete ich von ihr — meiner Tochter — einen Brief. Solche Briefe kommen doch halt [illegible] und sind gewöhnlich voll Glück. Aber ich wartete umsonst. Vielleicht hatte sie von der Glückseligkeit [illegible], wollte sich von ihrem Glück nicht zu [illegible], denn wenn man mit dem geliebten Manne nach Italien geht, und zwar das erste Mal,

du kann man schön was erzählen. Ich hatte mich einmal zu leicht in die Sache gefunden; daß der Witwer-Posten man vereinsamt sein wird, daß er außer der alten Dienstmagd niemand um sich hat, daß das Haus wie ausgestorben ist, wo sonst aus allen Ecken ihr [illegible] Lachen geklungen, wer denkt daran. Adieu, Papa! und abgetan ist's. Aber um mich handelt es sich nicht. Vom neunzehnjährigen Mädel wollt' ich erzählen, das schon auf der Hochzeitsreise den Alten gründlich vergessen hat, der doch auch einmal Freude und lieber [illegible] gewesen worden ist. Es vergehen Tage, es vergeht die Woche und der Briefträger hat nichts. Man spricht von Unzuverlässigkeit der italienischen Post, aber mein Gott, in den ersten Tagen sind sie doch noch in Triest gewesen. Dann auf Venedig, Mailand, vom Gardasee schreibt der Schwiegersohn doch Ansichtskarten. Es wird doch nicht alles verloren gegangen sein.

Glück — o du süßes heiliges Glück! — als ich meine achtundzwanzigjährige Marie so auf die Hochzeitsreise geschickt, da hat sie schon am zweiten Tage ihren Eltern einen Brief geschrieben, der noch vorhanden ist, um mich immer traurig lächeln zu machen. Sie kann nicht [illegible] genug. Ihr Mann ist noch tausendmal lieber, als sie hatte ahnen können, die Aufmerksamkeit, die Zuvorkommenheit, die Güte selbst! Ein herrlicher Mann, das Ideal eines Mannes! — [illegible] hat einen Briefsteller mit, und [illegible]

[illegible]

III

Mein Herzblättchen schreibt gar nicht. Mir wird am achten und neunten Tage unheimlich. Unglücksfälle müßte man doch in den Zeitungen gelesen haben. Wenn sie nicht verheiratet gewesen wären, hätte man an eine Entführung denken können. Ich habe mein Gewissen erforscht, vielleicht hatte ich die Tochter irgendwie verletzt. Nein, beim Abschiede war sie so sehr in des Gatten Arme und Nacken verschlungen, daß der Geistlichen nicht geringe Mühe hatte, den Knoten zu lösen. Und jetzt vergessen! Am zehnten oder zwölften Tage begann mir der Briefträger bereits auszuweichen, denn ich wurde unangenehm. Die alte Kunigunde jammerte über meine Appetitlosigkeit und gab der Stadtluft die Schuld. Ich wagte mich nicht ins Freie, damit ein plötzlich einlaufender Expreßbrief oder eine Depesche mich ja sicher zuhause treffe. Endlich merkte die Alte doch den Grund meines Kummers und gestand mir zögernd, sie *habe* einen Brief? Einen Brief von dem Fräulein, das heißt, von der jungen Frau. Am zweiten Tage sei er geschrieben worden in Triest und an sie gerichtet. Man kann sich denken, wie ich über die arme Person hergefallen bin! Was es denn sei? Krank? Gefährlich?? — Ich möge nur selber lesen! Auf die Kommode legt sie den Brief und dann wie der Wind zu der Tür hinaus.

Nun, also — den Brief habe ich gelesen. Am Tage der Verlobung sollte man ihn jeder Braut — Nein, doch nicht. Gott, was ist der Mann für ein — für ein herrliches Wesen! Im gleichen Alter, sagen wir, mit ihr, der Braut, und welch ein Unterschied:

der Wolf und das Lamm. Wenn in der Abschiedsstunde der Vater den neugebackenen Schwiegersohn beiseite zieht und zu ihm sagt: „Sohn, mein Liebstes übergebe ich dir, deinem Schutz, deiner Diskretion. Sie ist noch ein Kind, kaum aufgeblüht. Denke dran!" So antwortet der junge Mann begeistert: „Gewiß, Papa!" Aber verstanden hat er's nicht, was der Vater gemeint. Ausnahmen wird es ja geben, wo die Liebe nicht alle Güte aufgefressen hat, wo die Leidenschaft, oder gar nur die Eitelkeit nicht alle Vernunft und Rücksicht verdrängt. Aber der Mann, wie er als Gattungsgeschöpf durch die Welt läuft, er glaubt nicht daran, daß auch die Stunden nach der Hochzeit dem — Menschen gehören, der Züchtigkeit, der Frauenehre! Unter Junggesellen, die samt und sonders in dieser Angelegenheit sehr dumm sind, gehen allerhand theoretische Anschauungen und Vorurteile, wie der Mensch überhaupt nie so dumm ist, als wenn er in Theorie macht. Die Seele des Weibes bleibt sicherlich um runde zehn Jahre länger rein, als die des Mannes. Das heißt, in den meisten Fällen bleibt sie es immer.

Wenn ein Vater sein wohlerzogenes Töchterlein in jungen Jahren verheiratet, wird er mit dem Bräutigam ein deutliches Wort sprechen müssen. Hier einmal, Karl? Zur Ausstattung gehört auch ein klein wenig Knigge, oder vielmehr ein Nachtrag zu demselben. Geleite vom Hochzeitsmahl hinweg dein junges Weib in ihr heimatliches Gemach und plaudere mit ihr von der verrauschten Hochzeit und von den Plänen der

Zukunft. Und wenn die Zeit zum Schlafen kommt, so sage ihr freundlich gute Nacht und gehe auf dein Zimmer. Solltest du am zweiten Abend etwas länger bleiben und das Gespräch verinnerlichen und den Kuß verlängern, so wird dir die junge Frau das nicht verübeln. Allmählich wirst du deine Rechte ja sanft erobern, aber hüte dich vor Rücksichtslosigkeit! In dem Augenblick, da du einer solchen verfällst, zerspringt in dem reinen Weibesherzen eine Saite, die nimmer mehr aufgezogen werden und deren Fehlen die Harmonie eines ganzen Lebens beeinträchtigen kann! Höher vermagst du dein Weib nicht zu ehren, inniger kannst du ihre Dankbarkeit nicht wecken, als wenn du in der ersten Zeit eures Beisammenseins zarte Rücksicht übest. Eine solche Liebe wird sie dir eher und süßer besiegen, als alle anderen Mittel. Nimm sie nicht eher, als bis sie selbst den Arm um deinen Nacken schlingt.

So deutliche Worte dürfte der Bräutigam ja wohl verstehen und sie müßten ihn stutzig machen, müßten ihm zum Bewußtsein bringen, daß es eine üble Gepflogenheit ist, den Hochzeitstag mit Tränen der Empörung und Verzweiflung des geliebten Wesens zu krönen.

Wie kindlich spricht sie am Altare ihr Ja, meist ohne zu ahnen, daß sie damit einen Shylockschein unterschreibt, der schon in den nächsten vierundzwanzig Stunden bezahlt werden muß. Aber der Jude, der ihn präsentiert, ist nicht schlau, einige Tage später würde der Schein mit viel höherem

Zinsen eingelöst werden. — Der Mann möge bedenken, daß einmal eine Zeit kommt, wo sie auf auf ihrem Rechte fußend ihn bankerott machen kann und er ihrer Gnade dann so bedürftig sein wird, als sie nun der seinen.

Die Vorrechte des Mannes schrumpfen übrigens recht sehr zusammen bei Erwägung, wer in der Ehe die größeren Opfer zu bringen hat, was schwerer ist, Vater oder Mutter zu werden.

Möge man einmal aushorchen, was Frauen über die ersten Stunden glücklichen Alleinseins mit dem Angetrauten für eine Meinung haben. Sie sprechen davon. Die einen sagen, es sei die schrecklichste Stunde ihres Lebens gewesen. Die anderen gestehen, nie hätten sie geglaubt, so tödlich hassen und verachten zu können, als zu jener Stunde. Und noch andere versichern, daß es viele Wochen und Monate bedurft hätte, um in ihrem Gemüte die Verwüstung wieder auszugleichen, die dieser fürchterliche Zertrümmerungssturz des Ideals angerichtet. In mancher Frauenseele ist der Schaden überhaupt nicht mehr gut zu machen. Es sind Ehefrauen bekannt, die nach der Brautnacht die Flucht ergriffen haben und kaum wieder zu bewegen waren, in das Haus ihres Eheherrn zurückzukehren. Was auch Männer über die Frauen für eine Meinung haben mögen — ich glaube, daß sie sich in den meisten Fällen irren.

Nun zum Briefe meiner Tochter. Was hat sie mit so flüchtigen Worten und zitternden Zügen der alten Haushälterin geschrieben?

Liebe Kunigunde!

Hier angekommen glücklich, das kannst Du dem Vater sagen. Heute früh, er schlief noch, rasch angezogen und das Hotel verlassen. Jetzt irre ich umher in der fremden Stadt; wie eine Verworfene komme ich mir vor und kann keinem Menschen ins Gesicht schauen. Auf einer Gartenbank schreibe ich das, was ich dann tun werde, weiß ich nicht. O mein Gott, wer hätte ahnen können, wie falsch, wie roh dieser Mensch ist. Zwischen uns ist alles aus, nie könnte ich ihn lieben. Niemanden weiß ich, gute Kunigunde, und auch dir kann ich nichts sagen. Mein armer Vater! er soll es nie erfahren, wie unglücklich ich bin. Wie habe ich diesen Menschen geliebt, und jetzt ein solches Erwachen! Es ist nicht zu fassen. Vor Wochen habe ich in einer Zeitung von einer Gerichtsverhandlung gelesen, aber damals nichts verstanden. Wahnsinn — anders kann ich mir's nicht denken. Gott, da kommt er und sucht mich. Ich will nach Hause zu euch. Vater noch nichts sagen. Albertine.

Das also war meiner Tochter erste Nachricht von ihrer Hochzeitsreise.

Als sie nach drei Wochen zurückkehrten, waren sie verändert. Er übertrieben artig, sie kühl und wortkarg, sowohl gegen mich, als auch ihren Mann. Seither sind über zwei Jahre vergangen. Die beiden Leute leben ruhig nebeneinander hin, ich möchte sagen, ohne Freude und ohne Leid. Aber letzteres dürfte

kaum stimmen. Ich warte noch immer vergebens auf den Enkel. — —

So die Zuschrift, die ich damals zum Vortrag gebracht und die mir beinahe Steine und Küsse eingetragen hätte. Jetzt ist das freimütige Wort gedruckt — ich erwarte bloß noch die ersteren.

Das entlaufene Jungweib.

In der Plessenhube saßen sie um den großen Tisch herum und taten Sauerkraut essen. Sie taten es behäbig und schweigend. Zum Sauerkraut gehört Speck aber nicht Schwätzen. Wer tief eindringen will in das, wie gut Speckkraut ist, der muß alles sonst beiseite lassen, er darf nicht denken und nicht sprechen, er muß inbrünstig Speckkraut essen. —

Doch aber war es, daß die Plessenhuberin mit ihrem Löffel plötzlich stillstand mitten auf dem Wege zwischen Schüssel und Mund. Ihr Blick schaute zum kleinen Fenster hinaus auf den Anger. „Uh", sagte sie, „da geht die Walpa daher. Die Spinnradel-Walpa. Sie ist's. Und was sie für ein großmächtiges Bündel schleppt."

„Sie wird ihrem jungen Mann halt Sachen zutragen", meinte der Plessenhuber, dieweil er seinen Löffel senkrecht auf den Tisch stemmte und auch zu gucken anhub. Obschon der die Seinige noch nicht gar lange hatte, lugte er doch gerne auch ein wenig nach anderen Weibsleuten aus.

„Zutragen? Schon eher wegtragen", sagte die Bäuerin. „Sie geht von ihrem Schmiedehaus weg, statt hin."

„Sie kommt zu uns", rief der Junghirte am Rande der langen Bank. Der Knecht an der anderen Seite braucht bloß jäh aufzustehen und der junge purzelt hin. Aber so was kommt nicht vor beim Speckkrauteſſen.

Die Spinnradel-Walpa. Im ganzen Tal hob jeder und jede den Kopf, wenn die Walpa in Sicht kam. Ein ungefähr fünfundzwanzigjähriges Weibsbild war's. Wer sie dem Gewand nach ansah, der hielt sie leicht für vierzig, wer ihr zwischen den weit vorstehenden Rändern des braunen Kopftuches ins weiße Gesichtlein zu gucken Schick und Glück hatte, der gab ihr zwanzig und nicht mehr. Ihre Eltern hatten das Schachenhüttel besessen, sie waren arme emsige Arbeitsleute gewesen, nun aber schon gestorben. Von ihren zwei Schwestern war die eine als Kind gestorben, die andere bei einer Flußüberfuhr verunglückt. So war die Walpa allein übrig geblieben, hatte das Schachenhüttel geerbt und sich mit Spinnen und Strümpfstricken und mit einer kleinen Kartoffelzucht ernährt. Alles wunderte sich, daß sie mit so Geringem auskam und man versah sie gerne mit Werg und Wolle, weil sie gar so gewissenhaft arbeitete und nicht einen Faden für sich zurückbehielt. Sie hatte das auch nicht nötig. Wie sie die Stiefel ihres Vaters trug, so gewandete sie sich mit den Röcken ihrer Mutter; immer dunkelblau und so glatt und schlank hinab, ohne Bandwerk und Faltenzier. Das war's auch, was sie vierzig Jahre alt machte. Trotzdem kümmerte es die Burschen des Tales, daß

die Walpa so ganz allein in ihrer Schachenhütte lebte und mancher versuchte es, ihr Gesellschaft zu leisten. Er versuchte es aber nur einmal. Er kam gerne zurück und brummte unmutig: „Das ist eine!“ Aber was für eine, das sprach er nicht aus.

Der Dorfschmied Sebast ging zur Zeit auf Freiersfüßen; die waren hübsch schlank und machten große Schritte, aber den letzten, wenn er ins Haus einer Schönen trat, allemal vorsichtig. Er kam gewöhnlich bald wieder hervor, denn die Dirnlein waren ihm zu verliebt. Er konnte den Baum nicht sanft genug schütteln und schon fiel ein Apfel herab. So ein frühfälliges Obst hält nicht, ist bloß was zum Naschen, aber nichts zum Einlegen fürs Haus. Anders die Spinnradel-Walpa. Da ließ sich's schütteln, es fiel nichts. Das schien ihm etwas zum Einlegen fürs Haus. Er warb um sie. Sie fragte zurück, was sie mit ihrem Spinnrade wohl in der Schmiede zu tun habe. Er deutete es nicht schlecht aus, daß zum Harten sich das Zarte geselle, zum Eisen sich die Wolle. Er erklärte, daß der Mensch bei Hammer und Amboß nicht zufrieden sein könne für die Länge, daß auf den Tisch weiße Linnen und ins Bett milde Kissen gehören. Sie sah das ganz gut ein. Sie dachte, daß es eigentlich auch nichts rechtes sei, wenn man bloß für sich so hinlebe, sein Verdienst selber verzehre, wobei niemand ein Dankdirgott gibt und niemand eins nimmt. Sie sagte das einmal geradeso ihrer Freundin, der Plessenhuberin. Und daß es am Ende doch netter sei, für wen zu sein und zu schaffen, den

man gern hat. „Ja", antwortete die Bäuerin auf der Plessenhube, „du wirst es erst noch sehen, was das für ein Glück ist, wem zu gehören und wen zu haben. Es ist gerade, als würde man ein doppelter Mensch; doppelt so stark und so schön, und wenn eins in der Ohnmacht liegt, so ist noch das andere da und wacht. Ja, Walpa, du wirst es noch sehen, was das für ein Glück ist."

So hat die Schachenhütterdirn dem Schmiedmeister Sebast ein ruhiges Ja gesagt. Sie nehme ihn. Wie er ihr vorkomme, ein ehrenhafter Mann, ihm vertraue sie sich an.

Es war ein stattliches Paar, als sie nebeneinander aus der Kirche schritten. Sie in ihrem schneeweißen Kleide mit dem Rosmarinzweig im braunen glattgekämmten Haar sah freilich aus wie ein zartes, schlankes Mägdlein von neunzehn Jahren. Der stämmige Bräutigam daneben mit dem braunen, gutmütigen Gesicht nahe den Dreißigern. Die Burschen tuschelten einander zu: Wie es der wohl angegangen sei, daß er sie drangekriegt habe! Einer wollte seine besondere Meinung kund tun, da redete der alte Nachtwächter drein: „Leut', da find' ich nichts dran. Wenn er das hart' Eisen nicht kunnt bearbeiten, dann wär er kein Schmied!"

Seit dieser Hochzeit waren drei Tage vorbei, heute, als die Plessenhuberin durchs Fenster die Spinnradel-Walpa mit dem Bündel vom Schmiedehaus her gegen die Plessenhube gehen sah. Als die Walpa vom Wege abging und gegen die Haustür

trat, wischte die Bäuerin ihren Löffel rasch mit dem Tischtuch ab, legte ihn hin und ging in die Vorlauben der Ankommenden entgegen.

„Lachen wirst, Hanel, daß ich auf einmal da bin mit Sack und Pack.“ Mit diesen Worten war die junge Schmiedefrau der Bäuerin entgegengetreten.

„Das wär' nicht zum Lachen, wenn's deine Sachen wären!“ gab die Plessenhuberin zur Antwort.

„Was denn? Wessen sollen sie denn sonst sein? Hast ein bissel Zeit für mich?“

Wo wäre das Weib, das nicht Zeit hätte, wenn die vertraute Freundin nach der Hochzeit das erste Mal kommt!

Die Bäuerin rief in die Küche, man möge den Brennsterz auftragen, auf sie brauche man nicht zu warten. „Am besten, wir gehen ins Kammerl hinauf“, sagte sie vergnügt und wollte der Freundin das Bündel abnehmen, was diese nicht zugab. Oben im Dachkammerl auf der Flachstruhe setzten sich zusammen. Die Bäuerin zog am Fensterchen den roten Vorhang zu, falls es die Sonne nicht sollte sehen dürfen, was die Schmiedin nun auspacken würde. Diese packte vorderhand gar nichts aus, sondern lehnte sich an die Ofenkante und hub an zu schluchzen.

„Jesses Maria! Aber Walpa, was hast denn?“ pfauchte die Bäuerin. „Hat's was geben bei euch?“

Die Schmiedefrau schüttelte den Kopf und dann: „Kann nichts sagen. Mußt dir's selber denken. Schuld bin ja ich. Daß ich mich so geirrt hab'. Mag ja ein guter Mensch sein, kann sonst nichts sagen. Nur das.

Nur das, wenn's nit wär'! Das hätt' ich nie gedacht, daß mir einmal so was sollt zustehen. Wo er sonst die Gutheit selber ist. Na, es laßt sich gar nichts reden."

Erschrocken fragte die Bäuerin: „Hat er was Schlechtes getan?"

„Ja, leicht wohl, meine liebe Hanel! Es steht so, daß wir uns nimmer ins Aug' schauen könnten. Die zwei Nächte bin ich in der Küche gelegen auf dem Herd. Weiß nicht was ich tu', wenn ich neben seiner muß leben. Derweil hab' ich zusammengepackt. Er weiß noch nichts davon. Mein Gott, erbarmen tut er mir auch noch. Muß es denn sein? Mir geht's halt einmal gegen die Natur. Eine Stunde lang hab' ich Erbrechen gehabt. Ich weiß nicht — am liebsten wär' ich hinaus bei der Nacht und in den Hammerbach gesprungen."

Die Bäuerin saß schon lange nicht mehr auf der Truhe. Sie stand vor der Freundin, schlang die Finger ihrer Hände in einander und flüsterte nun mit ganz verzerrten Mienen: „Ich bitt' dich um Tausendgottswillen. Wenn ich dich recht verstehe?"

Da stellte die Walpa mit aller äußerlichen Ruhe die Frage: „Hanel, wie lange bist du schon verheiratet?"

Die Bäuerin stutzte ein wenig. Dann ließ sie die Hände über den Busen hinabsinken, zog an beiden Seiten die blaue Schürze an, daß sie sich um den Leib spannte: „Solange wohl schon, meine Liebe, daß ich dir heute was Erfreuliches kann anvertrauen."

Univ. Bibl. München

Das verstand die Walpa sofort. Die Achseln zuckte sie. Wenn's so ist. Wenn das so ist, dann — Ich red' lieber nichts. Der Deinige ist auch so. Und du auch. Und es ist eine Narrheit. Ich geh' wieder. Ich weiß nicht, soll ich lachen oder weinen."

Die Bäuerin ließ sie natürlich nicht. „Jetzt bin ich deutsch", sagte sie, und fast zärtlich sagte sie es: „Ja, warum hast denn nachher geheiratet?"

An der Tür kehrte die Walpa mit einer raschen Wendung sich wieder um: „Denk' dir, wie ich im Zimmer die zwei Betten sehe. Und so, daß keine Maus dazwischen kunnt schliefen."

Da begann die Bäuerin hell zu lachen. Es war anfangs nur wie ein kurzes Auflachen, dann ein wiederkehrendes Kichern, daß aber so mächtig anschwoll, daß sie sich mit beiden Händen an der Truhe halten mußte. „Ja, warum hast denn nachher geheiratet?" mußte sie dazwischen immer wieder aufschreien, um dann weiter zu lachen, noch heftiger und noch krampfhafter.

Die Walpa stand da und legte ihre Hände flach an die Ohren, als ob sie den Kopf halten, oder ihre Ohren vor diesem Gelächter verschließen wollte. „Mein Gott", sagte sie dann, „heiraten! Ich hab' mir das halt alles anders gedacht. Grausen tut mir vor diesen Mannsbildern, grausen tut mir!"

Ging die Tür auf, quixend und nur eine Spannweite, so guckte er herein und sagte: „Da ist sie ja!"

In Hemdsärmeln war er, aber das Schurzfell hatte er noch um.

„Also da ist sie ja", sagte er lachend, „ich hab's ja gewußt. Hasen, die schnell laufen, laufen nicht weit. Was wär' denn das? Wenn mir mein Weiberl tät davonlaufen, was wär' denn das?" Er legte seinen Arm um ihren Hals und schaute ihr schalkhaft ins Auge hinein. Dann sah er ihre Sachen. „Aber daß du ein so großes Bündel mit hast! Das ist ja zu schwer für dich. Schau, das will ich dir tragen." Gleich nahm er von der Bank das Bündel auf, ohne sonst noch viel zu sagen, nahm er es mit sich und ging lachend davon.

Die Walpa stand da und wußte nicht, wie ihr war. Verblüfft schaute sie ihm nach, der da so ohne weiteres mit ihren Sachen davonging, als wären es die seinen. Die Plessenhuberin stand hinter ihr, guckte über ihre Achsel nach dem schönen schlanken Menschen, der so flink die Stiege hinabschritt und dann gab sie mit beiden Fäusten der Walpa hinten einen Stoß, daß diese nach vorne taumelte und — weil sie schon in Bewegung war — nicht mehr still stand, sondern ihrem Manne nachging. Dann sind sie, der Schmied und sein Weib, mitsammen über den Anger hingegangen gegen das Dorf. Eine Zeit lang war sie hinter ihm hergegangen; dann als sie an die Zaunstiegel kamen, über die er sie mit starker leichter Hand hinüberhob, schritt sie an seiner Seite.

„Na, ich glaub's", dachte ihr die Bäuerin nach. „Wärst wohl ein Narr."

Es währte nicht zwei Tage, und da ereignete sich Folgendes: Die Plessenbäuerin hockte, mit dem

einen Bein kniend, auf dem andern sitzend, am Bach, der hinter dem Garten rann, und schwemmte Leinwand aus. Weiche Leinwand, aber man muß die Spinnerin und den Weber wegschwemmen, sonst bekommt das Kind in den Windeln das Mondsüchtige. Doch während die Spinnerin aus der Wäsche geschwemmt werden sollte, kam sie von hinten des Weges. Sie wollte der Bäuerin ausgewichen sein, wäre diese nicht von dem Flieder verdeckt gewesen. Heute hatte die Walpa kein Bündel mit, denn die Truhe mit ihrem Gewand war schon voraus, im Kohlenkarren eines Fuhrmannes. Sie hielt die Hände unter der Schürze verborgen und duckte sich im Hohlweg und unter Büschen und huschte hastig dahin.

„Wer jagt dich denn?" lachte ihr die Bäuerin zu.

Die Spinnerin-Walpa blieb betroffen stehen und antwortete: „So muß ich dir doch behüt' Gott sagen. Dasmal laufe ich weiter, als vorgestern."

Die Bäuerin riß die Leinwand aus dem Wasser, schlänkerte sie auf den Rasen hin und sagte: „Walpa, mich deucht, du bist richtig nicht recht gescheit."

„Zank' mich aus", gab diese zurück, „zank' mich nur brav aus. Weiß' eh, daß ich's verdien'. Aber ich krieg's nicht herum. Ich kann mir denken wie der Will und kann mich hinzwingen, es geht gegen meine Natur. Was ich mich selber schon hab' ausgescholten, es geht gegen meine Natur, ich sag' es dir."

„Also kurz und gut, du magst ihn nicht."

„O mein du, wenn das wär', da wär's freilich leicht. Nur zu gern hab' ich diesen Menschen,

kann dir nicht sagen, wie mir ist. Aber in Ruh lassen soll er mich. Ich will ihm eine brave Hauswirtin sein, will kochen wie er's gern hat und auf sein Gewand schauen und alles. Nur das soll er sich nicht einbilden, daß ich — Gott, wenn's nur nit so schwer reden wär!"

Die Bäuerin trocknete sich die Hände an ihrer Schürze und sagte sinnhaft: „Jetzt kommt's mir schier so vor, du hättest nichts gewußt, als daß ein Mannsbild nur zum Kochen und Gewandflicken eine heiratet. Jetzt weiß ich nur nicht, ist bei euch auf dem Hüttel wirklich allemal der Storch gekommen? Solche Narrheiten da! Na da muß man sich wirklich giften. Gern hat sie ihn und läuft davon wie eine —. Verrückt bist, Walpa, verstehst? — Dir wär' einer gesund! Alle zehn Finger möchte sich immer eine abschlecken, wenn sie so einen Mann hätte. Sei froh! Ich sag' dir nur eines, Walpa, sei froh und versündige dich nicht. Es können einmal andere Zeiten kommen. Mußt es ja rein nicht wissen, wie es die Ehemänner gern' machen. Lassen das Weib daheim allein und suchen ihre Unterhaltung anderswo."

„Was sagst?" Die Walpa horchte auf und machte einen raschen Schritt gegen die Freundin hin.

„Ja, ja! Solche, wie der deinige werden überall gut aufgenommen!" sagte die Bäuerin. „Er braucht gar nicht weit zu gehen. Ihrer ein halbes Dutzend Nachbarsmädeln haben nach ihm geplangt. Auch eine junge Witfrau —"

„Die Böckin?!" schrie die Walpa auf.

„Gelt? Na, die lauft nicht vor ihm davon, darauf kannst dich verlassen.“

Die Walpa stand ganz erstarrt da. Dann sagte sie gedämpft vor sich hin: „So! — So!“ — — Und plötzlich: „Du, ich muß laufen, daß ich den Fuhrmann einhole. Bleib' gesund.“

Dann war sie weg. Sie hatte lange zu laufen. Freilich mußte sie ihn *einholen*, den Fuhrmann, um ihm zu befehlen, er solle die Truhe ablegen, sie würde wieder zurückgeführt nach dem Dorfe zum Schmied. Einen diese Richtung fahrenden Kalkkärrner belog sie, diese alte Gewandtruhe habe sie gekauft mit Fracht, und die solle er für ein Trinkgeld beim Schmied ablegen. Als das besorgt war, schlich sie auf dem Umweg durch Au und Schachen zurück gegen ihr Haus, wo sie spät abends ankam. Die vordere Tür war verschlossen, aber das Hinterpförtlein von der Schmiede aus war immer offen. Dort schlich sie leise hinein und in der finsteren Vorkammer stand sie lange und sann, wie sie das machen solle. Wenn sie nun in die Schlafstube tritt, soll sie *es ihm eingestehen*, daß sie wieder fort wollte, oder soll sie eine Ausrede anwenden? — Am besten, sie sagt gar nichts, geht hin, nimmt ihn mit beiden Händen beim Kopf und gibt ihm einen Kuß. Und hält ihn fest und läßt ihn nicht mehr los. — Ganz heiß ward ihr hinter dem Busenlatz. Sie will sich ihm nicht mehr entwinden, will ihn festhalten, und wenn sie ihn in den Arm beißen muß! Ein Wirbeln und Sausen hub an in ihrem Kopf, bei diesem Gedanken. Starke

ungleiche Atemstöße aus ihrer Brust — so legte sie die Hand an die Türklinke, drückte an, sprang in die Stube und hin an sein Bett.

Sein Bett — das war leer. War noch nicht angebraucht worden, und stand's doch schon um Mitternacht. Eine Weile kauerte sie da, bewegungslos. Dann begann sie an den Haarsträhnen zu zerren, die ihr ins Gesicht gefallen waren, und riß zornig an ihnen herum. Machte Licht und untersuchte die Wohnung und fand nirgends den Mann.

Der ist bei der Bäckin! schrie es rasend in ihr auf, dann wälzte sie sich auf dem Bette und schluchzte und stöhnte, daß sie sich selbst bitter erbarmte. Dann ward sie ruhig und lag still dahin. Und stellte sich vor, wo ihr Mann nun sein werde. Dabei stöhnte sie, als wären die Gesichte gräßlich. Dann streckte sie die Arme aus, um ihn dort loszureißen, an sich zu reißen. So heiß war ihr, daß sie anfing, das Gewand wegzuwerfen, und dann schüttelte sie ein Frost, daß sie die Decken bis zu den Ohren zog. Die Glieder zuckten am ganzen Leib, so sehr schüttelte sie der Frost. Jetzt fiel ihr die Decke aus dem Bette, jetzt das Kopfkissen, sie langte hinaus und riß es wütend an sich, alles an sich und preßte es an den Leib und stöhnte. Aber die Bilder wollten nicht schwinden und war es doch so pechfinster. *Wenn* er daheim wäre! Die Pfeffenhuberin hat recht.

Wie, wenn sie aufstünde und sich noch einmal anzöge und ihn suchen ginge? Ja, das will sie. Nach dem Lichtzeuge tastete sie, den Leuchter stieß sie um.

Das Zündholzschächtelein fiel zu Boden. Sie zitterte und war unfähig, etwas zu tun. Das Feuer der Eifersucht hatte ihr Blut zum Sieden gebracht. So war's noch nie in ihr gewesen, das ganze Leben nicht. So laut hatte sie in ihren Schläfen das Blut noch nie hämmern gefühlt. Noch fragte sie sich: Soll das Sterben sein oder Leben? —

Plötzlich fuhr sie auf. Draußen war ein Poltern gewesen. An der Haustür klapperte der Schlüssel, die Tür knarrte auf und wurde heftig zugeschlagen. In der Vorkammer hörte sie seine laute fluchende Stimme: „Und das heißt verheiratet sein?!" — Sie merkte, daß er allein war, und daß er zornig war, und atmete auf. Sie merkte, wie er sich an den Türpfosten tastete, sie rührte sich nicht.

Ja, so war er heimgekommen, der Schmied, unverrichteter Sache. Er hatte gedacht, viel weiter als in die Pfeffenstube würde sie wohl auch diesmal nicht gelaufen sein. Aber sie war weiter gelaufen, er hatte ihre Spur verfolgt, streckenweise liebeglühend und streckenweise wütend. Und als er hinter dem Schachen ihre Spur endlich verloren hatte, und als er wahrnahm, daß die Leute, die er fragte, ihn auslachten, da schrie er der Entflohenen ein wildes Wort nach in die weite Welt und kehrt um. Daß es schon finster ward, des war er froh. Im Dorfe schlief schon alles, nur das Bäckerhaus hatte noch Licht in einem einzigen Fenster. Die Bäckin las wahrscheinlich noch an einem Roman. Romane müßte man eigentlich erleben und nicht lesen, dachte

sich der Schmied. Aber solange das Bild seiner Helga noch so heftig in ihm herrschte und seine liebenden Sinne es umkreisten, wie Falter das Kerzenlicht — solange kam die Ruhe nicht auf. — Es ist ja dumm! schnauzte er sich selber an, es ist dumm, wenn einer so an einer klebt. Hätte er sie jetzt, erst wollte er sie züchtigen, dann wollte er sie lieben. Aber das Schmiedehaus war verlassen, die Gesellen hausten in der Wohnung. Mutterseelenallein! — Und das heißt verheiratet sein.

In der dunklen Stube suchte er umher nach dem Feuerzeug. Er stieß an die Wand, an den Kleiderschragen, an das Nachtkästchen, an das Bett und dieweilen er nach dem Kerzenleuchter tastete, glitten seine Finger an weiches Haar.

„Wer ist da!" schrie er auf.

„Ich bin es", sagte sie und ihre Stimme zitterte ein wenig.

Das [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Familie ohne Autorität

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]"

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] haben, [illegible] regt sich in den [illegible] [illegible] Bild."

„Wenn aber nun der [illegible] [illegible]?"

„[illegible] [illegible] —"

„Der Verwandte?"

„Nein, mit der [illegible] [illegible] Werk."

Nun fragte der [illegible]: „Wie machen Sie aber bei einem [illegible] Kind einen Vormund ausfindig?"

„Die meisten solcher Unglücklichen sind schon durch Gemeinde und Polizei [illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

Waren, zu den lustig [illegible] [illegible] geworden. Ich gewiß, es ist eine [illegible], die sie [illegible], [illegible] euch sich an den Übrigen zu halten, dem [illegible] der Eltern [illegible] und den [illegible] [illegible] [illegible] mit den [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], es ist eine [illegible], die mit [illegible] Gewalt die [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

„Ja, sehr gut sogar," sagte der [illegible]. „[illegible] sagen Sie mir [illegible] das eine noch — [illegible] [illegible] man die Liebe?"

[illegible] war [illegible] und [illegible].

„Ich [illegible] das nicht," sagte der andere [illegible]. „Ich habe [illegible] [illegible] [illegible]."

„Aber, Sie — Sie sind doch ein Mensch!"

„[illegible] [illegible]. [illegible] sagen sie [illegible] [illegible]. Ich kann sagen, mein [illegible] war [illegible] an der [illegible]. [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]?"

— Ein alter [illegible]. Und ich [illegible] mit ihm eine [illegible] [illegible] [illegible]!)

Der weiße Richter.

[illegible]

lenden, darauf sie zu Mittag sich wie auf ein Gela legen und aus dem Zwiebelkugelnapf ihre Mahlzeit verzehren. Den Alten sehe ich in grauem Zwillichgewand, von den Steinern kaum zu unterscheiden. Die Junge aber will unterschieden sein und von den lustigen Fuhrleuten nicht für einen Stein angesehen werden. Deshalb hat sie, die Steinklopferin, gern ein blaues Mieder an und ein rotes Tuch über dem Nacken. Darauf rief ihr jener Wachführer „Guten Tag!" zu und knallte mit der Peitsche. Wenn es war, daß der alte Wegmacher weiter oben oder weiter unten mit der Radeltruhe die Straße schotterte und die Junge allein bei ihrem „Steinerschlagen" saß, daß der Wachführer wohl auch einmal die Pferde rasten ließ, setzte sich zu ihr, befühlte mit zwei Fingern den Rand des roten Tuches und fragte, was es gekostet habe. Weil aber Steinschlägerinnen das Schlagen schon gewohnt sind, so schlug sie ihn auf die Finger, — aber durchaus nicht mit dem Eisenschlägel, sondern mit der Hand, ganz glimpflich, so daß es der Zurückweisung auf Weiteres anheimzustellen lassen wollte. Ähnlich auf die Frage, ob sie das schöne rote Tuch ihm denn nicht verkaufen wolle. Er habe einen Schatz und möchte, daß der auch so rotes Schultertuch über der Brust trage. Da sprach sie, das Tuch allein sei nicht feil.

Desselben Weges kam auch manchmal ein Landwächter, so einer, wie sie vom Kreisgerichte im Lande herumgeschickt werden, um über Sicherheit und Ordnung zu wachen, wie auch, um etwaige Räuber,

Räuber und andere Missetäter eingefangen, die den Nächsten schädigen oder die gute Sitte verletzen. Der Landwächter hatte einen schwarzen Federhut auf, trug ein Bajonett an der Seite und hinten ein Schußgewehr, deren weiße Riemen sich auf der breiten Brust kreuzten, weshalb er von Leuten, denen solche Gestalten aufstößig sind, die Kreuzspinne genannt wurde. Auch hatte der Mann am Riemen ein paar Handschellen hängen für solche, denen die Einladung, im Namen Seiner Majestät freundlichst mitzukommen, nicht genügte.

So marschierte der Landwächter denn auch manchmal durch diese Gegend, um auf der langen Straße über den Teufelsberg nach dem Rechten zu sehen. Doch übernachtete er auf dem Schotterhaufen bei den Steinschlägerbrüdern und erkundigte sich, ob sie keinen Spitzbuben gesehen. Der Alte wußte keinen rechten Bescheid zu geben, denn er konnte die Spitzbuben von den anderen Leuten nicht unterscheiden, „weil's halt leider Gottes noch immer keine Spitzbubenuniform gibt." Die Jungen hingegen meinten, dem Landjäger schalkhaft zublinzelnd, daß alle Mannsbilder keine Spitzbuben, ausgenommen . . . Das machte von dem Kaiserlichen einen Knix. Nun, in manchen Stücken wollen auch die Kaiserlichen keine Ausnahme machen; und so meinte er, daß er auf dem Steinhaufen nirgends lieber sitzen sei als auf der Hochbank in der Wachtstube.

Nach einer Weile, es war schon spät, marschierte der Landwächter wieder einmal die Straße entlang

von Siebeldorf zur Kreisstadt. Er war heute in nicht geringen Sorgen. Unten auf der Halde war er dem alten Steinschläger begegnet, der die stumpf gewordenen Steinbrecheisen zum Dorfschmied tragen mußte, um sie schärfen zu lassen. Da wollte der Steinschläger über Nacht in seinem Dorfhäuschen bleiben und am nächsten Morgen wieder in den Steinbruch hinaufgehen. Der Landwächter fragte nicht weiter, obschon es eigentlich seine Pflicht gewesen wäre. Um so größer ward aber seine Besorgnis, die Junge möchte über Nacht allein — mutterseelenallein — in der Wegmacherhütte verbleiben und Gefahren ausgesetzt sein. Denn wer bürgt, daß nicht ein schlechter Schelm oder ein Zigeunergesindel des Weges kommt und die arme Einschichtige überfällt? Wem obliegt es, wachsam zu sein, das Gaunervolk abzupassen und abzufassen?

Und als er zur Hütte hinaufkam und im Fensterchen den Lichtschein sah, ging er hinein. Der unverschlossene Vorraum war eng und die Kammer mochte wohl auch nicht viel geräumiger sein. So machte er sich's bequem im Vorgelaß auf dem Brett, zog aus seinem Glanzledertornisterchen Brot, Speck und Schnaps und hielt Nachtwacht.

Und nun die Geschichte von der anderen Seite. Wohl dem, der Freunde hat, die ihn auch in der Gefahr nicht verlassen! Dem Roßführer war es durchaus nicht ein müßiges Tändeln gewesen, wenn er auf dem Schotterhaufen mit der jungen Steinschlägerin scherzte. Jetzt, als er unten beim Wirt in

Siebeldorf sein Fuhrwerk eingestellt hatte und als der alte Steinschläger in die Zechstube trat, um einen Krug Most zu trinken, obwohl weder Samstag noch Sonntag war, fiel ihm wie ein Steinschlägel der Gedanke aufs Herz: die Junge oben allein? Er verzehrte aber gelassen seinen Schafbraten, trank ein Glas Sausalerwein dazu und schloß dann mit dem Wirt ein Apfelmostgeschäft ab. „Der Most trinkt sich wie Sausalerwein", versicherte der Führer, „wirst es schon sehen, Wirt; deine Gäste werden's auch sagen." Der Wirt verstand und so war der Handel richtig. Bald darauf verzog sich der Mostführer durch das Gehöft hin und hinten hinaus und im Dunkeln die Bergstraße aufwärts. Er ging länger als eine Stunde. Es stieg über dem Waldrücken der Mond auf, den bald die Wolken verdeckten. Es strich ein lauer Wind, — Wetterwind. In solchen Nächten achtet man weder Most, Mond noch Wind; sein Herz gehörte der Freundschaft zum verlassenen Dirndl. Endlich kam er zur Steinschlägerhütte. Sie war dunkel, daneben rieselte der Brunnen und in den Fichten rauschte der Wind. Er drückte mit der flachen Hand vorsichtig an die äußere Tür: sie wich lautlos zurück. Er stand im Gelaß und horchte. Es war ganz finster, er wollte aber nicht stolpern, ihr nicht einen Schreck einjagen, wenn keiner nötig ist. Ein Zündhölzchen strich er über den Oberschenkel: da ging ihm ein Licht auf, — aber was für eins! Auf dem Sitzbrett lagen Tornister, Gewehr und Bajonett ... Na also! So wird sie ja ohnehin bewacht.

Den Augenblick, als der Wind lebhaft rüttelte an der Hütte, nahm er wahr, um die Sachen zusammenzuraffen; damit eilte er zur Tür hinaus, hastig hinan unter die Fichten.

Der Roßführer war Soldat gewesen; in der Reserve stand er noch: so wußte er mit Waffen umzugehen. Den Federhut setzte er aufs Haupt, schob das Sturmband unters Kinn, hing die Bajonettscheide um; das Messer selbst steckte er an das doppelt geladene Gewehr. Die Handschellen öffnete er und hing sie bereit an den Riemen. So! Jetzt sind wir die Kreuzspinne, jetzt werden wir einmal Mücken fangen. Und Landwächter, und was überhaupt ins Netz geflogen ist. Er wieherte vor Vergnügen; der Spaß, den er vorhatte, war zu lustig!

Der Roßführer in solcher Rüstung schlich an die Tür, in das Vorgelaß und klebte ein brennendes Wachszündstäbchen an den Gewehrkolben. So schlich er und pochte mit starker Faust an die innere Tür. Drinnen ein Gepolter.

„Wer ist's?" kreischte eine weibliche Stimme.

„Patroull' ist da!" rief der Roßführer, stieß die Tür auf und drang mit vorgehaltener Waffe ein.

Der in Unordnung geratene Landwächter lachte zuerst überlaut, denn er glaubte, einen Kameraden vor sich zu sehen, der einen Scherz machte. Als er aber bemerkte, daß es seine eigenen Sachen waren, mit denen der Gegner anrückte, daß er es möglicherweise mit einem Wahnsinnigen oder gar Eifersüch-

tigen zu tun hatte, verging ihm das Lachen. Der Mostführer erklärte den Landwächter für verhaftet.

Der wollte sprechen, der andere aber bedeutete kurz und fest: „Geredet wird nix. Wenn's dem Herrn nit recht ist, so druck' ich los."

Der Landwächter versuchte Einwände, wollte alles auf die spaßhafte Achsel nehmen; lauerte dabei auf einen Moment, sich der Waffe zu bemächtigen, was aber bei der Gewandtheit des anderen aussichtslos, ja gefährlich schien. Und als der Feind zu fluchen begann und immer wüster fluchte, fing der Landwächter zu bitten an. Dabei faltete er die Hände. Das war dem Mostführer just recht. Eine schnelle Schlingung, ein Einschnalzen der Feder, — und der arme Sünder war gefesselt mit seinen eigenen Handschließen.

„Gut ist's!" sagte der Mostführer, als dieses Stück gelungen war und er ein frisches Kerzchen anzündete; „jetzt wollen wir uns gemütlich unterhalten. Nachher spazieren wir miteinander aufs Kreisgericht."

Die junge Steinschlägerin war nicht mehr da. Auf einen Augenblick hatte er sie vorher gesehen, aber ohne das rote Tuch, das er kaufen wollte. Die Wollenbecke hatte sie an sich gerissen, zum Loch hinaus war sie gewirbelt in die schützende Nacht, zweien guten Freunden auf einmal entkommen.

Mit einem wehmütigen Seufzer hob der Mostführer seine Stimme und sagte zum Landwächter: „Also gehen wir!"

Unterwegs wurde der Landwächter mehrmals aufgeregt und wollte die Offensive ergreifen.

„Aber Bübel, was fällt dir ein!" beruhigte der Mostführer. „Den Most laßt man erst laufen, bis er gegoren hat. Ein bissel Buße tun! Und dir's auf längere Zeit merken, daß man anderen ihre Weibsbilder in Ruh' laßt!" Das könnte ich mir eigentlich auch selbst merken, redete jetzt vorlaut sein Gewissen drein, denn mich ginge sie, die da oben, weiter auch nichts an.

„Da in meiner Westentasche steckt eine silberne Sackuhr," sagte dann, milden Sinnes, der Gefangene; „sie gehört dein, wenn du mir meine anderen Sachen jetzt gibst!"

„Du, das ist mir zu gefährlich!" lachte der Mostführer, „du könntest den Spieß umkehren."

„Ich versprech' dir . . ."

„Das hilft nichts, weil ich's nicht glaub'. Am Gescheitesten ist's, du machst flink voran, daß uns der Tag nicht ertappt, eh wir ins Stadtl kommen. Weißt, die Stadtfrauen sind neugierige Dinger. Die möchten's gleich wissen wollen, wer es ist, der in Strümpfen."

Also keine Rettung. Der Landwächter gab sich drein. Noch gibt's eine höhere Macht!

Es war frühmorgens, als dem Kreisrichter, der beim Kaffee saß und Knaster stopfte, gemeldet wurde, der Landwächter habe wieder einmal einen aufgelegten Spitzbuben gebracht und sie täten warten draußen im Saal. Da ging der Richter sogleich hin-

aus, denn die aufgelegten Spitzbuben waren ihm noch die lieberen der Gattung. Der gefesselte Landwächter kauerte hingeduckt an der Wand, er erkannte ihn augenblicklich; der Mostführer in Waffen stand soldatisch da, legte seine Hand an die Schläfe und rapportierte: „Herr Kreisrichter! Ich habe in der vergangenen Nacht diesen Menschen bei jemandem gefunden, bei dem er nichts zu tun hat. Er hat was anderes zu tun als wie so was; und er hat einen Staatsmißbrauch begangen, Herr Richter! Und deshalb habe ich ihn abgefangen und eingeführt, daß er seine Straf' kriegt. Da ist er."

Der Richter war ein kleiner buckliger Mann mit grauem Schnurrbartbusch; er lachte immer fröhlich und war dabei ein gar strenger Herr. Alsbald durchschaute er die Angelegenheit. Den armen Sünder ließ er stehen, wie er stand, und verhörte ihn nicht. Hingegen befahl er freundlich dem Mostführer, die Waffen abzulegen und sie dem Gerichtsdiener zu übergeben. Als dieses geschehen war, lachte der Richter und sprach: „Mir scheint, das ist ein schwieriger Fall. Du, der du den da gebracht hast, bist wohl der Landwächter! Dann ist der da, den du eingeführt hast, nicht der Landwächter, hat also keinen Amtsmißbrauch begangen. Du hast den Mann also unrechtmäßigerweise festgenommen und sollst deshalb gebührend gebüßt werden."

„Herr Richter!" antwortete der andere: „Ich bin nicht der Landwächter, sondern heiße Sebastian Grünauer und bin Fuhrmann zu Siebeldorf. Ich

hab' den Landwächter abgefangen, weil er oben in der Wegmachershütte einen Amtsmißbrauch begangen hat, den ich nicht weiter zu sagen brauch', weil sich's der Herr Richter selbst denken kann."

„Ich kann mir's denken" — der Richter lachte munter auf —, „aber ich denke halt auch etwas anderes, mein Lieber! Die Gesetzparagraphen sind mir augenblicklich nicht im Kopf. Sie werden schon entschuldigen: die Sache wird nachher ohnehin schriftlich gemacht. Wir stellen jetzt den Fall fest. Sie können sich niedersetzen, wenn Sie wollen. Tun's lieber stehn? Na, ist auch gesünder. Das Ding ist so: Wenn Sie nicht der Landwächter sind, sondern ein Fuhrmann, so geht Sie der Amtsmißbrauch des Landwächters nichts an. Sie haben den Mann gefesselt, also ihn an seiner freien Bewegung gehindert: Eingriff in die persönliche Freiheit; haben ihm auch gedroht: Vergehen gegen die persönliche Sicherheit. Strafbar. Sie haben einer Amtsperson den gebührenden Respekt verweigert, haben sich sogar an ihr tätlich vergriffen: Verbrechen der Auflehnung gegen die Obrigkeit, Verbrechen der Gewalttätigkeit im allgemeinen, der Gewalttätigkeit gegen ein behördliches Organ im besonderen. Strafbar. Sie haben dem Landwächter Kleidung, Waffen und so weiter weggenommen: Verbrechen der Entwendung persönlichen Eigentums, Verbrechen des Raubes landesherrlicher Gegenstände. Sehr strafbar. Sie werden also entschuldigen, Sebastian Grünauer, daß ich Sie ohne weiteres, unter Anwendung besonderer Milderungs-

gründe, zu acht Monaten Arrest verurteile. Zu Hause alles wohl? Na schön! . . . Zetlitschek, geben Sie dem Sternbacher seine Sachen, daß er sich zurechtbringt und den Mann gleich auf Nummer Sieben führen kann."

Als der Mostführer sich sehr bald darauf in dem wohlverwahrten schattigen Stübchen fand, war er just einmal verblüfft. Ich habe ja bloß einen Spaß getrieben, dachte er, und das vom Herrn Kreisrichter wird doch wohl um Gotteswillen auch Spaß sein! Als er aber nachher das schriftliche Urteil zu Gesicht bekam: „Im Namen Seiner Majestät" und mit dem großen Gerichtssiegel, da wurde ihm übel.

Dann stellte er auf seiner Nummer Sieben — Zeit hatte er dazu — mancherlei Betrachtungen an und faßte Vorsätze, was er in seinem Leben nie wieder tun werde. Er werde sich nie mehr in etwas mischen, das nicht seine Pferde und Mostfässer betrifft. Er werde nie mehr einen weiten Weg gehen, um bei der Nacht eine Steinschlägerstochter zu beschützen. Am Allerwenigsten aber werde er je noch einmal einen Landwächter vor den Richter schleppen.

Größenwahn.

„Bitte, machen Sie sich doch bequem!" sagte der Arzt zu dem an der Tischkante lehnenden Mann mit dem zurückgestrichenen langen grauen Haar und dem fahlen, glattrasierten Gesicht. „Rauchen Sie? Nein? — Also wie war's? Erzählen Sie, Doktor!"

Mit etwas ungelenker Zunge entgegnete der andere, nachdem er sich in ein Sofa gesetzt hatte: „Auf dem Beobachtungszimmer, dem Arzte gegenüber, ist es verdammt schwer, zu erzählen. Sie hören ja doch nur die Phantastereien eines Irrsinnigen."

„Aber gewiß nicht," rief der Arzt lebhaft aus und faßte mit beiden Händen seine Rechte. „Von einer etwaigen Nervenüberreizung bis zum Irrsinn haben wir noch weit. Sie sind nur etwas aufgeregt, vielleicht tut es Ihnen wohl, sich aussprechen zu können. Als alter Verehrer ihrer Muse bin ich Ihnen ein teilnehmender Freund."

„Als alter Verehrer meiner Muse!" lachte der Doktor grell auf. „Ich war der bedeutendste Dichter Deutschlands. Mein Talent hat keiner wieder. Ich besitze Orden. Meine Werke sind in alle Kultursprachen der Welt übersetzt worden. Es hat Zeiten gegeben, wo hervorragende Persönlichkeiten aus Rußland und Frankreich herbeigereist kamen, um mich zu sehen. Um mich auszuhorchen über Literatur und

Politik. In Paris erschien einst eine Extraausgabe des „Gaulois" mit meinem Interwiev. — Herr, es ist längst vorbei!" Seine Hand legte er auf die Stirn und ließ sie sachte herabgleiten über die Augen.

„Vorbei, aber nicht vergessen," sagte der Arzt. „Vor allem jedoch würde es mich interessieren, zu hören, was gestern in Ihnen vorgegangen ist."

„Das will ich Ihnen erzählen," antwortete der Dichter. „Es war eine große Erwartung und eine große Enttäuschung, nichts weiter. — Es war mein fünfzigster Geburtstag, das wissen Sie. Es wurde ja durch einige Freunde öffentlich bekannt gemacht. Ich hatte diese Jubiläen sonst nicht gemocht — wenn sie andere feierten. Oft ganz unbedeutende Leute. Nun mal selber dran! — Der Vorabend, o, wie der schön war! Wie feierlich mein Zimmer! Die Abendröte beschien die Lorbeerkränze an den Wänden, sie sind schon lange dürr, sie rauschen, wenn die Magd den Staub abfächelt. Welche Erinnerungen! Ich lag auf dem Diwan ausgestreckt und rauchte. Ja, da schmeckte sie noch, die Zigarre la fleur. Meine Frau bereitete Küche und Keller vor. Wenn die Gäste kommen, die Deputationen, die Boten. Die Dienerschaft tat ganz heimlich; alles war so weihevoll, so geheimnisvoll, so erwartungsvoll. Halbe Andeutungen waren mir zu Ohren gekommen. Eine Ehrengabe der Nation! Fürstliche Auszeichnungen! Adelsstand! Und andere Überraschungen. Wenn's auch still geworden war um mich die letzten Jahre her, weil ich die Rezensenten gezüchtigt habe. Ich hatte sie

tödlich getroffen. Doch wer je Großes geleistet, der bleibt unvergessen im Volke. In allen Blättern ist Ruh', von meinen Werken kein Hauch. Sie mögen schweigen, wie sie wollen, Unsterblichkeit schweigen sie nicht tot. So feierlich ist mir nie zu Mute gewesen, all meiner Tage nicht, Herr, als am Vorabend. Voller Hochstimmung die ganze Nacht, keinen Augenblick geschlafen. Kaum der Tag anbricht, schon Wagengerassel auf der Straße. Ich erzähle es, ich kreuzige mich in dem geistigen Wiederleben dieses Tages. Dieses fürchterlichen Tages. Wie glorreich war's noch, als beim Ankleiden — ich zog den Frack an — meine Frau hereinkam und mir den Kuß auf die Stirn gab, und eine purpurrote Geldtasche, eingestickt mit Goldfäden das Geburtsjahr und das Jubiläumsjahr. Man wird die Geldtasche noch einmal brauchen können. — Gutes Herz. Ich griff zur Morgenzeitung. Einen roten Festrand hatte sie nicht. Auf der ersten Seite stand das Huldigungsgedicht nicht. — Das Blatt wie jeden Tag und keine Zeile über den Jubilar, keine Zeile! Der Postbote brachte Briefe; es ist der Vortrab, dachte ich, denn die Post war kaum stärker als gewöhnlich. Ein paar Autographenjäger. Eine Photographie zur „Erinnerung an glückliche Stunden"! Wer mochte mit dieser alten Schachtel glückliche Stunden genossen haben! Ich nicht. Oder doch, einzelne Züge erinnerten, erinnerten wirklich. Eine Mitteilung des Verlegers, daß von tausend in Kommission gegebenen Exemplaren meines neuen Buches achthundert und achtzig Krebse zurückge-

kommen sind. Ein rekommandierter Brief, die Lebensbeschreibung eines armen Teufels und ein Bittgesuch enthaltend. Ein Paket mit Büchern zur gefälligen Besprechung. Endlich die Vermählungsanzeige eines alten Bekannten. Das war die Post zu meinem fünfzigjährigen Jubiläum. Ich blickte sprachlos auf meine Frau. Nein, sagte sie, das kann nicht alles sein. Die Zimmer wurden rasch in Ordnung gestellt. Welch' unerträglich lange Stunden! Und doch hätte ich den Uhrzeiger mögen festhalten, daß die Zeit nicht so fürchterlich unnütz verrinne. War es übrigens wohl auch das richtige Datum? Haben wir auch sicher den neunundzwanzigsten? Auch in „Kürschner" kein Druckfehler? Alles richtig. Und ich — blieb allein. Es wurde zehn Uhr, es wurde elf Uhr, es kam niemand. So oft draußen ein Wagen heranrollte, pochte mir das Herz; er fuhr immer wieder vorüber. Nein, jetzt hielt einer vor dem Hause. Ein Herr im Zylinder stieg aus, eilte in die Tür. Endlich, sagte ich, kommt einer. Es klingelte aber nicht und er kam nicht vor. Nach einiger Zeit stieg er wieder in den Wagen. Es war der Arzt, der die kranke Frau einer Nebenpartei besuchte. Ich hatte Zeit, meine Begrüßungs- und Dankrede zu wiederholen, die schon seit Tagen zurecht gelegt war. Nicht memoriert, ich memoriere nie etwas. Nur zurechtgelegt. Um zwölf Uhr plötzlich Musikklänge vor dem Fenster. Endlich! pfauchten wir auf, ich und meine Frau. Eine Militärkapelle marschiert vorüber, ein Bataillon, von dem Manöver zurückkehrend. Halb ohnmächtig warf ich mich in meinen

Lehnstuhl. Da klingelt es. Ein alter Mann. Er bat um die Gnade, einen Augenblick zu danken für manche Spende, die er von mir erhalten, und um seine Glückwünsche darzubringen. — Es ist schon gut, schenkt ihm eine Mark, ich wäre unwohl.

„In der Küche tuschelten mehrere Mägde so herum, es war halb und halb eine größere Mahlzeit bereitet worden. Der Tisch wurde einstweilen nur für zwei Personen gedeckt. „Lasset das, mir fehlt heute der Appetit." „Warte nur," steckte mir meine Frau, „du wirst ihn bald haben, eben ging der Geldbriefträger ins Haus." In der Tat, der kam zu mir. Im Vorhause blieb er stehen, denn seit dem letzten Briefträgermorde wagen sie sich nicht mehr in die Wohnung. Ich ging hinaus, er übergab mir einen schwer versiegelten Brief, dessen Empfangsschein ich rasch unterschrieb. „Herr Doktor," sagte der Briefbote, „das kann doch keine Namensunterschrift sein, mit Permission, die kann ich nicht gelten lassen." So hatte meine Hand gezittert! Ich schrieb den Namen noch einmal hin, mit größter Anstrengung deutlicher. Dann ins Zimmer, um den Brief auszuweiden. Laut zähle ich: fünfzig, sechzig, fünfundsech— —„zig Tausend?" fragt die Frau. — Freunde hatten für mich eine Ehrengabe gesammelt. Kollegen, die mir nicht die Schuhriemen auflösen, hatten in den letztvergangenen Jahren auch Ehrengaben erhalten, große, viele Tausende! Nun war auch die meine da. — Der beiliegende Brief war zu unbarmherzig: „Lieber Freund! Wir sind leider ziemlich

abgeblitzt. Die materialistische Zeit, die unselige und ganz dumme Geschmacksrichtung der Literatur. Unser Wille war gut. Mit den herzlichsten Jubiläumsgrüßen u. s. w. Beiliegend fünfundsechzig Mark." „Frau," frage ich über die Achsel, „wie viel macht der fällige Wohnungszins?" „Siebenhundertfünfzig Mark." „Es ist gut," sage ich, „bringe mir vom Rheinwein." — Ich gieße einige Gläser hinab, vier oder fünf, mögen auch mehr gewesen sein. Schleudere das Glas in den Spiegel, daß die Scherben sausen, und lache. Es ist zu drollig, zu drollig auf der Welt. „Weib, wenn du noch zu was nütze sein willst, so wirf mir den Alten vom Gesimse, seine Exzellenz, den Herrn Geheimrat. Er soll mir zechen helfen." — Dann bin ich ins Bett gegangen. Kopfschmerz! Rasender Kopfschmerz! Nachher haben sie gesagt, ich hätte die Goethebüste von der Säule gestürzt."

„Ja, lieber Doktor," sprach nun der Arzt, „das haben Sie getan. Ein förmlicher Tobsuchtsanfall war's. Gegen Abend haben Sie sich beruhigt."

„Ja, ich erinnere mich, daß ich jenen alten Mann suchen ließ, der am Tage gekommen war, um mir für Almosen zu danken, und der abgewiesen worden war. Nur einen Gratulanten! Nur einen einzigen! Auch der ist nicht mehr zu finden gewesen."

„Pah, Doktor, Sie sind Philosoph. Sie legten doch niemals Gewicht auf derlei Förmlichkeiten. Es sind hohle, dumme Förmlichkeiten."

„Gewiß, das sind sie," antwortete der Dichter, „allein, wenn die hohlen dummen Förmlichkeiten an

einem solchen Tage ausbleiben, dann ist man futsch! Dann hat man ein verlornes Leben hinter sich. Ein verlornes Leben, Herr, wissen Sie, was das bedeutet? Am fünfzigsten Geburtstag bestätigt zu finden, daß es nichts war, nichts und nichts! Und hat doch seine Existenz geopfert der Ehre, hat sein Herzblut hingeschrieben für Anerkennung und Ruhm! Und ist zuletzt ein vergessener, oder gar verachteter Gauch!" Er gröhlte auf vor Schmerz.

„Beruhigen Sie sich, lieber Freund, ich bitte, beruhigen Sie sich!"

„Ach, was wissen Sie, Professor, was Ehrgeiz heißt!" stöhnte der Doktor aus seinem Schluchzen hervor.

„Auf meinem Lebenswege", versetzte der Arzt, „begegnen mir ganz andere Übel als der Ehrgeiz. An den Schmerzenslagern der Kranken, der Sterbenden sieht man, daß Ehre, Ruhm nichts, absolut nichts bedeuten."

„Gerade in körperlicher Not sieht man, daß moralische Güter, Ehre, Unsterblichkeit alles bedeuten!" rief der Dichter.

„Das sind Dämonen," entgegnete der Arzt gelassen. „Man sollte sie nicht aufkommen lassen. Ehrgeiz, Ruhmsucht sind weit gefährlicher als jedes andere Laster, darum gilt unter den sieben Hauptsünden Hoffart als die erste. Nichts ist geistquälender und herztötender als unbefriedigter Ehrgeiz. Nichts wirkt so sehr zerstörend auf die edlen Eigenschaften einer tiefangelegten Persönlichkeit, als unbefriedigter Ehr-

geiz. Nicht allein am Mißerfolge, auch am Erfolge kann man zu grunde gehen. Ruhm ist wie Arsenik; wer ihm huldigt, der kann ihn bald nicht mehr missen; rühmen ihn andere nicht, so rühmt er sich selbst, und der Größenwahn ist fertig. Geniale Menschen, die von ihren Zeitgenossen geschmeichelt, gerühmt, angebetet werden — sie hätten nichts Wichtigeres zu tun, als Bescheidenheit zu lernen, sich täglich ein paar Stunden in Demut zu üben, denn es kommen Zeiten, da sie diese Tugenden wohl zu brauchen haben werden, Zeiten, da sie verbittern und verzweifeln müßten, ohne wahre, aufrichtige Demut. — Nein, lieber Doktor, so weit sind wir noch nicht. In Ihren Literaturwerken haben Sie von hoher Lebenswarte aus die irdischen und menschlichen Werte treffend geschätzt. Bleiben Sie auf dieser hohen Warte, steigen Sie nicht herab, um Chimären zu suchen."

„So abstrakt, Professor, so grausam abstrakt!" entgegnete der Doktor. „Unsereiner ist nicht Künstlerphilosoph, er ist Künstlernatur. Er dürstet nach Anerkennung genau nach denselben Naturgesetzen, wie der Fiebernde nach Wasser dürstet! Daß alles vergänglich ist, daß es keine Unsterblichkeit mehr gibt, besonders in unserer raschen, talenteproduzierenden Zeit, das wissen wir freilich. Aber wenigstens so lange man lebt, will man unsterblich sein. Nein, nein, nur sein Teil will man haben. Dem Straßenkehrer seinen Lohn, dem Schriftsteller seine Ehre! Wie der Hirsch nach dem Quell, so lechze ich nach Ehre! Jeder Droschkenführer feiert sein Jubiläum, und mir, dem

die Literatur, die Schriftstellerwelt, das Volk so viel verdankt, mir nichts, nichts, nichts! Verdammtes Gesindel, undankbares!" Er sprang auf, stieß den Tisch um und schleuderte ihn mit einem Fußtritt quer über das Zimmer hin.

Der Arzt suchte ihn zu beschwichtigen. „Ich begreife ja Ihren Unmut," sagte er, „doch warten Sie, Sie sollen sehen, daß Sie nicht vergessen sind, es wird Ihnen noch eine sehr angenehme Überraschung zu teil werden."

Denn der Arzt hatte einen Plan. Zwar wußte er recht wohl, wodurch dieser Dichter es bei der Presse und beim Publikum verdorben hatte. Einerseits der übergroße Dünkel, andererseits ein brutaler Cynismus in den Schriften hatten ihm den Hals gebrochen. An eine Wiedergeburt seines einstigen Ruhmes war nicht mehr zu denken, und doch sollte er sein Jubiläum haben. So viele Freunde und gutmütige Menschen glaubte der Arzt noch aufzubringen, um dem armen Mann eine Komödie vorzuspielen, die eben, weil sie Komödie war, sich nicht viel von anderen Jubiläen unterscheiden sollte. Vielleicht konnte er doch wieder ins Gleichgewicht gebracht werden.

Es blieb bei der Absicht. Schon in der nächsten Nacht erkrankte der Dichter heftig an einem Nervenfieber, in dessen Delirium die letzten Funken eines einst so lebhaften starken Geistes flackernd verloschen sind.

Diesen Geschichten habe ich nichts beizufügen, als daß sie in höherem oder geringerem Grade Hunderten passiert, die ihre Karte auf Ehre und Ruhm gesetzt haben.

Prozeßführen!

Bist du im Besitz von Grund und Boden, lieber Leser? Ja? Dann gratuliere ich. Grund und Boden kann dir nicht niederbrennen, kann nicht davongetragen werden, kann dir nicht einmal versinken. Und wenn auch das, so besitzest du dann ein großes Loch, und das ist immerhin etwas. Und dennoch wirst du ein so feststehendes Eigentum wie Grund und Boden stets verteidigen müssen. Sei es auch nur durch die jährliche Steuer. Und wenn der Staat eine Eisenbahn darüber bauen will, so hilft dir auch das Steuerzahlen nichts. Dann mußt du den Boden hergeben. Und wenn du einen schlimmen Nachbarn hast, der dir an der Grenze deine Scholle annagt und abgrast, dann darfst du nicht eigenmächtig eingreifen, sonst gäbe es Fehden, sondern mußt den Schutz des Gerichtes anrufen. Schau, und das ist eine mißliche Geschichte, über die ich jetzt ein paar Worte sprechen will.

Wenn bei so einem Zivilprozeß, bei dem von zweien Streitenden natürlich jeder recht hat, ohne weiteres der Richter entscheiden könnte, das wäre freilich einfach. Aber die leidigen Hin- und Herziehereien, die verschiedenen schriftlichen Pflichten, Er-

pfeifen und Trompeten, die lange Bank, und wenn einmal die Advokaten drüber sind!

Du wirst über deine Nachbarn nichts aufkommen lassen, sind brave Leute, die in Fried und Eintracht leben wollen und die es wohl wissen, daß Menschen, welche nahe aneinander wohnen, besonders auf dem Lande, aufeinander angewiesen sind. Setzt aber den Fall, du hättest doch so einen zänkischen Schreier neben deiner. Zwischen seinem Wald und deinem, gerade auf der Grenze steht ein schöner großer Eichbaum. Er gilt seit Menschengedenken schon als Grenzbaum, dein Vater wie du habt euch nie erlaubt, ihn mit einem Beile auch nur anzurühren. Und eines Tages hörst du vom Hofe aus ein Schnarren und Krachen. Du gehst durch den Wald und siehst, daß der Grenzeichbaum schon gefällt ist. Der Nachbar — sag heißt die Canaille — hat's getan.

Du gehst hin und machst ihn auf den Frevel aufmerksam, er hätte gefälligst die Grenzeiche [illegible].

Darauf er die edle Antwort: „Was geht's dich an, wenn ich meine Baumstämme fälle!?"

Jetzt machst du ihm Vorstellungen, der Eichbaum, an dem Feld der Grenzgasse gestanden gewesen, hätte von den beiden Besitzenden unverletzt bleiben müssen. Da es nun aber einmal geschehen sei, so müsse der gefällte Stamm oder der Betrag dafür zwischen den beiden Nachbarn geteilt werden.

Der Kerl schleudert dir ein paar Grobheiten ins Gesicht und gibt zu verstehen, seine Knechte würden dir schon antworten, wenn du es versuchen solltest.

seine Drohung auszuführen. „Drohung" nennt er seinen gutmütigen Einspruch, während er selbst droht. Nun denkst du: Morgen werde ich mich nicht mit dem [illegible]. Er wird schon seinen Herrn finden. Der Gerichtsvollzieher wird ihn wohl über die Grenze setzen. — Ja, lieber Freund, wenn das so einfach wäre! Das erste, was dir gesagt wird: Der Streitgegenstand um den Wert eines Kirchhofzaunes gehört vor das Landgericht und da mußt du auch einen juristischen Vertreter haben. Gut, da nimmst du einen Doktor auf — und jetzt geht's an.

Wie lange geht's jetzt, und wann hört's auf? — Frage doch [illegible] Jahr einmal an. Es beginnen die [illegible]: Erstes Schriftstück: Dein Doktor reicht beim Gericht die Klage ein. Wochenlange Ruhe. Zweites Schriftstück: Das Gericht nimmt die Klage an und stellt dem Beklagten das erste Schriftstück zu. Wochenlange Ruhe. Drittes Schriftstück: Der Doktor des Beklagten — denn auch er hat sich einen aufgenommen — reicht bei Gericht seine Gegenschrift ein, in welcher deine Angabe von A bis Z widerlegt wird. Nach einiger Zeit wird sie vom Gericht [illegible] übermittelt. Viertes Schriftstück: Dein Doktor widerlegt die Schrift des Beklagten und erhärtet deine Klage, die er wiederholt. Längere Pause. Das Gericht vermittelt seine zweite Schrift dem Beklagten. Wochen-, vielleicht monatelange Ruhe. Fünftes Schriftstück: Der Doktor des Beklagten widerlegt auch die zweite Schrift deines Doktors und der Gegner hat das letzte Wort. Seine letzte Einspruchsschrift geht wie alle

vorhergehenden auf langem Wege durch die Hände des Gerichts zu seinem Vorsitzenden und von diesem wieder zurück zum Gericht.

Jedes Schriftstück erzählt mehrere, vielleicht viele Bogen; denn es wird die ganze Vorgeschichte, die Geschichte des Prozesses, des früheren [illegible], [illegible], Gründe und Folgen, Urkunden und [illegible] nach allen Seiten mit umständlicher Gründlichkeit und vielfachen Wiederholungen erörtert, es werden heftige Beschuldigungen ausgesprochen und [illegible] Forderungen aufgestellt. — Alle Schriftstücke werden in den Kanzleien doppelt geschrieben, jeder Bogen braucht einen Stempel, jeder Bogen kostet hohe Schreibgebühr, denn [illegible] ist teurer als [illegible].

Nun aber sind die Akten genug [illegible]. Die [illegible] ruhen bei Gericht. Wie lange? Das ist unbestimmt. Denn das Gericht ist überhäuft mit [illegible] Prozessen und es [illegible] Monate vergehen, bis die an die Reihe kommt mit [illegible]. [illegible] hat [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] längst geschlossen, verkauft und vielleicht auch verlassen.

Und wir haben [illegible] [illegible] [illegible], ein wenig in den Gang des Prozesses einzudringen. — Da [illegible] uns [illegible] [illegible] [illegible], daß der [illegible] als [illegible] gegeben hat und nun einmal [illegible], zur [illegible] den [illegible], zur [illegible] der [illegible] — nicht mehr? [illegible], so [illegible] du es. Nun, was [illegible] [illegible] [illegible]? Der [illegible] is

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

und der [illegible] als sein [illegible] [illegible]. Der Schimpfende [illegible], er verrätet sich selbst, und wo kein Schimpfender ist, da kann also auch kein Schimpf und kein Beschimpfter sein. Wenn die-[illegible] ein Recht haben soll, so muß man ihn [illegible] machen, und wenn anonyme Briefe Eindruck machen sollen, so muß man ihnen Gewicht beilegen. Sobald allerorts anonyme Zuschriften ungelesen in den Ofen fliegen, ist den Verleumdern und Neidern, denen es immer und überall gilt, die Waffe genommen. Wie ein [illegible] [illegible], mit [illegible] [illegible] Brief einer [illegible]. Kommt einmal so einer, dann sagt man: Schon wieder ein [illegible], und [illegible] den Wisch ungelesen in den Papierkorb. Da ist auch [illegible] der anonyme Brief [illegible] als das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zeit-[illegible], das [illegible] [illegible] [illegible].

Wer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] will an seinem Charakter und guten Namen, der muß mit [illegible] [illegible] [illegible], und diese [illegible] muß eine [illegible] sein. Es ist also [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] als [illegible]. Die Ehre ist in der Tat viel [illegible] als der [illegible]. Wenn es [illegible] durch [illegible] gibt, so [illegible] es [illegible] [illegible] [illegible]. Bei [illegible] [illegible] gilt es [illegible] als Ehre, [illegible], und als Schande, [illegible] [illegible] zu werden, weil in [illegible] Falle an das [illegible] [illegible] gedacht wird. Man kann aber auch sagen, daß es auf [illegible] [illegible] und Gesellschaftlichkeit ein [illegible] [illegible] Licht wirft.

wenn ich an der Ehre, als wenn ich am [illegible] verwundet werde. Gegen den Angreifer [illegible] mir konnte ich auf der [illegible] noch in [illegible] sein, den Angreifer [illegible] konnte mich [illegible] [illegible]. Wie kann [illegible] gar den [illegible] [illegible] einmal bekommen?

Wir sind anscheinend dem Begriff Ehre so weit gekommen, daß wir ihn [illegible] greifen müssen. Die Ehre wird oft viel genannt, und wenn man genauer zusieht, [illegible] der [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], daß man [illegible] [illegible] an seiner Ehre ist. [illegible] ist man an [illegible] [illegible]. Die gekränkte Ehre ist so leicht nicht zu [illegible]. Wir haben in der Ehre eine [illegible] und eine [illegible]. [illegible] ist die, von der [illegible] sagt, daß sie in jeder Gesellschaftsschichte eine andere ist; es ist die, um welche Gerichtsverhandlungen abgehalten, Zeitungsspalten gefüllt und Duelle geschlagen werden; es [illegible] die, welche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible]. Es ist die Ehre nach außen hin, der [illegible], welcher [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible], die echte Ehre, ist [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] ist das [illegible] der [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible] einer Person. Diese Ehre ist durch [illegible] [illegible] Angriffe nicht [illegible]. Wohl [illegible] [illegible] die echte Ehre sich mit [illegible] [illegible], die den [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]

wohl das Scheingeld wandern, nicht aber die Goldbarren in den [illegible] Kellern eines gediegenen Charakters. Wenn jemand nun bis in weiteren Kreisen behauptet, der [illegible] unfähig oder anderes, so vernichtet er für den Augenblick vielleicht eine Menge Scheine, die im [illegible] kursiert haben. Die Ehre ist vernichtet, sagt man. Im Grunde ist es nicht so schlimm. Das vernichtete Scheingeld kann jederzeit wiederhergestellt werden, wenn in den Kellern die Goldbarren liegen.

Die echte Ehre steht also auf zwei sicheren Füßen, [illegible] wie und [illegible]. Von zwei Brüdern kann der [illegible] den [illegible] nicht entehren. Von zwei Ehegatten kann der [illegible] Teil den [illegible] nicht entehren. Nicht einmal der Galgen kann den Verbrecher entehren; denn nicht die Strafe schändet, sondern das Verbrechen. Und da soll die Ohrfeige eines [illegible] [illegible] entehren? Und da soll der [illegible] [illegible] eines [illegible] entehren? — Allerdings, wer in Vorurteilen befangen sich von jeder Dirne entehren läßt, entehrt fühlt, dem kann man nicht helfen. Wir empfehlen ihm zur [illegible] und [illegible] seiner [illegible] Ehre einen [illegible] [illegible] bei Bauern, Soldaten und [illegible]. — Nun noch einmal zurück zu unserem [illegible] Gegenstande.

In früherer Lebenszeit litt auch ich [illegible] unter dem [illegible] [illegible] [illegible]. Schon die bloße Pflicht, mich beleidigen zu wollen, ist dem [illegible] [illegible]

noch. Doch das ändert sich. Man braucht die Wähler- [illegible], verwechselt die Geldbörsen und geht dann ruhig seiner Wege. — Nur ein paar Geschichtchen und Erfahrungen will ich mitteilen, zu Nutz und Ergötzung der lieben Leser.

Vor mehreren Jahren hat sich in einer mittelfränkischen Ortschaft folgendes [illegible] abgespielt. Dort am Eingang des Ortes, an der Straße, sah man täglich einen [illegible], [illegible] Kretin lauern. Er war taubstumm und grölte wie ein Tier, er war unter den Zweibeinigen der verächtlichsten einer, er hatte fast nichts Menschliches an sich als den Namen. Der hieß Augustin Buchlinger. Eines Tages begannen im Orte an bestimmte Personen Briefe anzukommen, in denen den Empfängern ihre Lächerlichkeiten, Sünden und Laster scharf und schlagend vorgehalten wurden. Keiner der hervorragenderen Ortsbewohner blieb verschont, der Pfarrer so wenig wie der Bürgermeister, und unterzeichnet waren die Zuschriften mit: Augustin Buchlinger. Man war empört auch und [illegible], daß der Anonymus das arme Geschöpf derartig ins Spiel zog. Die Briefe dauerten längere Zeit fort, ließen an Rücksichtslosigkeit nichts zu wünschen übrig und waren um so peinlicher, als sie viel Wahres enthielten. Die [illegible] [illegible] haben sich schließlich gezeichnet von einem [illegible]. Endlich wurde der Schreiber entdeckt; es war ein alter Pensionist, der in einem Nachbardorfe [illegible] seine [illegible] Tage [illegible] und den man allgemein nur den „[illegible]"

nannte. Dieser leugnete vor Gericht nicht einen Augenblick, die Briefe geschrieben zu haben. Als man ihm die Abscheulichkeit vorhielt, fremde Namen zu mißbrauchen, war er gar erstaunt; hatte er doch seine Briefe stets offen mit seinem Namen Augustin Dachlinger unterschrieben; und konnte er dafür, daß auch jener Trottel so hieß. Die Absicht, den Verdacht auf den armen Trottel zu lenken, war ausgeschlossen, und so wurde der „Abschieber" freigesprochen; doch hatte er Ursache, die Gegend zu verlassen. War er gleichwohl offen mit seiner Unterschrift vorgerückt, so sündigte er doch als Anonymus, weil er glaubte, daß er bei dem Nichtbekanntsein seines eigentlichen Namens in jenem Orte gedeckt war. Bei seinem Fortziehen wurde ihm eine gehörige Katzenmusik gebracht, und damit endigte die Tätigkeit dieses Verfassers.

Weniger harmlos ist der folgende Schreiber. Ich kannte einen Schreiber, der sein Sinnen und Trachten dahin gehen ließ, die Dorfleute durch anonyme Briefe durcheinander zu bringen. Um seine Schrift zu entstellen, schrieb er mit der linken Hand, an der er obendrein noch einen Lederhandschuh trug. Eines Abends wurde er beim Postkasten ertappt und gleich so gründlich durchgeprügelt, daß er darauf wochenlang im Bett liegen mußte. Unter anderem waren ihm auch die Finger abgeschlagen worden, denn beim Briefeinwerfen hatte er die Vorsicht der Lederhandschuhe außer acht gelassen. Auch ich war von diesem Manne mit einigen anonymen Zuschriften bedacht worden, in welchen er mich — ähnlich wie später

ein ungarischer Hofrat ebenfalls anonym — den „Schneider Megg-Megg“ nannte; der Schuster vergaß nun großmütig die Neckereien, die er mir angetan hatte, und ließ mich bitten um „etwas zum Lesen, aus zeitlang“. Ich trug dem Manne ein paar Bücher hin und fragte ihn, warum er eigentlich die Niederträchtigkeiten getan habe. „Peter!“ gab er ganz aufgeregt zurück, „du glaubst es gar nit, wie das lustig ist, so Leuthetzen! Winseln möchte man vor Vergnügen, wenn man sich denkt: Jetzt kriegt der oder die den Brief, jetzt ärgern sie sich grün und gelb. Einmal ist mir wohl auch übel worden vor mir selber und hab' mir gesagt: Schlechter Hund! Besonders damals, wie sie mich derwischt und gedroschen haben. Und jetzt soll der Mensch, wenn er keine Finger hat, seine anonymen Briefschaften vielleicht diktieren? So dumm!“

Schier noch drolliger in seiner dummen Lumperei, als dieser Schuster, war jener beschäftigungslose „Privatlehrer“. Der schickte mir eines Tages eine [illegible] Bittschrift, bei der wohl auch Name und Adresse des Schreibers hübsch angegeben wurden. Er bat um Barmherzigkeit für ihn und seine frierende und hungernde Familie, die mit ihm ganz unverschuldet durch herbe Schicksalsschläge in das tiefste Elend gekommen sei. „Frierend, hungernd und unverschuldet!“ Da sucht man doch 'mal in den Taschen nach dem bißchen Christentum. Indem kam mir die Schrift bekannt vor. Der Mann hatte vielleicht für den „Heimgarten“ einmal ein Manuskript geschickt,

etwan hatte er es schon versucht, sein Brot mit lyrischen Gedichten zu erwerben, ein rührender Wahn, in dem so mancher arme Teufel befangen ist. Ich kramte also unter alten Papieren und Briefen. Poetisches fand sich nichts vor in derselben Schrift, hingegen etwas anderes. Ein Brieflein. Ein anonymes Brieflein mit folgenden Schmeicheleien:

„Eggenberg, 4. Dezember 1888.

Heuchler! Judenknecht! Apostat am deutschen Volke! Sage, wie viel Bares hast du denn auf die Hand bekommen dafür, daß du ein Semitenkriecher geworden bist? Ewig schade um dein Talent, aber dein „Judenbaum"*) ist wert, daß man dich dran hängen soll. Pfui Teufel!"

Ein anderer Name war nicht unterschrieben. Die Schriftzüge ließen nicht den geringsten Zweifel übrig: dieser liebenswürdige Briefschreiber und der arme Bittsteller mit der frierenden und hungernden Familie waren ein und dieselbe Person. Natürlich nahm ich Rache. Ich schickte dem „unverschuldeten Privatlehrer" einen Gulden, einen einzigen lumpigen Gulden, mit folgenden Zeilen:

„Euer Wohlgeboren bitte ich höflichst, zufrieden sein zu wollen mit dieser kleinen Gabe. Dieselbe ist der Rest des Judensoldes, für den ich mein Volk verraten und verkauft habe. Sollte deshalb dieses Sündengeld bei Ihnen keine Annahme finden, so nehme ich es gerne zurück. Ihr ganz ergebener u. s. w."

---

*) Eine Erzählung von mir, die Gutmütigkeit eines Juden schildernd. Der Verf.

Das „Sündengeld" kam nicht zurück, ist wahrscheinlich in einer Schnapsschenke massakriert worden. Hoffentlich verwendet der Mann jetzt mehr Sorgfalt auf die Veränderung der Schrift, denn Pamphlet und Bettelbrief mit denselben Zügen — es taugt nicht. — So viel aus meinen persönlichen Erfahrungen. Andere werden anderes wissen, denn ganz unbehelligt von den Schelmen bleibt selten einer, der auf vorgeschobenem Posten steht.

Leute, die einen Namen haben, müssen eben gefaßt sein auf Zuschriften, die — keinen haben.

Was der Schwalbe auf der Reise passiert ist.

Recht verbrießlich ist es für die Spatzen im Frühjahr, wenn die Schwalben kommen. Die „lieben Vogerln“ sind sie im Winter, wenn alle anderen fortgeflogen und die Sperlinge allein häuslich daheim geblieben sind. „Das Vogerl singt!“ heißt's, wenn ein Sperling kreischt. Von dem Augenblicke aber, wo die Schwalben zurückkommen aus der fernen Fremde, gilt der Spatz nichts mehr. Die Schwalbe ist just auch keine Nachtigall, was das Singen anbelangt, ist keine Lerche, was das Hochfliegen betrifft, ist kein Paradiesvogel, was die Farbe angeht. Aber einzuschmeicheln versteht sie sich bei den Menschen, indem sie ihr Nest an ihre Wohnungen baut, die Hausgiebel umkreist und das Kindermärlein zwitschert „vom Glück, das die Schwalben bringen“.

Es ist also kein Wunder, daß bei solcher Erwägung die Spatzen sich ärgern im Frühjahre, wenn die Schwalben kommen. Der alte Spatz, der jetzt auf dem Ast einer Esche saß, als die erste Schwalbe sichtbar wurde, wie ein winziger Punkt am blauen

Himmel, und als sie rasch heranschoß gegen das Landhaus — dieser Spatz hätte sich am liebsten eilig zurückgezogen ins Laub der Esche, um den mißliebigen Vogelrivalen nicht begrüßen zu müssen bei seiner Ankunft. Aber die Esche hat zu solcher Zeit noch kein Laub, die Schwalbe war da, und dem Spatzen blieb nichts übrig, als zu piepsen: „Glückliche Ankunft! Seid ihr wieder da?"

„Ich bin wieder da," zwitscherte der Ankömmling traurig und ließ sich ganz erschöpft auf dem Dachfirst nieder, aus offenem Schnäblein den Atem kurz hervorstoßend.

„Wie geht's? Wie war die Reise?" fragte der Spatz, ohne übrigens die Antwort abwarten zu wollen. Als er aber sah, daß die Schwalbe heute kein Gefolge hatte, daß sie nicht, wie in früheren Jahren, in langen Schleiern heranzogen am Firmament, blieb er sitzen auf seinem Ast und erkundigte sich bei dem rastenden Schwalbenmännchen nach seiner geschätzten Familie.

Die Schwalbe schwieg und ließ ihr Köpfchen niedersinken zwischen den eingezogenen Flügeln.

„Frau Gemahlin hoffentlich wohl? Kindlein auch?" fragte der Spatz.

„O Freund!" antwortete die Schwalbe, recht mitteilungs- und trostbedürftig. Aber sie konnte lange nichts hervorbringen, als ein schluchzendes, unverständliches Piepsen. Auch arbeitete ihre kleine Lunge immer noch heftig, halb siech von der Reiseanstrengung. Dem Spatzen kam es nicht recht vor, er

vergaß seine Mißgunst und flog auf den Dachfirst hin. Ein paar Spannen von der Schwalbe entfernt, ließ er sich nieder, flatterte mit den Flügeln und sprach: „Du bist vorausgeflogen, um Quartier zu machen, nicht wahr? Und sie kommen morgen erst nach?"

„Sie kommen nie wieder nach!" schmetterte die Schwalbe schrill aus ihrer Kehle.

„Was ist denn geschehen? Erzähle, Schwalbenmann", so sagte der Spatz.

„Laß mich!" antwortete die Schwalbe. „Dich kann mein Unglück ja doch nur freuen. Weiß es recht gut, daß du mir und meiner Familie nie gewogen warst. Du hast dir's während unserer Abwesenheit wohl wieder in unserem Neste bequem gemacht!"

Der Spatz schwieg einen Augenblick. Dann sprach er: „Ich will dir nicht unrecht geben. Angenehm ist es gerade nicht für unsereinen, wenn du und deinesgleichen im Sommer bei uns der Hahn im Korb seid. Und wenn der kalte Winter kommt, wo der Vogel erst zeigen soll, daß er auch was ertragen kann, geht ihr auf die Sommerfrische ins Morgenland. Unsereiner hat die Ehre, derweil daheim bei Sturm und Gestöber im verlassenen Neste der Hausmeister zu sein; ist aber gleich himmelhoch gefehlt, wenn man sich darin ein wenig häuslich einrichtet. Nun, jeder wie er kann. Will euch weiter nichts nachtragen, und schließlich gehören wir Vögel doch alle zusammen und sollen uns gegenseitig beistehen in der Not. Wie

ich merke, hast du ein Anliegen, Schwalbenmann. Sollte deinen Leuten der Geier etwas angetan haben?"

„Was, Geier!" sagte die Schwalbe. „Der holt uns nicht ein. Aber der Mensch! Dieser danklose, falsche Mensch, dem wir so viele Freude bringen!"

„Wenn der Geier euch nicht einholt, wieso dann der Mensch mit seinem lächerlichen Gehewerk?" fragte der Spatz.

„Freilich, freilich, Sperling. Als Tierwesen ist der Mensch der armseligsten eins. Aber so viele Schlauheit und Falschheit hat er in sich, und das sind seine Mittel und seine Waffen, in denen ihm kein anderes Geschöpf gewachsen ist!"

„Ich weiß es, wir erfahren es alle", sagte der Spatz. „Hier, Nachbar, warte ich dir mit einem kleinen Imbiß auf!" Er hatte aus dem bemoosten Dachbrett ein Würmchen gepickt und selbes vor die Schwalbe hingelegt.

Diese ließ das Ehrenbrot liegen, ward jedoch ein wenig zutraulicher. Sie fuhr fort zu sprechen: „Einen solchen Verrat hast du noch nicht erfahren, als wir in diesen Tagen! Du beneidest uns um die Sommerfrische im Morgenlande, während ihr da den kalten Winter habet. Schön ist es freilich dort. Und doch solltest du froh sein, daß deine Gesundheit dem rauhen Klima gewachsen ist, und du die weite Reise nicht machen mußt, jedes Jahr zweimal. Der Mensch braucht auf Dampfwägen und Schiffen wochenlang dahin. Du, mein lieber Spatz, würdest überhaupt nicht hinkommen".

„Wieso?“ sagte dieser. „Wenn ich auch langsamer fliege als du, weil mir das Hetzjagen durchaus zuwider ist, hinkommen würde ich ja doch, wenn ich wollte. Auf ein paar Tage länger kommt's mir nicht an. Ich würde mir anständig Zeit lassen, über Nacht mich auf einem Baum oder Busch wohl ausrasten, Körnlein brocken, Käfer jagen und am nächsten Tage wieder gemütlich weiterfliegen.“

„So!“ antwortete die Schwalbe und blickte mit ihrem Rundäuglein ganz sonderbar auf den Spatzen. „So würdest du tun! Lieber Freund, man merkt dir's an, daß du noch nicht weit umhergekommen bist in der Welt. Bis Dalmatien und etwas weiter hin dürftest du mit deinem Reiseplan auskommen. Aber hernach das Meer! Das hat keinen Baum und keinen Strauch zur Nachtherberge. Da heißt es ununterbrochen fliegen, ich glaube, du würdest, wenn's überhaupt nicht ganz und gar unmöglich wäre, mehrere Tage brauchen, um das mittelländische Meer zu übersetzen und im heißen Afrika Fuß zu fassen.“

„Und ihr?“ fragte der Spatz, indem er mit einer raschen Bewegung das Würmlein selber aufpickte.

„Das Meer? Wir überfliegen es in wenigen Stunden. Und selbst da wollen die Kräfte manchmal nicht langen und müssen Gott danken, wenn wir Schiffe finden, auf deren Masten und Getakel wir uns setzen können zu kurzer Rast.“

„Und wenn's Piratenschiffe sind?“

„Die Seeleute tun uns nichts zuleide, nicht ein-

mal die Piraten. Sie wissen, daß wir Schwalben Glück bedeuten. Und wäre auch das nicht der Fall, sie, die selbst in steter Gefahr sind, sehen unsere Not und verschonen uns, bis wir erfrischt weiterfliegen können."

Der Spatz war etwas kleinlaut geworden. Nicht ohne Respekt guckte er auf das Schwalbenmännchen und dachte wohl bei sich: Deine Sommerfrische ist erst nicht ganz so billig zu haben, als man es sich vorstellt.

„Aber schön muß es sein im Morgenlande", sagte der Spatz.

„Schön ist es freilich. Es ist ja das Paradies", antwortete die Schwalbe.

„Mich wundert nur, daß ihr nicht dort bleibt, wenn es so schön ist und wenn die Reise hierher so beschwerlich ist", so der Spatz.

„Wir haben Heimweh", sagte die Schwalbe.

„Wo seid ihr denn daheim?" fragte der Spatz. „Ein halbes Jahr hier, ein halbes Jahr dort. So seid ihr dort so gut daheim, als hier. Oder besser dort, weil dort ja das Paradies ist!"

Darauf sprach die Schwalbe: „Wir sind daheim, wo wir geboren sind, und das ist hier im Abendlande. Wir sind daheim, wo wir unser Haus bauen und unsere Kinder zur Welt bringen, und das ist hier im Abendlande. Dort im fernen Süden, in den Oasen der Wüste, ist es heiß, unter Palmenblättern und Kakteen suchen wir unsere Schatten, und die Rosen von Kairo duften uns an, wenn wir munteren

Fluges die Pyramiden umkreisen, wie hier die Hausgiebel und die Kirchtürme. Aber in den schwülen Nächten, wenn der Nil am Ufer rieselt und die Schakale des Sandes schreien, da träumen wir voller Sehnsucht von den kühlen Wäldern der fernen Heimat, von den blühenden Apfelbäumen auf grünem Rain. In langer Regenzeit harren wir unter triefenden Blättern der Palme den Tagen entgegen, wo der Samum sich erhebt, der ewige Sonnenschein kommt, die heißen Lüfte zittern und endlich vom Meere herab laue Winde streichen. Nun ist es Zeit. Wir rufen das aus und versammeln uns. Wir machen Flugübungen und ruhen und stärken unsere Kräfte und nehmen dann Abschied vom Paradiese. Es ist nicht der betrübte Abschied, wie im Herbst von der nordischen Heimat, es ist ein frohes: Lebewohl, Morgenland! Und dann davon in großen Scharen durch die Lüfte, pfeilschnell der Heimat zu. Beim Abfliegen von der felsigen Küste Afrikas müssen wir uns darauf gefaßt machen, daß unsere Flügel rastlos ausgebreitet bleiben, unser Schnabel keinen Bissen und keinen Tropfen genießen wird, bis die Gestade des Abendlandes unter unseren Füßen sind. Gott mit uns! so schmettern wir das Reisegebet gegen Himmel auf. Früh morgens reisen wir ab in Afrika, am Nachmittage werden wir auf den lieben Giebeln rasten, unter deren Brettern unsere Nester des vorigen Jahres kleben. — So war es auch am gestrigen Morgen, als ich mit Weib und Kindern abflog von den Türmen der Türkenstadt. Laut jubelte unter

uns jung und alt, schneller wie der Sturm schossen wir im unendlichen, wohlgeordneten Zuge über dem dunklen Gewässer dem Norden zu, der lieben, süßen Heimat. Die kleinen Vogelherzen voller Freude, keine Ahnung von dem Unglücke, das uns auf dieser Reise treffen sollte."

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?" fragte der Spatz.

„Noch lange nicht Mittag ist's", erzählte die Schwalbe weiter, „über uns der blaue Himmel, unter uns das dunkle Wasser. Kein Eiland, kein Schiff. Ich fühle, wie die Flügel schwerer werden, wie ich sinke unter die Linie des Fluges. Mein Weib hinter mir kreischt auf: Ich kann nicht mehr weiter, es verlassen mich die Kräfte! Da ruft von oben herab einer unserer Jungen: Mut! Ich sehe den weißen Streifen! Die Küste von Dalmatien! Frisch vorwärts! — Nach wenigen Minuten sind wir dem Lande so nahe, daß mit freiem Auge die Menschen zu sehen sind, die am Strande sich beschäftigen. Endlich wieder die lieben Menschen! Wir sausen den Felsen zu, da wird unten geschossen, an meinen Ohren pfeifen Schrote vorüber. Wie? Uns sollte das gelten? ‚Gut Freund!' rufe ich hinab. Es kracht das zweite Mal, das dritte Mal, mein Jüngster vom vorigen Jahre zuckt zusammen, aus seinen Flügeln sprühen die Federn davon. ‚Gut Freund! Gut Freund!' schreien wir. Mein Weib, das viel tiefer fliegt, gibt uns ein Zeichen, ihr nachzukommen. Hinter den Felsen, in Gebüschen habe sie ein sicheres Versteck wahrge-

nommen. Dort sitze ein anderer Schwalbenvogel und lade uns ein mit hellem Ruf. Wir eilends darauf hin ins Gebüsch, in ein feines Flechtwerk, wie geschaffen zur sicheren Rast. Kaum aber hocken wir drin, so zieht das weite Netz sich blitzschnell zusammen, ich entkomme noch zur Not und fahre empor, viele Genossen aber sind gefangen, darunter mein Weib, meine Kinder. Ich fahre wieder niederwärts, fluchend dem Lockvogel, der uns verraten hat. Und war doch selbst ein Opfer abscheulichen Verrates, der arme Schelm. Mit glühendem Draht hatte man ihm die Augen ausgestochen, mit einem durch die Nase gezogenen Faden hat man ihn an den Olivenzweig gebunden, damit er durch sein Geschrei uns andere in das Verderben locken sollte. Meine unglücklichen Genossen! Wie sie kreischten und flatterten und sich immer mehr vergarnten im Netz, bis ein Menschenmann kommt, das Netz aus dem Gebüsch löst und es mit seinen in Todesangst schreienden Opfern über den steinigen Boden davonschleift . . . ."

So hatte die Schwalbe erzählt, ihr Gefeder sträubte sich auf vor Grauen. Der Spatz saß sprachlos da. Endlich begann er doch zu fluchen über den Strandräuber, den bübischen Strolch, der die arglosen Wesen so heimtückisch einfing.

„Ich rate dir, dich zu mäßigen", sagte die Schwalbe in bitterer Ironie. „Sonst könntest du Unannehmlichkeiten haben! Es war durchaus kein bübischer Strolch, es war der Herr Bezirksrichter von Benka-Lica! Ich bin noch weinend, flehend über

seinem Haupte gewesen, als er die Beute in sein Haus zog und an den Vogelherd, wo die armen, — armen . . . ."

Er konnte nicht weiter. Die kleine Kehle zog sich zusammen in Herzleid. Stöhnend hat er es später herausgestoßen, wie man seine Lieben, eins ums andere, aus dem Netze fing und den in roher Faust entsetzlich zitternden Geschöpflein den Hals umdrehte. Ihnen den Hals umdrehte, sie briet und verspeiste! Der Herr Bezirksrichter habe dabei mit der Zunge geschnalzt. Ein köstlicher Leckerbissen! —

„Und bist du nicht niedergefahren und hast dem Ungeheuer nicht die Augen ausgepickt?"

„Die Rache überlasse ich einem Stärkeren!" sagte die Schwalbe. „Du kannst es nicht glauben, Spatz, wie traurig ich dann weitergeflogen bin. Die schönen Sommerfreuden in der Heimat, das junge Familienglück — alles ist hin. Noch einmal bin ich in diese Gegend gekommen, die wir so selig unsere Heimat nannten und die mir jetzt so fremd und trostlos geworden ist. Noch einmal will ich die Wipfel und die Giebel sehen, die wir in glücklichen Zeiten umkreist haben. Dann fliege ich weiter."

„Wohin willst du denn?" fragte der Spatz mit Teilnahme.

„Das weiß ich nicht. Wohin, das ist mir gleich, nur fort von den Menschen."

„Deinen Unmut begreife ich", sagte der Spatz mit wohlwollender Überlegenheit. „Aber du weißt das Neueste nicht. Du weißt nicht, daß die Menschen

unter sich einen Bund von Vogelfreunden gegründet haben, der dem Herrn Bezirksrichter von Benka-Sica und seinesgleichen das Handwerk legen will." Die Schwalbe horchte auf. Der Spatz fuhr fort: „Es wird nämlich in ganz Dalmatien und auch in Südtirol die Schindluderei getrieben. Man fängt, wie ich in der Zeitung las, in diesen Ländern jährlich Millionen von durchziehenden Vögeln mit allen denkbaren Vorrichtungen und Tücken. Durchaus nicht bloß arme Leute, die sonst nichts zu essen haben, auch hochansehnliche Herrschaften! Denn sie machen sich ein Vergnügen daraus, die lieben Singvögel zu morden! Die meisten der armen Tierlein werden aufgefressen von jenen Kannibalen, die schönsten, buntfarbigen aber werden an eitle Frauenzimmer verkauft, und die dummen Urscheln stecken aus lauter Hoffart die kleinen bunten Vogelleichen auf ihre Hüte."

„Unglaublich!" rief die Schwalbe aus.

„Nicht wahr? So etwas kann in einem Narrenturm doch nicht vorkommen, denn zu solcher Narrheit gehört auch eine gute Portion Schlechtigkeit, Herzlosigkeit! Dieser bunte Kopfputz der „Damen" ist endlich aber den anderen doch zu bunt geworden und sie haben auch einen Bund gegründet, um die abscheuliche Vogelmörderei abzuschaffen. Das wird durch ein Gesetz geschehen und der Thronfolger von Österreich selber hat sich an die Spitze des Bundes gestellt."

„Ist es doch wahr?" rief die Schwalbe hoch

erregt aus. „Heute habe ich unterwegs so etwas gehört von diesem Vogelbunde. Ich konnte es kaum glauben, daß es nebst den bösen Menschen auch noch so gute gibt, aber nun es schon die Spatzen auf dem Dache pfeifen, wird es wohl wahr sein."

„Ich will dir auch sagen, Schwalbenengel", zwitscherte der Spatz dem anderen vertraulich zu, „daß sogar in diesem Hause, auf dessen Giebel wir sitzen, Leute wohnen, die den Vogelschutzbündlern angehören."

Als die Schwalbe das gehört hatte, hob sie ihr stahlblinkendes Köpflein und sagte: „Auch in diesem Hause? Wenn dem so ist, dann will ich nicht fortfliegen. Dann will ich mich auf meinem alten Familiensitze niederlassen und versuchen, ein neues Leben anzufangen. Das Haus soll gesegnet sein!"

„Ein interessanter Fall."

Der fünfjährige Michl hatte vom Onkel ein Kaninchen bekommen. Das wird er gleich dem Papa zeigen, wenn er zu Mittag von der Klinik nach Hause kommt.

„Ach, Kind", sagte Mama, „Papa wird nicht Zeit haben, sich mit dir zu freuen. Papa ist immer sehr beschäftigt."

„Beschäftigt! Was ist das, Mama?"

„Kranke heilt er. Kranke Menschen. Arme kranke Kinder. Kinder, wie du bist, mein Schatz."

„Der liebe Papa! Und heilt er mich auch?"

„Gewiß, wenn du krank bist, was Gott verhüte!"

„Und heilt er das weiße Kaninchen auch?"

„Wenn er kann, gewiß. Papa ist ja doch so gut. Man muß auch gegen die armen Tiere gut sein, Michl! Nicht wahr, du wirst es nie quälen? Gewiß nicht?"

Um Mama zu zeigen, wie lieb er es habe, packte er das Kaninchen am Halse und drückte es heftig an sich."

„Aber Junge!" rief sie, „du würgst es ja! So am Kragen, das tut ja weh! Bei den Ohren faßt man die Kaninchen an. So!"

„Bei den Ohren tut's ja auch weh!" rief der Knabe, sich wohl daran erinnernd, wie der Onkel einmal halb im Spaß, halb im Ernst bei den seinen gezupft hatte. Das Kaninchen wird's doch nicht so krumm nehmen; es wurde jetzt gefaßt und gedrückt, daß dem Kleinen dabei schier der Atem ausging. Ob dem Tiere auch so liebwonnig zu Mute war bei dem Drücken und Pressen, das ist es nicht gefragt worden.

Als nun der Professor kam, dessen Anwesenheit sofort das Zimmer mit Jodoformgeruch erfüllte, lief der Knabe ihm entgegen: „Papa! Siehst du?" Und hielt ihm das Kaninchen vor. Der Papa, ernst bis zur Würde, nahm es in die Hand, aber nicht am Halse faßte er es an und auch nicht an den Ohren, fast wie einen Stein packte er das Tier am Bauch, daß es winselte. Eine Faust voll Kaninchen, so hob er es zu seinem Gesicht empor, mit den Fingern der anderen Hand spreizte er ihm die Schnauze auf, um durch seine scharfen Goldbrillen irgend etwas zu beobachten. Dann warf er es wie einen alten Hut aufs Sofa hin und fragte, ob aufgetragen sei.

Der kleine Alfi war schier starr ob der Behandlung, die seinem Lieblinge soeben widerfahren.

„Albin!" sagte die Frau einigermaßen beklommen zu ihrem Manne, „schau, jetzt hast du ihm gewiß weh getan."

„Wem?"

„Dem Tiere. Wie es noch wimmert! Erbarmt's dich denn nicht?"

„Laßt mich aus mit diesen sentimentalen Ge-

Schäfchen!" rief er unwirsch. „Auf den Wind würde dir das bald vergehen!"

„Mein Gott, ich glaube es!" sagte sie. „Bei den armen Kranken! Schon bei deinem Buche, wo die Magenoperationen abgebildet sind, wäre ich gestern beinahe ohnmächtig geworden. Ich möchte sterben vor Mitleid."

„Mit dem Mitleide würdest du nicht weit kommen, meine Liebe!" sagte der Professor gemütlich lustig. „Mitleid hat noch keinen" —

„Keinen Kranken geheilt. Du wirst nicht recht haben, Mann!"

„— hat noch keinen interessanten Fall gelöst. Lassen wir das. Du verstehst das nicht."

Sie schwieg. Sie setzten sich zu Tische und aßen schweigend. Im Kopfe der Frau Professorin waren eine Menge Gedanken rege, aber sie hatte schon die Erfahrung, daß es in solchen Stunden besser sei, die Gedanken bei sich zu behalten. Der Standpunkt, von dem aus sie die Welt betrachtete, war der des Mitleids. Was nicht ihr Mitleid erregen konnte, das hatte für sie weiter kein Interesse. Die leidenschaftliche Liebe zu ihrem Kinde war lauter Erbarmen mit dem zarten, hilflosen Wesen und dem zuckenden Herzlein in seiner kleinen Brust. Selbst ihren Professor, den derben, strebsamen Mann, hatte sie aus Mitleid genommen und zum Mitgenossen ihres Vermögens gemacht. Denn er hatte ihr eines Tages zitternd vertraut, daß er unglücklich sein würde, wenn er ihre Hand nicht bekäme. Sie konnte sich nicht freuen an

als den Kaffeern, womit sie das Haus ihres Mannes geschmückt hatte. Sie mußte immer ein leidendes Wesen um sich haben, dem sie ihrem Hange, Leiden zu lindern, Genüge tun konnte. Von der Straße hatte sie nicht bloß aufsichtslose Kinder in ihr Haus genommen, sondern auch manchen herrenlosen Hund, manche Katze und anderes Tier, das hilflos im [illegible] war unter den Menschen. Auf dem [illegible] stand sie nur mit den Fuhrleuten, die ihre Pferde [illegible], mit den Gassenjungen, die nach Vogelnestern fahndeten. Selbst die Blumen ihres Gartens begoß sie nur [illegible] mit ihren [illegible]. [illegible] sagte sie einmal zu ihrem Mann, daß sie davon überzeugt sei, die Pflanzen hätten auch eine Empfindung für Freud und Leid. Er hatte ihr damals gar keine Antwort gegeben. Da [illegible] man [illegible], wenn auch Männer solchen [illegible] Stimmungen nachhängen wollten. Wissenschaft! Fortschritt! Das war seine Parole. — Erbarmen und Liebe, sagte er in einem seiner Werke, seien gefährliche Dinge, die [illegible], ob Menschen oder Völker, müßten im Kampfe ums Dasein unterliegen. Dieses „Unterliegen“ schien ihm etwas Schreckliches zu sein. Er zitterte davor. Im [illegible] des Lebens atmete er frei, [illegible] war ihm die [illegible] des Daseins. Und das [illegible] durch Fortschritt und Sieg zu erlangen. Zwar zeigte ihm auch die Wissenschaft und der Fortschritt im letzten Grunde die Auflösung der menschlichen Tierrasse, aber dieses Unterliegen als Tier zog er vor dem siegreichen Unter-

liegen als nichtsverstehender Mensch. Nun wurde aber sein ordentlich [illegible] Herz, das dem Winterle so ähnlich war, auf eine Probe gestellt.

Nicht erkannte einen Wunsch, das einzige [illegible] [illegible] Fieber, einsinkender Atem. Als der Professor ihm in den Hals hineinschaute, tat er's allerdings in ordentlich rücksichtsvollerer Weise, als einige Tage vorher anderen Leuten. Eine leichte Diphtherie — nichts Gefährliches. Mit etwas Lapis kann der Belag gelöst werden. Das tat er, darauf fiel der Knabe in einen ruhigeren Schlaf. Triumph der Wissenschaft! Am nächsten Morgen konnte der Gelehrte beruhigt wieder auf seine Klinik gehen, deren Studium er sich jetzt mit größerem Eifer widmete. Seine Gedanken und Experimente waren in den Fachblättern bald ein Ereignis.

Die Frau Professorin saß am Bette des kranken Knaben und hielt den Atem ein, um auf den des Kindes zu horchen. Das war aber ganz eigenartig! Ganz seltsam, wie das Kind atmete. Wie das unregelmäßig pfiff und gurgelte, wie das zischte durch alle Kanälchen und Röhren des ganzen Körperchens! — Sie schickte den Diener auf die Klinik; der Herr Professor möchte unverweilt nach Hause kommen.

Schlecht am Herz, das wäre eine Neuigkeit! Der Knabe wurde in Krämpfe und während der [illegible] Erstickungsnot haben seine Händchen und Füßchen an zu erkalten. Tropfen und Eis, Bäder und Aufwärmungen, Schröpfe und Reiben, alles, was der bis zum Wahnsinn geängstigten Mutter und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

auf Bewegung, schrieb er, hat's die Natur abgesehen, [illegible] [illegible] und [illegible], Sommer und Winter, Hunger und Liebe, Arbeit und [illegible], Leben und Sterben — immer Gegensätze, die sich gegen einander ablösen müssen. Eigentlich [illegible] kommt die Welt nicht [illegible], denn es geht alles immer noch im [illegible]. Nur daß sich hier alles bewegt, daß alles fließt, daß alles durcheinander gewirbelt wird, immer andere Formen und doch derselbe Stoff, immer neue Veränderungen und doch dieselbe [illegible], dieselbe Kraft, die nicht mehr und nicht weniger wird. Was hat's für einen Sinn? Die Bewegung [illegible]. Die Bewegung muß also ein großes Ding sein.

Der Mensch aber träumt von [illegible], von [illegible] Veränderungen. Das macht ihm die Natur nicht, damit er nicht in [illegible] [illegible] zu bleiben. Die Natur will doch Bewegung. Wenn es im [illegible] [illegible] gibt, so ist das ein [illegible] in der Zeit, die sich doch wieder ausgleichen, aber immer neu, damit aus der [illegible] [illegible] sich Bewegungen zu neuen [illegible] entwickeln können. Und immer so hat im großen und Kleinen — es regt sich, daß [illegible] alles.

Wie es so ist, der auch dem „[illegible]“ eine große Bedeutung nicht beilegen, der kann nicht weg [illegible] auf die [illegible] Bewegungen und [illegible] des Menschen, die in der äußeren Natur [illegible] gut einen „Geist“ von sich geben. Man kann nicht [illegible], daß [illegible] [illegible] wird, aber [illegible] ist [illegible] im [illegible] der [illegible]. [illegible]

die dem Menschen [illegible] werden, wenn die Bewegung so ins Endlose [illegible], daß sie zur Unbeständigkeit [illegible] und [illegible] Beständigkeit [illegible] Ungebundenheit und die Charakterlosigkeit.

Das normale Verhalten des Menschen ist es wohl doch nicht, mit Wort und Zeit Veränderungen zu treiben. Diese [illegible] ist eine aus dem Gleichgewicht geratene Kraft. In früheren Zeiten haben die Deutschen auf Beständigkeit gehalten, nicht allein, weil die Entdeckungen und Erfindungen mangelten und das Weltbild fest lag, sondern auch, weil man das [illegible] Bekannte und Erprobte, das Feststehende [illegible], und seinen Wert für die sittliche Charakterbildung erkannte. Damals waren die Bewegungen [illegible] und [illegible]. Man [illegible] und [illegible] [illegible] zur Behaglichkeit. Und heute sucht man sie auf zur [illegible].

Welcher aber — und das ist immer die große Frage — ist denn nicht [illegible], seelische Unbeständigkeit gekommen? Natürlich auch durch zu vielen [illegible], mit dem [illegible], [illegible] und eigentlich [illegible] und auch die Neigung, [illegible], und [illegible], die [illegible] zu wollen.

Das Beständige ist dem modernen Menschen aber auch [illegible] geworden. Er legt seine Hand an alle [illegible], an [illegible] Kirchen, an [illegible], an die [illegible] Ehe. Das Christentum soll ja nach dem [illegible] gemodelt werden, die Religion soll ja nach der [illegible] Wissenschaft [illegible] werden, das [illegible]

nicht verschaffen, um eine Scheidung zu [illegible] und die [illegible] Ehe, die schließlich selbst in den besten Familien langweilig wird, soll gesprengt werden mit [illegible] des [illegible]. Diese Ehe wird aber auch recht lästig, da man weiß, daß man sie [illegible] kann und [illegible] darf, und man [illegible] sie [illegible] oft auf gar keinen anderen Gründe, als weil man die Freiheit sie zu brechen ausnützen will. Was soll in dieser Sache sein? Völlige Unauflöslichkeit der Ehe? Daran scheitern Kirche und Staat. In mancher Ehe geht es so gewaltsam her, als daß nicht jeder andere Zustand besser und sittlicher wäre. Leichte Löslichkeit der Ehe? Daran scheitert auch der Staat. Da würde jede [illegible] am Ehejammer genügender Anlaß sein können für manche zwei Gatten, um auseinander zu gehen und für ihre Familie Verwirrung und Unglück anzurichten. Man darf es dem [illegible] Einflusse der Zeit nicht allzuleicht machen, ihren Launen nachzugeben. Wie wäre es, wenn dem Ehepaare nur von fünf zu fünf Jahren einmal gestattet wäre, im Verhältnis der Ehe zu lösen? Und daß auch einer Scheidung nur ein einziges Mal geheiratet werden dürfte und nicht öfter? Ich glaube, wenn man nicht [illegible] Hemmnisse anlegt, daß viele [illegible] Männer alle paar Jahre ein anderes Weib haben wollten. Und daß auch die Frauen gerade in dieser Sache den Veränderungen hold sind, wissen wir auch. Ich gönne es, daß gegenseitige [illegible] [illegible], jedem Teile, wenn's nur auch den [illegible] Einflusse und der Gemeinde

nach dem Sinne recht ist. Die Ehelichkeit hat gern Liebe [illegible] eine Gewohnheit sein, und doch getraut man sich kaum an ihr zu rütteln, aus Furcht mit anderen Vorurteilen es auch schlechter zu machen.

Ich habe mich hier besonders aufgehalten, weil gerade die Ehe bestimmt ist, die hohe Burg der Beständigkeit zu sein, an deren Grundfesten man auch [illegible] anderen [illegible] Wesens.

Ich bin meinen Freunden treu auf Beständigkeit. Mir ist ein langes Leben lieber als ein kurzes, auch wenn ein Tag wie der andere vergeht. — Dann mein Vaterland. Das ist mir um so teurer, je weiter es mit seinem Stammbaum in die Jahrhunderte zurückreicht. Ich besitze ein Haus, es wird mir um so lieber, je länger es mein ist. Ich habe ein Weib, es wird mir um so lieber, je länger es mein Leben und mein Schicksal mit mir teilt. Und im Leinen: in einem schon eingetragenen Kleide bewegt sich's angenehmer, als in einem neuen. Eine Tabakspfeife wird auch immer noch vortrefflicher, je länger man sie hat, und ein Buch wird uns um so teurer, je öfter wir unter verschiedenen Lebensumständen darin gelesen haben. Ein schlichtes Volkslied, von Jugend her bekannt, mutet manchen lieber an, als eine neue klassische Oper und ein Sprichwort aus dem Munde der Leute liegt ihm näher zu Gemüte, als das philosophische System eines modernen Weisen.

Da ist gefragt worden, mit dem alten Zeug müsse aufgeräumt werden nach heute am Beginn des neuen Jahrhunderts. Warum denn? Was hat dieses Jahr-

hundert denn für eine besondere Zeit sein, die mit ihrer Vergangenheit nichts mehr zu tun haben will? Das neue Jahrhundert wird sich gerade so mit dem alten Adam herumschlagen müssen, wie die vorhergegangenen. Ganz vergeblich gibt sich dieser alte Adam neue Posen, er bleibt der alte, arme, dumme Teufel, der — Kain und Abel erzeugt hat. Der Zwiefältige ist er, der Kain wird getrieben, gejagt, gepeitscht vom Unfried und bösem Gewissen und seine Flucht nennt er — Fortschritt.

Fortschritt. Zeigt mir ein wahrhaft außerordentliches Ziel, das anders wo liegt, und ich laufe mit. Ihr zeigt mir [illegible], das [illegible] an das alte, [illegible], an die Zufriedenheit. — Die führt zu nichts? Sagen sie doch. Freilich führt sie zu nichts, weil sie nichts braucht, als sich selbst. Die Zufriedenheit hat in sich die beste [illegible], den größten Reichtum, die [illegible] Behaglichkeit, selbst mitten in Unbehaglichkeit und Elend [illegible] in vollkommenerem Grade, als der [illegible] Eroberer je erreichen kann. Eine [illegible] zufriedene [illegible] Existenz auf Erden ist das erste und das letzte. Jede wahre Kultur muß zur Zufriedenheit führen. Wer an ein Glück auf diesem Planeten glaubt, und wer es hofft, dem gebe ich den Rat, das kurze Leben nicht mit [illegible] zu verschwenden, es ruhig und würdig auszuhalten, [illegible] zu [illegible]. Auf diesen milden Wegen auch Geld, Tugend, Reichtum erreicht er nicht [illegible], wird hinter sich ein größeres, [illegible]

Was also? Nun eben das: schlichte Berufsarbeit mit dem festen Vorsatze, damit das möglichst Beste zu leisten. Eine wohlgegründete, nicht zu weit gezogene Häuslichkeit. Eine Ehe, die mit dem treuen Wunsche fürs Leben geschlossen und gehalten wird, und gesunde Kinder. Emsige Werktage und beschauliche Feiertage. Im Glücke den Blick niederwärts gewendet zu den Armen, im Unglück ihn aufwärts gerichtet zum Ewigen. — Wer in diesem Dinge keine Befriedigung nicht finden kann, er findet sie nirgends. — Wohlgemerkt, daß hier zu den Leuten im allgemeinen gesprochen wird, nicht im Besonderen etwa zu den Gelehrten, Entdeckern und Erfindern; denen ist es ja eben Beruf, zu forschen und neue Dinge zu versuchen. Doch auch diese Wegweiser und Richtungzeiger sind Tagwerker, die über dem Unbeständigen das bessere Beständige zeigen sollen.

Das Beständige ist der Mensch in seiner großen, ewigen Seele. Diese darf nicht zerrissen werden, um sie stoßweise an äußere Dinge zu hängen; vielmehr die äußeren Dinge, die Schätze und Errungenschaften, müssen der Seele zuklingen, so wie Sonnenspitzen des Himmels in den Sonnenball fliegen, daß er uns so herrlicher leuchte. Nichts der Dinge wegen, alles des Menschen willen! Das muß der Leitspruch aller unserer Bewegung und Veränderung sein.

Das Recht auf Einsamkeit.

[illegible]

Ein denkender Egoist von heute ins Mittelalter versetzt, würde gewütet haben gegen das Sichabschließen in den Klöstern, gegen die träumerische Himmelsbeschaulichkeit, gegen die Mönche, denen sich damals übermäßig viele Menschen, darunter oft gerade die bedeutendsten und hellsten Geister, hingegeben haben. Er würde gesagt haben, ein gesunder Mensch sei nicht auf die Erde und in ein leidendes, unfreies Geschlecht gesetzt worden, um zu träumen und seinen Körper zu kasteien, seine gottesdienstliche Aufgabe bestehe im gemeinnützigen Wirken. So wie der Humanist in der Gegenwart das Zusammenlaufen der Leute in die Städte, den zu großen Luxus und die mehr als tierische Genußsucht verurteilt, hätte er damals müssen gegen das überwiegende Klosterleben auftreten. Doch so wenig er heute die Städte und den Luxus ganz und gar würde aufgehoben wissen wollen, so wenig könnte er gegen die gänzliche Ausrottung der Klöster sein. Er müßte sich nur sagen: eines schickt sich nicht für alle. So notwendig für die Kulturentwicklung und Lebens-

bereicherung die Städte und der Glanz des Lebens sind, so wichtig ist in ihrer Art für die Kulturarbeit im höchsten Sinne die Abgeschlossenheit einzelner, die geistige und geistliche Betrachtung — die Beschaulichkeit.

In unserer, nur dem sogenannten Praktischen dienenden Zeit ist es so geworden, daß durch ausschließlich materielle Interessen des Menschen sein inneres Leben erdrückt wird, daß fast niemand mehr in sich gekehrt ist, sein will, daß die Einsamkeit und Hingabe an den Gottesgedanken geradezu verachtet wird. Bei diesem Zustande ist es Zeit, den Wert der Einsamkeit und innerer Beschaulichkeit anzudeuten und das Recht des Einzelnen auf diese seelische Lebensführung zu manifestieren. Nach meiner Erfahrung liegt im geistigen Leben ein *realeres* Glück als im materiellen, sinnlichen. Realer deshalb, weil es persönlicher, intensiver und unzerstörbarer ist, weil es den Zufälligkeiten der Welt weit weniger unterworfen, von Furcht und Angst vor dem Verlieren viel weniger belagert ist, als die Freude an dem Stofflichen. Man betrachte sich einmal einen Geldjäger, oder einen Erfolggierigen gegenüber einem beschaulichen Menschen, der ein Innenleben führt. Der eine unruhig, gehetzt, friedlos, ein Spiel äußerer Umstände und diesen häufig unterliegend; der andere ebenmäßig, zufrieden und heiter.

Die von der ersteren Gattung, die Dutzendleute, mögen es auch nicht begreifen, wie ein Mensch so leichthin die Geselligkeit der Menge entbehren und

mit sich selbst zufrieden sein könne. Sie ahnen es nicht, wie wertlos diese Geselligkeit für einen tieferen Menschen ist. Wertlos und gefährlich, weil sie jeden, der ihr nahet, so leicht ins Banale und Gemeine zieht. Es kann einer nicht leicht unbedeutend genug sein, um in landläufiger Geselligkeit etwas zu gewinnen, eher verliert bei ihr noch der Unbedeutende sein bißchen Persönlichkeit.

Wir müssen lernen — und das ist das große Gebot der Zeit — lernen, wieder Persönlichkeit zu werden. Das lernt man in der Einsamkeit bei sich selbst. Wer in sich selber schaut, sich selber fragt und zu beantworten sucht in allem, was in ihm und außer ihm ist, wer Ewigkeitsgedanken hat und ihnen nachhängt — der macht seine Seele größer und stärker. Stärker nicht bloß für das innere Leben, vielmehr für die gemeinfrohe Werktätigkeit nach außen hin.

Das hat besonders Dr. Josef Prenner in seinem Büchlein: „Das Recht der Zelle. Gedanken über das beschauliche Leben" (Graz, 1902) gut gesagt. Diese Schrift tritt geradezu für das Klosterleben ein, „für jene" — wie moderne Phraseurs sagen würden — „Parasiten, die es aus dem Volke herausschinden und in ihre geilen Bäuche stecken." Das ist nun freilich nicht so gemeint, als ob die Leute Mönche werden sollten, um im Müßiggang zu schlemmen und allerlei Lüsten zu fröhnen, sondern vielmehr so, daß jeder, der die Neigung in sich fühlt, auch heute noch das Recht habe, sich in die Klosterzelle zu flüchten, um dort in Entbehrung weltlicher Freuden ganz dem Geistigen und

Ewigen zu leben und mit den aus solcher Beschaulichkeit entspringenden sittlichen Kräften sich und die Mitmenschen zu stärken. Der Verfasser des genannten Büchleins behandelt die Idee des beschaulichen Lebens, welche die Idee der geistigen Sammlung und Vertiefung ist, ohne die eine geistige Tat überhaupt nicht möglich sein kann. Alle Forscher, Erfinder, Künstler und Dichter führen in diesem Sinne ein Einsiedlerleben; alles Große, das Menschen je geleistet, geht aus der Einsamkeit, aus der Vertiefung geistigen Schauens hervor. Und so wie der Gelehrte, der Erfinder und Künstler das Recht auf die Zelle hat, um in der Einsamkeit sein Werk ausreifen zu lassen, so hat es auch der Gottsucher, der mit Freuden die weltlichen Kreise hingibt, um die göttlichen zu finden. — Soll man's denn immer wieder sagen, daß der Mensch nicht allein da ist, um weltliche Werte zu schaffen, die ihn doch nie und niemals befriedigen können, daß er vielmehr ein Entfalten und Ausleben seiner geistigen Persönlichkeit beanspruchen darf und soll, nicht bloß in Wissenschaft und Kunst, wohl auch in Religion, die doch unter allen Umständen ein wichtiger Faktor unseres Lebens ist!

Unser gesellschaftliches Leben ist so über alle Maßen unbehaglich, ja unheimlich geworden, daß mir die Zeit schon recht nahe scheint, in der sich eine Flucht in die Einsamkeit vollziehen wird. Viele werden hingehen, nicht etwa, um dort ein egoistisches Leben zu führen, sondern um sich eine Zeit lang

zu sammeln für ein ernstes, treues Arbeiten zum Wohle der Menschen. Bei geistiger Arbeit ist eine solche Sammlung selbstverständlich, die ist ohne Einsamkeit nicht denkbar; doch selbst der Gewerbsmann sendet aus der kleinen Werkstätte bessere Produkte in die Welt, als aus der Fabrik. Wenn nun mancher Weltflüchtling sich in die Klosterzelle verschließt, um dort im heiligen Nachsinnen über das Unendliche, in Anbetung Gottes sein Leben oder einen Teil desselben zuzubringen, so ist das sein volles Recht, verbürgt gerade durch den modernen Zeitgeist, der dem Menschen die persönliche Freiheit, die Selbstbestimmung gegeben hat. Dieses Recht könnte man nicht einmal dann absprechen, wenn der Klösterling seine Tage tatlos verleben und verträumen würde. Lebt doch auch der Rentner wo und wie er will. Freilich, gutheißen könnte man das nicht. In süßlich frommer Stimmung dahinträumen, das gibt keine Kraft und ist nicht Beschaulichkeit. Diese ist das Beschauen einer bestimmten Wesenheit, ein angestrengtes Tieferblicken in Geheimnisse, ein Forschen. Es muß nicht ein wissenschaftliches oder theologisierendes Forschen nach Gott sein, das da in der Klosterzelle vor sich geht, es kann ein inniges Gefühl der Anbetung und Liebe sein — mehr Gefühl als Gedanke, im Herzen eine Wärme und Kraft sammelnd, die in sich selig macht und geeignet ist, auch andere sittlich zu erheben und das Wünschen mit dem Muß des Geschickes in Einklang zu bringen. Sittliche Erhebung und innere Harmonie, sind das denn keine Lebensgüter? Sind sie

etwa für unser Dasein weniger wichtig, als eine elektrische Verkehrsanlage oder eine städtische Wasserleitung?

Wenn man unsere Kultur betrachtet, diese äußerlich so sieghafte, innerlich so trostlose Kultur, die aus den Menschen etwas wie Homunkeln macht, dann kann es nicht Wunder nehmen, wenn ernstere, seelisch anspruchsvollere Leute am Ende ihr Heil in der Klosterzelle suchen. Ich weiß mir allerdings andere Einsamkeiten, wenn ich geistig frei werden und Ewigkeitsdinge beschauen will.

Auf glatt gemähtem Rasen unter Silberweiden, am vorüberwogenden Alpenfluß, der zwischen steilen dunklen Waldbergen hervorkommt, in der Ferne sehend die schimmernden Gletscher, am Himmel gestaltenreiche glänzende Wolken — da ruhe ich, blicke hin und bin selig. Es ist anfangs kein Schauen, es ist kein Denken, es ist nur ein weiches, süßes, ein unbeschreibliches Seelenbehagen — die Wirkung der Schönheit. Allmählich wird das Empfinden zum Denken, das Sehen zum Schauen. Die heilige Majestät der Natur erinnert mich an die Allmacht Gottes. Das, was mich umgibt und trägt, ist das sichtbare Sinnbild des Reiches Gottes, ich stehe mitten darin und gehöre dazu. Ich denke, wie diese Berge entstanden sein mochten, nach welchen ewigen Gesetzen diese Wasser steigen und fallen, diese Lichter leuchten. Ich denke an die Gewalten, die langsam diese Steine meißelten oder plötzlich diese Felsen spalteten; die Gewalten, so furchtbar sie sein mögen,

sie ängstigen mich nicht, je größer sie sind, je sicherer fühle ich mich geborgen in ihnen, denn es ist dieselbe Kraft, die auch mich trägt, erhält und verwandelt, die meinen Geist in Gestalten bringt, in denen er an der Brust Gottes ewig lebt und schafft zu immer reinerem Bewußtsein der Seligkeit. Ich betrachte das Geschick der Menschheit, wie sie rang, wie sie irrte, wie sie litt; wie sie sich immer wieder aufbäumt gegen das Elend, gegen das Gemeine und immer wieder zurückgeschleudert wird und doch den Glauben an den Sieg nicht fahren läßt. Dann kommen mir am Ufer des rauschenden Alpenflusses in den Sinn die lieben Seelen, die schon verwandelt sind, meine Verstorbenen, die mit mir einst in irdischer Gemeinschaft waren, wie sie jetzt in geistiger Gemeinschaft mit mir sind. Ich sehe und fühle, wie sie einst gejubelt und geweint haben, Freuden und Leiden, die ihnen von mir kamen, sind jetzt *meine* Freuden und *meine* Leiden. Und in Mitleid mit ihrem einstigen Weh, erinnere ich mich der Menschen, die noch leben. Mißmutig vielleicht bin ich heute morgens von ihnen geflohen, da sie in ihren Gebrechen und Fehlern doch meines Beistandes bedürftig sind! Da sage ich mir: du weinst, mein Herz, weil du Vergangene versäumt hast, und versäumst nun auch die noch Lebenden? Gehe zu ihnen, wenn sie auch gemein und armselig sind, du bist es in einer anderen Weise auch, sei gut mit ihnen und hab' sie lieb. — In solchem Sinne ist mir das Herz warm geworden und ich eile zu den Mitmenschen,

um ihnen etwas sein zu können. Und meine Lust und Kraft dazu ist größer als vorher.

Das ist eine Art jener Beschaulichkeit, die wir meinen. Sage nun, weltgesinnter Leser, ob diese Beschaulichkeit ein Müßiggang ist, oder sage, ob die einsamen Spaziergänge des Poeten ein Müßiggang sind. An den emsig arbeitenden Steinschlägern, Schmieden, Heuern und Schnittern schlendert er nachlässig vorüber, sie ärgern sich über den Nichtstuer, aber nach Jahrzehnten, da das Erzeugnis ihrer Arbeit längst spurlos verschwunden ist, wirkt die Dichtung, die auf jenem Spaziergang entstanden, begeisternd und beglückend fort in der Menschheit. Und die großen Gelehrten und Erfinder, ich sage es noch einmal, nirgends anders sind ihre Werke aufgekeimt, als in der Einsamkeit, in der Zelle, die der Menge oft nur als Ort der Faulheit erscheint.

Wie die Welt heute geworden, ist also die wiedererwachende Neigung nach Einsamkeit und Beschaulichkeit ein gar erfreuliches Ding. Wir alle sind nach Äußerlichem strebende und an Äußerlichem hangende Leute geworden; wir haben an uns wieder eine Menschwerdung zu erfüllen, eine Wiedergeburt jenes Teiles unseres Wesens, den wir Seele nennen.

Wer sich nur in der Menge glücklich fühlt, der weiß nicht, was das heißt, ein Mensch sein. Zu diesem Wissen kommt man erst in der Einsamkeit. Leute, die in der Menge sich selbst verloren, suchen die Einsamkeit und finden sich dort wieder; Geisteskranke werden in der Einsamkeit oft gesund, Unglück-

liche in der Einsamkeit glücklich. Denn es ist ein unendlich großes Glück, sich selber wiederfinden! Freilich gibt es sehr viele Leute, die trotz ihrer egoistischen Schlauheiten, trotz ihrer flunkernden Geistreichigkeiten kein geistiges Ich haben. Solche können sich natürlich auch in der Einsamkeit nicht finden, solchen ist das innere Leben tiefgründender Beschaulichkeit verschlossen. Sie können sich selbst bespiegeln, aber sie können sich nicht beschauen, sie können nie zu sich kommen, sich nie selbsteigen über die Welt erheben, sie zersplittern ihren Willen für alltägliche Angelegenheiten und sind die Sklaven des kleinlichen Zufallsgetriebes in der Masse. Die Einkehr bei sich selber ist etwas, das unser heutiges Geschlecht ganz verlernt hat und die ihm so not täte, wie tägliches Brot. Das Asyl bei sich selber ist der beste Gottesfriedenkreis über der Unruhe und den Widerwärtigkeiten des Erdenlebens.

Gibt es nicht viele solcher, wie jener Mann war in den Wäldern des Teufelssteingebirges? Der war auf der Bergtour zufällig von seiner lustigen Gesellschaft abgekommen, hatte sich verirrt und war stundenlang wie gehetzt im Walde umhergelaufen. Einem ziegenhütenden, blöde glotzenden Halbkretin hatte er sich angeschlossen, dem ging er nicht von der Stelle. Der Mann suchte sich mit ihm vergeblich zu unterhalten, verkam aus Langeweile und konnte sich doch nicht entschließen, allein weiter zu gehen. Denn die Gesellschaft des Trottels war ihm immer noch lieber als seine eigene. Der mußte sich nicht

schlecht langweilig vorkommen! Andere wieder scheinen sich vor sich selber zu fürchten, sie werden in der Einsamkeit unruhig, geängstigt, es fallen ihnen, wenn sie nicht immer in zerstreuender Gesellschaft sind, allerhand unangenehme Sachen ein, vielleicht auch hebt böses Gewissen sein häßliches Haupt empor — sie fliehen vor sich selbst, wie vor einem bösen Feinde. Für jeden ist also die Einsamkeit nicht, mancher — man sieht es ja wohl oft — wird in ihr ein Narr, ein Wahnsinniger.

Solchen Armen Beschaulichkeit zu predigen wäre Torheit, sie gehören in die Herde. Jenen jedoch, die einige Anlage dazu haben, sollen sie üben, sollen zeitweise den Markt des Tages verlassen, sich zurückziehen, sich bescheiden und abhärten, sich dem Vergänglichen zu entwöhnen suchen und ihren Sinn dem Ewigen zuwenden. Dem Ewigen in sich und im All. Und wenn sich viele und immer mehr darauf besinnen, dann wird's bald anders aussehen auf der Welt. Vielleicht weniger „fortschrittlich“ und gefräßig, weniger rücksichtslos und roh, weniger feindselig und unselig. Ich sehe es kommen, daß wir Tiere wieder zu Menschen werden. Und selbst wenn die Klosterzelle der Käfig ist, der das Raubtier bezähmt — so ist es gut. Ich sehe die Zeit kommen, da die Menschen wieder große Weihestätten gründen werden, wo viele zusammen, doch jeder für sich lebt der befruchtenden Einsamkeit. Wenn sie solche Stätten mit Kunst schmücken, den Gott- und Ewigkeitsgedanken mit Schönheit umrahmen, um so besser. Es ist ihr gutes

Recht, das zu tun und wenn es nicht aus unfreiwilligen Mitteln anderer, sondern auf eigene Kosten geschieht, so kann's niemand wehren.

Das Hasten und Jagen der letzten Zeit war zu groß. Das zwanzigste Jahrhundert wird nicht vergehen, ohne der müden Menschheit ein großes Rasten und einen heiligen Frieden gebracht zu haben. — Aber wie der Unfriede bis aufs äußerste ging, so wird auch das Ruhen bis aufs äußerste gehen, so daß einst wieder Wecker erstehen werden mit dem Rufe zur Arbeit. Denn auf segensvollem Mittelwege vermag die taumelnde Menschheit nicht lange zu verharren. Dieser Mittelweg wäre: bete und arbeite. Ist es aber schon der Menge nicht möglich, dieser Kurs stets einzuhalten, mancher einzelne vermag's zu vollbringen. Die Arbeit, wenn sie echt und recht ist, macht ihn geschickt zur Beschaulichkeit, und die Beschaulichkeit stark zur Arbeit.

Ein moderner Dämon.

Nach der stärkenden Nacht schreite ich durch den kühlen, feuchten, sonnendurchfunkelten Baumgarten. Die Vögel singen so leidenschaftlich wie Menschen, wenn sie Liebe und Wonne fühlen. — Vom Sommerhäuschen her das trauliche Geräusch des Alltagslebens. Ich setze mich auf die Lindenbank, in der Hand ein schönes Buch. Der Morgen eines Tages, der ganz mein sein wird; denn die drohenden Besuche abzulenken, ist gelungen, und die Post ist gnädig gewesen. Kann jemand ermessen, was das heißt, einen ganzen langen stillen Sommertag ganz allein für sich zu haben? Wer erst wenige Tage vorher dem Stadtlärm entkommen ist, um ländlichen Frieden zu atmen, der, dächte man, sollte die ruhige Einsamkeit zu schätzen wissen.

Doch anstatt sehr glücklich zu sein, war ich sehr unzufrieden — natürlich, ohne zu wissen, warum. Über das schöne Buch schweifte das Auge zwischen den weißstämmigen Birken hinaus in die fernen blauen Berge. Lesen? In diesem engen drückenden Garten sitzen bleiben und lesen? Oder mit den Kindern allerlei Kindisches treiben? Oder in der Hängematte warten auf den Mittag, und von Mittag aufs

Vesperbrot und endlich auf den Abend, der ewig nicht kommen will? Unerträglich.

Da haben wir's — das denkbar größte idyllische Glück unerträglich! Ein sachtes Bangen zieht mich hinaus in die Täler, an die Bergeshänge, auf die Höhen, die mir nichts Neues bieten, weil ich sie hundert Mal schon bewandert habe. Hatte es mich doch allemal, so oft ich draußen war, gelangweilt an den Wässern, verdrossen in den Wäldern, zu sehr umwindet auf den Almen — daß ich bald wieder dem Heim zuwanderte! Und jetzt, wo man so bequem sitzen oder sich geruhsam ergehen könnte im heimlichen Baumgarten, will's nicht behagen, man muß hinaus, irgend wohin. Wohin denn? Das weiß ich nicht. Der Wege ziehen viele nach allen Richtungen, man kann gehen, fahren und reiten. Aber auf den Straßen ist's zu staubig, auf den Matten zu sonnig, in den Schluchten zu feucht; auf die Berge ist's zu steil, auf die Almen zu weit, ins Hochgebirge zu beschwerlich. Und zu Hause — Ödheit. Vielleicht arbeiten? Wieso? Arbeiten kann man, wenn's regnet. Die schönen Tage müssen ausgenützt werden. Also erfüllt mein Wesen ein abenteuerliches Unbehagen. Ich schaue in mich und suche nach der Ursache — und finde sie nicht. Darf man den Zustand modern nennen? Unzufrieden mit dem, was man ist und hat, ein Verachten des Naheliegenden, und wäre es das Beste, ein Hangen und Verlangen nach Dingen und Verhältnissen, die — man eben nicht kennt. Würde man sie kennen, würde man wissen, was man will,

gleich wäre der Reiz beim Satan, oder der Satan beim Reiz. — Ruhelos! Kaum daß wir in unseren bequemen Wohnstätten seßhaft geworden sind, fängt Nomadenblut an, sich zu regen — unbändiges Nomadenblut. Was ist das? Was ist es nur? Es ist die Unrast des Suchenden. Das frühere Ideal — Beständigkeit, das heutige — Wechsel. Alle Heimständigkeit ist hin. Man sagt, es sei Bedürfnis geworden, zu reisen, um nicht zu verrotten, nicht zurück zu bleiben, denn alles reist. Und es sei Bedürfnis geworden, zu gewissen Zeiten in den Alpen zu sein, in den Hotels der Seen zu wohnen und hohe Berge zu besteigen. Alles spricht davon, überall liest man darüber, alle gesellschaftlichen und Verkehrseinrichtungen zwingen nachgerade darauf hin. Was ist das nur? Ist es, weil die Menschheit gähnt? Sie will doch Geld erwerben! Aber hierin gibt es halt noch immer kleine Unterbrechungen, und sie gähnt jeden Augenblick, da sie nicht Geld erwerben kann.

Du gütiger Gott, das wird doch keine Standrede gegen das Reisen sein sollen! Wo in aller Welt gibt es denn etwas Schöneres, Bildenderes, Erhebenderes, als eben — in aller Welt. Wo ist denn etwas Himmlischeres, als die Naturfreude — die Gnade, die Gott dem modernen Menschen aufbewahrt hat zum Ersatz für so vieles andere, das er verloren! — Wenn die Leute, die reisen und reisen können — nur auch reisen **können**! Wie treiben sie es denn? Die wirklichen Genüsse und Seelengewinne wiegen

bei weitem nicht auf die Kosten, den Zeitverlust, die Mühsal und den Ärger, wenn der Philister reist. Man reist bloß, um zu reisen, klettert, um zu klettern, läßt sich in allen denkbaren Vehikeln herumwerfen, gibt Geld aus — und wenn's vorbei ist, hat man nicht das Gefühl einer genossenen Erholung, sondern einer getanen Arbeit. Man freut sich, daß sie getan ist, und ist befreit von dem Alp, der gedrückt hat. Denn wochenlang hat man vorher die Reise beredet, für sie gespart, auf sie vorbereitet. Endlich sind sie da, die Beschwerden der Eisenbahnfahrten, die zweifelhaften Nachtquartiere, die ungewohnte Kost, die rupfenden Kellner und lümmelhaften Lohndiener und die touristischen Bedrängnisse aller Art. Es ist ein Schimpfen und Fluchen und Seufzen wochenlang, oder ein Prahlen und Großtun und fremden Leuten glauben machen wollen, man sei mehr als Krämer oder Gerbermeister. Und doch bringen sie nicht ein Wort über die Lippen, das nicht nach Kleingeld oder Leder riecht. Endlich vom Salzkammergut, oder von Tirol, oder gar von der Schweiz heimgekehrt, wissen sie nichts anderes zu erzählen, als wie man in diesem oder jenem Hotel gegessen, auf dieser oder jener Bergpartie übernachtet, und wie viel man für diese und jene Fahrstrecke bezahlt hat. Solche geistige Anregung hält aber auch monatelang vor, bis wieder die Zeit kommt für neue Reisepläne. — Daß es der gebildete Philister um ein paar Grade höher macht, als der ungebildete, ist richtig, kommt aber am Ende doch aufs Gleiche

heraus. Es sind halt sehr oft nicht Bedürfnisreisen, es sind Renommierreisen.

Da meine ich natürlich nicht die wirklichen Touristen und Naturfreunde, wovon viele im Laufe des Jahres sich manches Nötige versagen, um ein paar Bergtouren machen zu können, wovon viele Gesundheit und Leben einsetzen für Naturgenüsse, die hehr und heilig sind und den ganzen Menschen durchglühen und glücklich machen. Das sind mir die rührendsten Gestalten unseres ganzen modernen Lebens. Ich meine auch nicht die Sommerfrischler, die — so lange unsere Weltgiftstätten „Stadt“ genannt, immer noch wachsen — die paar Wochen Landluft so nötig haben, wie der Fisch das Wasser.

Ich meine manch' andere und — mich selbst nicht zuletzt. Wenn man im stillen frischen Garten sitzt, mitten in einem Kranz von grünen Bergen, und doch keine Ruhe hat, sondern fort will in unbestimmte Ferne — so ist das einfach, als wäre man besessen von einem Dämon. Es ist nicht so, als ob man sich nach bestimmten Gegenden oder Ortschaften oder Menschen oder Kunstwerken oder Naturwundern sehnte — man hat vieles schon zum Überdruß gesehen, man hat Abscheu vor den Widerwärtigkeiten des Reisens, vor den Unbilden der Witterung, vor dem Durcheinandergeschütteltwerden mit allerlei oft recht widerlichen Gesellen — und doch muß man fort. Mancher hat das Glück gehabt, oft schon die Alpen zu schauen, und hat die Gabe, in mächtiger Phantasie sich alle ihre Herrlichkeiten leben-

dig vorstellen zu können, so daß ein solch geistiges Wiederschauen fast vollgültiger Genuß ist — und doch kann er nicht in seiner heimlichen Frohrast verbleiben — er muß fort ins Unstete, Unwirtliche hinaus. Das ist der Dämon.

Ein Dämon, aber trotz alledem keiner der schlimmsten. Die Freuden, die er verspricht, hält er auch, wenigstens denen, die sie verstehen. Unter Umständen läßt er sie mit dem Leben bezahlen, und wenn Alpentouristen immer wieder in die Gefahr gehen, so bezeugen sie damit, daß diese Freuden mit dem Leben nicht zu teuer bezahlt werden. — Den Seligen wird die Anschauung Gottes verheißen. Das Schauen und Anschauen ist der uneigennützigste aller Genüsse. Was ist es anders, als Anschauung Gottes, wenn wir seine Schöpfung schauen und dabei das tiefste Glück empfinden? — Aber ist nicht auch in meinem Garten Gottes Schöpfung? Warum zieht's mich davon? — Ich suche zu antworten. Einmal: die Zeit ist ein rasch fliegendes Wandelpanorama geworden, so hat sie den Menschen verwöhnt, in immer rascherem Laufe immer anderes zu sehen. Daher weiß ich mir bei meiner Gebrechlichkeit kaum etwas Feineres, als in einem Wagen hinzufahren durch schöne wandelnde Landschaften, im tauigen Morgen, in der Mittagssonne, in der Abendkühle. Die Landschaft in allen ihren Formen, Farben, Lichtern und Schatten, mit dem unerschöpflichen Gaukelspiel der Wolken am Himmel! Alles kommt reihenweise oder kreisend mir entgegen, an mir vorüber, die näheren

Dinge eilend, die ferneren und großen majestätisch langsam — Gärten, Auen, Wälder, Felsen, Wälder. Die vom Blitz gespaltene Tanne, der geflüchtete Stein, der dämmernde Tümpel, auf Augenblicke sogar der kreisende Adler, das scheuflüge Reh, dann der dunkle Frieden in den Gründen, das Rauschen, Klingen und Leuchten in den Höhen. Immer gleich und immer anders, wie ein Stückwerk, wie ein Stümperwerk — immer ein vollendetes Bild. Wer wüßte die Stimmungen? — Nichts Feineres, als unter fieberndem Reiserausch so hinzugleiten im Wandel des Beständigen, in der Beständigkeit des Wandels. — Müde, vielleicht krank komme ich heim, aber die arme Seele hat kaum auf ein Weilchen Ruhe.

Das hätten die Alten nicht verstanden, wie man aus einer Fahrt oder Wanderung über Berg und Tal, durch Wald und Au des Schauens wegen so viel Wesens machen kann. Was daran Jagd und Landwirtschaft war, und höchstens einmal eine Natur-Kuriosität, sonst sahen sie nichts. Vor dem, was uns heute entzückt, fürchteten sie sich — im übrigen war ihnen die Landschaft leer. Naturschönheiten in unserem Sinne gab es nicht, das unruhvolle Verlangen, sich in besondere Naturstimmungen zu versetzen, gab es nicht — da war es leicht, im Garten sitzen zu bleiben, oder sich gar auf die Bank hinzustrecken und zur Krönung des Behagens eine Pfeife zu rauchen. Doch mir ist mein fiebernder Reise- und Naturfreudenrausch beinahe lieber als jene Behaglichkeit.

Wenn nur auch jeder Tourist diesen wollen, bei-

tigen Naturrausch empfinde. Aber viele von ihnen, sie fahren, sie laufen, sie steigen, sie klettern. Sie wollen gerade einmal wissen, wer stärker ist und wer's besser kann — weiter ist's nichts. Oder sie wollen genau nach Metern wissen, wie hoch ein Berg, wie weit eine Höhle, wie tief ein See ist, freuen sich unbändig, alle Belanglosigkeiten ausmessen zu können, und sind verstimmt, wenn es schon vor ihnen in Richtigkeit gewesen. Wo kein Weg, da wollen sie gehen, wo kein Steig, da wollen sie klettern, wo keiner noch war, da wollen sie hin. Rechthaberei in den einzelnen, [illegible] in den weißen Zöllen.

In den Monaten August und September fluten zwischen Graz und Genf wiederkehrend zwei Millionen Menschen in den Alpen herum, dreiviertel davon Sonntagstouristen und Sommerfrischler. Das sind so recht die vom Dämon Gejagten und Gehetzten; kein Bergwirtshaus, das nicht erschallte von ihren Prahlereien, kein Alpenfriedhof, auf dem nicht ein Unterofflicher läge.

Der Dämon Alpinismus!

Die ganze zivilisierte Welt liegt in seinem Banne, die Alpen sind Gemeingut der Völker geworden. Der Amerikaner steht auf dem Montblanc so eigenmächtig auf seiner Eisschneide, wie der Engländer; der Hamburger ist auf dem Glockner so gut daheim, wie der Wiener. Kaum eine Stadt im weiten Deutschen Reich, die nicht in den Alpen ihr Touristenhaus besitze und nicht jährlich ihre Kletterer schickte; geborene Flachländer können es bald so gut, als die Älpler, wenn

nicht besser. Viele Alpenhotels sind um diese Zeit nicht minder belebt, als die Restaurants unter den Linden oder auf der Ringstraße, und wo einst nur armer Hirten ein weltfremdes, genügsames Sommerleben geführt, tummelt sich heute die feine, üppige Welt und spielt sich Weltgeschichte ab. Der Sohn verdient sich als Bergführer an einem Tage mehr, als sein Vater, der Senner, einst sich im ganzen Sommer verdient hatte.

Hunderte aller Stände — der Professor wie der Priester, der Beamte wie der Künstler, der Kaufmann wie der Offizier, mit Bruder und Schwester, mit Weib und Kind — diese Menschen, die sich sonst zur Sommerfrische in den sonnigen Dörfern der Ebene niedergelassen hatten, steigen nun empor in die Wolkenregion, zu den Firnen und noch höher ins Felsengebiet, um am Rande des Eises sich von den häßlichen Regungen der Kultur ein wenig zu erholen. Und wenn diese Sommerfrischler sich einen besonderen Festtag machen wollen, so steigen sie auf der Eiswand weiter, über die zerrissenen Gletscher hinan in Bereiche, wo kein Halm, kein Wassertropfen mehr sein kann, wo die Luft zu dünn wird für die Menschenlunge. Mit unsäglichen Beschwerden und Gefahren ringend, steigen sie immer noch höher, bis zum erhabensten Gipfel, um dort, vom eisigen Sturm umbraust, es kaum fünf Minuten auszuhalten und dann zerschunden und zerschlagen zutal zu kommen, oft kaum einen anderen Gewinn im Herzen, als die Vorstellung, drei- oder viertausend Meter hoch oben

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Weil aber die [illegible] auf die Dinge noch [illegible] wird, [illegible] die Welt ist launig. Es kommt zu [illegible]. Was die [illegible] nach [illegible]: Kann der Mensch fliegen? Kann er die [illegible] machen, daß man [illegible] wie auf [illegible], und kann [illegible] in den Himmel [illegible]? Kann er auf der Spitze des [illegible], so daß man in ganz Europa [illegible]? Kann man Berge mit einem Schlage in die [illegible] oder eine [illegible] bringen, daß sie [illegible] auf den ganzen [illegible]? Nein, andere Wunder noch größere kann der Mensch im großen. Wenn man die Zeitungen liest: [illegible] mit [illegible] Tonnen, [illegible] mit [illegible] mit mehr [illegible] als [illegible] Tonnen, [illegible] mit [illegible] Tonnen, das sind schon die höchsten Spitzen der [illegible] Gewalt — Das waren so seine Lieblingsgedanken. Er ging wirklich mit der Idee um, zur Ergötzung einmal zwei schwere Eisenbahnzüge in [illegible] Fahrt zusammenrennen zu lassen. Er kaufte eine kleine Eisenbahnstrecke, er kaufte die Züge, [illegible] die [illegible], sie [illegible] die [illegible] nicht gestatten. Sie konnte er sich und seinen [illegible] das Schauspiel nicht bieten, wie zwei [illegible]

[illegible] aneinander prallten, unter Feuer und Rauch hoch in die Luft springen und dann weitum in tausend Scherben zur Erde fallen. Um der [illegible] anstalt die Gesellschaft zu entgehen, verbirgt er sich hinter solchen Unternehmungen, doch konnte er die Verurteilung durchaus nicht vermeiden. Kann ein freier Mensch mit seinem Vermögen nicht schalten und walten nach Belieben?

Man könnte [illegible] und [illegible] zu [illegible], einfältigen Geschichte schreiben.

Eine Eigenheit solcher Leute, die sich die Zeit nicht zu vertreiben wissen, ist die, daß sie — [illegible] Zeit haben. Sie eilen und hasten immer. Da sie nie einmal erreicht, daß sie wirklich beschäftigt hätte, so glauben sie es immer zu versäumen. Auch ist es die Langeweile, die sie jagt, und die Ungeduld, endlich irgendwie aus dem [illegible] Zustande herauszukommen. Sie haben an sich [illegible] nicht in Ordnung, sie wollen besser haben, darum rennen sie so.

[illegible] hatte ihm der Wagen zu langsam.

„Schneller, Franz, schneller, wir kommen zu spät!“ drängte er, höchst aufgeregt in seinem Jagdwagen, der, von zwei feurigen Hengsten gezogen, rasch und leicht die Straße dahinglitt. Der livrierte Kutscher brummte [illegible] an.

„Wann geht der Zug?“

„Um zehn Uhr fünfzehn, Euer Gnaden,“ berichtete der Kutscher [illegible] vom Bock zurück.

„Wann?“

„Morgen, Herr Grafen."

Der Herr warf einen Blick auf seine Weise gol-dene Uhr. „Weißt du, daß es zehn Uhr ist?"

„Sie geht nach, sie geht nach."

„Sind die Pferde eingespannt?"

„Alles in Ordnung, Herr Grafen."

„Gut — schnell, schnell!"

In flottem Trabe ging's dahin auf der weißen Straße zwischen den Pappeln. Die Sache war sehr wichtig. Herr von [illegible] wollte mit dem Courier-zug in die Stadt fahren zum Wettrennen. Wenn er zu spät käme! Nicht auszudenken, wie un-angenehm! Alle Kavaliere beisammen, der ganze Adel am Start. In allen Gliedern zuckte es ihm. Und wie gleichgültig er dasaß, der dumme Kutscher! Am liebsten den Riemen aus der Hand reißen möchte er ihm — verstünde er sich nur besser auf die Pferde, die erst seit wenigen Tagen in seinem Besitze standen. Es schmeichelte ihm, er sah nichts als den weiten Renn-platz, die schnaubenden Tiere und die lustigen Reiter. Den Bahnhof sah er noch nicht, der Zeiger auf der kleinen Uhr ging unerbittlich weiter.

Endlich auf der Brücke über dem Flusse. Das Wasser floß trüb und schnell dahin, im Gebirge war Nachts wohl schwerer Regen niedergegangen. Etliche Hölzer [illegible] auf dem Fluß und tauchten manch-mal nieder. Am schmutzigen Ufer warteten Kinder mit [illegible] Stöckchen, die Einige versuchend, auf denen sie [illegible]. Plötzlich riß der Kutscher die trappelnden Pferde zurück.

„Was ist's?“ rief Herr von Gadebusch. Der Kutscher war schon abgesprungen und lief ans Ufer hinab. Der Herr fing schließlich an zu poltern, er drohte dem Kutscher mit geweihten Flüchen und er dachte im Augenblick, der Kutscher sei wahnsinnig geworden und wolle sich ertränken. Er versuchte es mit dem Peitschenriemen, brachte das Gefährte in Verwirrung und sah es nicht, was unten am Flusse vorging. Der Kranz schwamm auf dem Flusse einem Kinderköpfchen nach, das wie eine Kugel dahinrann und zeitweise verschwand, zeitweise mit einem Arm oder einem Bein wieder auftauchte.

Herr von Gadebusch fuhr mit Roß und Wagen auf der Straße im Zickzack hin und her, das eine Mal prallte er an den Randstein, das andere Mal lief er Gefahr, in den Graben zu fahren. Nein, diesen Tag des „Neuerns“ hatte er sich anders gedacht. Endlich war er im Orte, bog um die Kirchenecke dem Bahnhof zu — der Kurierzug dampfte eben davon.

Eines so lähmenden Zornes als diesmal hatte der reiche Mann sich schon lange nicht mehr zu entsinnen gehabt. Er wetterte nicht einmal. Die Arme ließ er herabhängen. So viel Geistesgegenwart hatte er noch gehabt, um die Pferde dem Portier zu übergeben. Er selbst stand nur so da — völlig stumm. Ein einzigesmal brachte er, und mit merkwürdig zitternder Stimme das Wort „Kanaille!“ Dann setzte er sich und verhandelte mit dem Beamten wegen eines Extrazuges. Der konnte nicht beigestellt werden

Plötzlich begann der Herr zu reden darüber, daß sich alles gegen ihn verschworen. Wozu es überhaupt Eisenbahnen gäbe, wenn man um gutes Geld keine Extrazüge haben könne! Das sei eine unglaubliche Wirtschaft — aber er werde es sich zur Notiz nehmen. Der Extrazug konnte trotzdem nicht beigestellt werden. Der Herr machte mit dem Arm mehrmals die Bewegung, als haue er mit der Reitpeitsche drein. Es war wirklich nicht zur günstigen Zeit, als Franz jetzt daherkam in durchnäßtem Gewand, und mit glückstrahlenden Augen seinem Herrn schon von ferne zurief: „Es ist gelungen, Euer Gnaden, es ist gelungen!"

Das bombenschwere Schimpfwort, das ihm vermeint gewesen, konnte nicht heraus, der Zorn engte dem Herrn zu sehr die Gurgel. Arglos und fast atemlos erzählte der Bursche: „Unterwegs im Laufen — da hab' ich ein Vaterunser gebetet für meinen Vater — daß er mir das Schwimmen hat lernen lassen. Nur noch ein kleines Randerl, und zu spät wär's gewesen. Den Wegmacherleuten gehört's."

„Was gehört den Wegmacherleuten?"

„Das Kind, Euer Gnaden."

Der Herr stellte sich nun einmal knapp vor den Burschen hin, am Rücken die beiden Fäuste. Und nun begann's: „Ist das Luder so boshaft oder so dumm! Der Zug ist davon, hörst du's, Franz? Der Zug ist ab! Und du stehst da und gaffst drein. Ein solches Ungeheuer ist mir noch nicht vorgekommen. Du — du!" Und nun wurde der wutbrennende Edelmann

eine einzige kompakte Beleidigung. Aus seinem Munde begannen so wahnwitzige Beschimpfungen und so grausige Drohungen zu sprühen, daß der Franz bestürzt dastand und vergaß, den Mund, der von seiner frohen Botschaft her noch offen stand, wieder zuzumachen. Aus dem ganzen Sturme schien ihm hervorzugehen, daß er entlassen sei. Und so ging er sachte davon. Gegen das Wegmacherhaus ging er hinüber, zu sehen, was das Kind mache. Vor der Tür lagen in einem schwammigen Häuflein die verschlammten Kleidchen. Das Mädchen lag drinnen auf einem rotgestreiften Kissen und schlummerte. Der Arzt saß daneben und beruhigte die Mutter. „In ein paar Tagen springt die Kleine wieder auf der Wiese um," sagte er, „aber hier — deinem Kindesvater könntest du ein trockenes Gewand leihen. Er schweppert ja." Freilich „schwepperte" er, der ihrem Liebling nun das Leben gegeben hatte. Es fröstelte ihn aber weniger wegen der feuchten Kleider, als vor dem Zorne seines Herrn. Das Wegmacherweib brachte einige Kleider ihres verstorbenen Mannes. Als er drin stak, sagte er: „Weil ich schon einmal in diesem Futteral stecke, so könntest du mich eigentlich gleich dabehalten. Ich bin zu haben." Er lachte, damit sie wisse, daß es nicht etwa gar ein ernstlicher Antrag sein sollte. Es war nur Spaß. Da sie ihn mit Befangenheit anschaute, setzte er rasch bei: „Wenn wir uns gleichwohl von der Schulbank her kennen, Agatha Reslerin — sieh, wie ich deinen Namen weiß, siehst du, wie ich ihn noch weiß! Ich bin es auch nicht auf dem Kutschbock

eben geboren. So — na, was habe ich denn sagen wollen? Ja so, daß ich lieber wieder fortgehen will. Sonst könntest du glauben, für die Kleine, die ich gebracht habe, wollt' ich die Große haben."

„Wär' das ein Unglück!" rief sie schalkhaft aus.

„Wenn's auch," meinte der Franz, während er die weite Wegmachersjoppe zunestelte über seiner Brust, „und wenn's auch just kein Unglück wäre. Erst will ich einmal meinen Herrn gut machen. Der ist schrecklich wild auf mich, wegen was, das weiß ich nicht. Und wenn mein Herr, so lange er mein Herr ist, auf mich böse sein tut, das hab' ich nicht gern, da schmeckt mir kein Essen und kein Schlafen. So mit Verdruß auseinandergehen, das heißt nichts auf der Welt."

„Hat's leicht einen Verdruß gegeben mit deinem Herrn?"

„Mir ist's so vorgekommen."

„Ja, Franzl, wegen was denn?"

„Ich will schon noch dahinter kommen," meinte der Bursch. „Wird halt launisch sein, weil er den Schnellzug versäumt hat. Mein Gott, der Schnellzug ist bald versäumt. Oder ist's sonst was. Sein muß es schon was Ausgiebiges, weil er nicht einmal an meinem Kindel aus dem Wasser fangen eine Freude gehabt hat. — Gelt, Wegmacherin, mein Livreeberl hängst mir trocken, morgen komme ich drum, wenn nicht gar noch heute. Das Gewand kannst nachher wieder haben. Wirst eh gewohnt sein, die Hosen zu tragen, noch vom Seligen her. Gelt ja?"

Dann ist er wieder fortgegangen, immer still vergnügt, nur diesmal ein bißchen ungleich, weil er sich nicht recht denken konnte, weshalb sein guter Herr dieses grausliche Wetter gemacht hatte.

Herr von Gabelborn war vom Bahnhof weg ins Straßenwirtshaus geeilt, um einen Knecht zu werben. Da drin widerhallte es teils dumpfig und teils grell in richtiger Wirtshausresonnanz von allerlei Stimmen. Zecher schrien durcheinander, jeder so laut er konnte pries die Heldentat und sagte seine Meinung, wie sie von der Regierung müßte belohnt werden. „Fünfundzwanzig Gulden für ein Menschenleben, das ist ein Schimpf! Bringst einen um, so kriegst fünfundzwanzig Jahr'; wie stimmt denn das?" „Aber ein Scheiberl!" „Die Rettungsmedaille ist nur fünfzig Kreuzer wert!" „Das ist dumm gerechnet. Ich liefere Menschenleben um den Selbstkostenpreis." „Eine Staatsanstellung muß er kriegen." „Nix da! Der wird euch vom Herrschaftswagen herabsteigen! Hinten und vorn mögen sie ihm die Rettungsmedaillen hinaufhängen, so geht's ihm nit so gut, wie jetzt auf dem Kutschbock oben." „Aber eine Ehr' müssen wir ihm ja doch antun." „In der Schul' sollt' man ihn aufzeigen: schauts, Kinder, das ist ein braver Mann!" „Nix das; die Schul' tun wir ihm nit an. Einen Rausch trinken wir uns an, ehrenhalber."

Erst nach einer Weile kam Herr von Gabelborn darauf, daß von seinem Kutscher die Rede war und daß sein Franz mit eigener Lebensgefahr ein

Kind aus dem Wasser gezogen habe. Jetzt griff sich der Herr an den Kopf. Am Ende hängt das mit der dummen Geschichte zusammen. Wie er auf der Brücke abgesprungen ist. Und nachher — hat er nicht was von einem Kinde gesagt? Und war er nicht naß wie ein Pudel? Aber, weshalb hat der Kerl denn nicht deutsch geredet! Der Herr wollte es sich nicht zugestehen, daß er schon am Bahnhof beiläufig wußte, um was es sich handele. Die Wut hatte ihm damals alle Besinnung entrissen. Jetzt ging er ins Freie. Auf dem Kirchhof war niemand, und er wollte allein sein, so schritt er um die Kirche herum — etwa an zehn Mal. Er schämte sich so sehr, daß er hinter die Mauer duckte, so oft jemand dort über den Platz ging. Er schämte sich vor sich selbst, und davor konnte er sich nicht verstecken. Mit dem weißen Seidentuche wischte er sich immer die Gluthitze von Stirn und Wangen. Dann war er müde und setzte sich auf einen Schragen. Er dachte gar nicht daran, daß es der Schragen war, auf dem man die Särge zu Grabe trägt. So sehr war er mit seinem Innern beschäftigt. Was ist denn, so fragte er plötzlich ganz stramm sich selbst, was ist denn unsereiner im Grunde für eine Bestie? Er sprang auf und rüttelte am Schragen und setzte sich wieder hin. Wir in unserer Genußgier! In unserem Hochmut! Ein tolles Wettrennen nach Lust — über sterbende Menschen hin. Halbbesoffene Bauern müssen dir's sagen, was das heißt, ein Menschenleben. So tief steckest du in deiner vornehmen Niedertracht. Pfui Teufel! Am Ende — am Ende

ist die Rettung eines armen Kindes mehr wert als das siegreichste Rennen! Es wäre zu dumm! . . .

Aber er mußte sich doch nach seinem Wagen umsehen, mußte nach der Stadt depeschieren. Wie, was nur? Mancher Tag ist durch und durch faul. Und er klebt, man bringt ihn nicht los vor dem Abend. Die Dorfstraße entlang kam der Franz. Als er seinen Herrn erkannte, ging er langsamer; als er ihm an zehn Schritte nahe gekommen war, stand er still, zog den Hut — es war nicht der Zylinder mit der Kokarde —, neigte den Kopf seitlings, faltete die Hände und sagte mit gar biegsamer Stimme: „Euer Gnaden, ich bitt' um Verzeihung!"

„Wofür!" herrschte ihn der Herr an.

„Für — für. Gnädiger Herr, halt deswegen, weil — das heißt, ich weiß es nicht ganz genau!"

„Weil du ein Kind vor dem Ertrinken gerettet hast!" rief der Herr zornig. — Mir sollst du verzeihen, daß ich ungerecht war! Er wollte es sagen, wollte es sehr gern gesagt haben — aber er konnte nicht. Es war ein zu hartes Wort für eine Herrenkehle, dieses Selbstbekenntnis. Nein, vor einem Untergebenen sich so zu demütigen, das kann nicht verlangt werden. So dachte er und sagte:

„Nun Franz, das eine Mal soll's vergessen sein. Hast mir ja gerade keine Schande gemacht. Hättest jedoch bedenken sollen, daß, während du dem fremden Kind nachläufst, dein armer Herr sehr leicht hätte verunglücken können mit diesen wilden Bestien. Daß es nicht wieder vorkommt, Franz!"

„Nein, gnädiger Herr, wird nicht wieder vorkommen, gewiß nicht. Denn weil — weil ich aufkündige."

So hat er auf offener Straße seinen Dienst gekündigt. Jetzt hatte der Herr neuerdings zu tun, um seine Wut zu bemeistern, denn es tat ihm leid um den Burschen. Weil dieser gern sofort frei gewesen wäre, so stellte er sich gar demütig und bat, die vierzehn Tage noch bleiben zu dürfen.

„Also du kündigst mir!" sagte Herr von Gabelborn, „du kündigst mir? Nein, mein Lieber, ich kündige. Du bleibst nicht eine Stunde."

Somit hatte es der schlaue Bursche erreicht. Er ging nun wieder in die Wegmachershütte zurück, um zu fragen, ob seine Livree schon trocken sei. Er müsse sie zurückgeben. Und da, nun sagte er es nicht mehr zum Spaß, da er schon einmal in Wegmachersgewand stecke, so wolle er drin stecken bleiben — justament.

Drei Wochen später hörte Herr von Gabelborn, daß im Dorfe beim Straßenwirt eine große und besonders feierliche Hochzeit sei. Jetzt merkte er, daß sein „entlaufener" Kutscher ihm immer noch nachging. War schließlich ja ein prächtiger Junge gewesen, soweit. Von seinen Mucken abgesehen. Sein neuer Kutscher, ein langer, hagerer Kroate. Na, er soll einmal die Pferde dressieren. Wir fahren aus. — Im Dorfe am Lattenzaun ließ er ein bißchen halten und guckte über die Latten und durch die Büsche auf die lustige Hochzeitsgesellschaft hin, die im Garten tafelte bei klingendem Spiele. Der Franz

und die junge Wegmacherswitwe. Ein hübsches, schmuckes Paar. Dazwischen im weißen Kleidchen und ein grünes Kränzlein auf dem falben Haar das kleine Mädel — das aus dem Wasser gezogene Forellchen. Da drinnen so lustig. Und hier auf staubiger Straße so öde. Einen Augenblick war's ihm gewesen, als hätte er antichambriert bei seinem Diener. Rasch ließ er den Wagen weiter rollen. Doch damit war's nicht abgetan. Der Franz ging ihm immer nach, jetzt gleich mit der ganzen Sippe. Die müssen abgefertigt werden. Diese Leute belästigten ihn. Sie müssen abgefertigt werden. Noch an demselben Abend hat der Schloßherr ein versiegeltes Paket in die Wegmacherhütte geschickt mit der Weisung, es nur in die Hände des Franz Krober abzugeben.

Aber am dritten Tage kam dasselbe Paket, wenngleich nicht so kundig gesiegelt, wieder zurück. Die Wegmacherin selber brachte es, lief aber, ohne auch nur ein Wort zu sagen, ganz fluchtartig davon, als das Ding in seiner Hand war. „Na nu," dachte Herr von Gabelborn und öffnete das Paket. „Das wäre mir auch etwas Neues!"

Bei den Wertpapieren, ganz obenan und hübsch extra in einem rötlichen Umschlag lag ein Schreiben vom Franz:

„Euer Gnaden!

Kann wohl nicht genug danken für die gute Meinung. Aber für uns ist das halt nichts. Wegen diesem Vermögen haben wir gestritten, mein Weib und ich. Sie will fürs Geld das

Mädel in die Stadt geben zu einer Mamsell, zum Bildunglernen. Ich herentgegen will damit unser Häusel größer bauen. Und weil wir uns nicht einigen können, so hab' ich gesagt, wir geben's wieder zurück. Wird das Beste sein. Bei uns ist alles so eingerichtet, was wir brauchen, das verdienen wir. Sonst ist kein Segen dabei. Wir bedanken uns tausend Mal und bin Euer Gnaden gehorsamer Diener Franz."

Verlassenheit.

Laß das, zartbesaitete Leserin, tu' es nicht! Lege jetzt das Buch hin, lehne dich in die Chaiselongue und nimm einen galanten Franzosen zur Hand. Allerdings gibt es auch hinter dem Rheine drüben nicht mehr so viele von solchen, die das Elend parfümieren und den Abgrund mit Rosen verdecken. Ich habe von einem Manne zu erzählen, dessen Geschichte mit dem Elende beginnt und mit dem Verbrechen endet. Nur wird schließlich die Frage offen bleiben, wer der Verbrecher ist.

Johann Schmied war sein Name, doch kann nicht jeder seines Schicksals Schmied sein, wenn die Feuer schlecht brennen. Johann Schmied war ein Kleinhäusler zu Rothschachen auf der Matt. Sein Brot erwarb er auf seinem kümmerlichen Gütlein und im Taglohn. Seit kurzem war er Witwer mit sechs Kindern. Die fünf jüngeren Kinder von drei bis zu zehn Jahren waren sein eigen; sie waren wohlgeartet, aber schwächlich, weil Nahrung und Pflege nicht genügte. Das älteste, nun ein Knabe von elf Jahren, hatte sein Weib ihm in die Ehe mitgebracht. Nie hatte er an dieser Mitgift einen Anstoß genommen, vielmehr seit der ersten Zeit den Knaben versorgt

und gern gehabt, wie seine eigenen. Der Mann kann das, das Weib kann es nicht, sie mag sich Mühe geben nach aller Möglichkeit; das fremde Kind ist nicht ihr eigenes, und gerade je näher es ihren leiblichen Kindern steht, je mehr fühlt sie sich von ihm beirrt. Schmied wollte diesem älteren Knaben natürlich zuerst Anleitung geben und ihm Unterricht verschaffen. Da aber zeigte es sich, daß die Anleitung nicht anschlug, die Schule nicht fruchtete, denn der Knabe war ein Kretin. Freilich, man sah es, ein zwergenhafter, verkrüppelter Kretin. Das hätte den Stiefvater nicht abgehalten, fürs arme Geschöpf das Gleiche zu tun, wie für seine eigenen hübschen und munteren Kleinen. Aber der Kretin hatte, wie es schien, doch eine geistige Fähigkeit, wenngleich nur diese eine. Er war boshaft. Wenn er seinen Geschwistern eine Tücke antun konnte, so geschah es gewiß, und zwar auf hinterlistige Art. Nicht bloß, daß jedes der jüngeren stets seinen Riß im Kleide, seinen Kratzer an der Wange aufwies — das fünfjährige Mädchen hatte eine leere Augenhöhle, die ihm der Unhold mit einem Stein geschlagen.

Der Junge hatte ein kleines, höckeriges Körperchen, aber Kraft in den plumpen Händen. Er hatte einen unförmig großen Kopf mit Halswulsten. Er war sehr schwerhörig und konnte wenige Worte so deutlich aussprechen, daß man sie verstand. Nur die Mutter hatte jeden seiner bellenden Laute zu deuten gewußt. Und er hatte ein schönes, schwarzes Auge, das zumeist treuherzig dreinschaute, auch wäh-

rend er dem Bruder einen Schlag ins Gesicht versetzte oder die Schwester am Haar zauste. Vielleicht sollten solcherlei Angriffe Zärtlichkeitsbezeugungen sein. Angenommen wurden sie nicht als solche und er bekam manchmal sein doppeltes Teil zurück. Den Leuten wich er scheu aus und hielt sich am liebsten im Stalle auf beim Vieh, von dem er sich gerne die niedere Stirn belecken ließ. Dann hockte er da auf dem Streuhaufen, stundenlang unbeweglich und schaute träumend vor sich hin.

Nachdem die Mutter nun gestorben war, der Vater seiner Arbeit nachgehen mußte und die Kinder sich also noch mehr selbst überlassen blieben, verschlimmerte sich alles. Die Nahrung noch ungenügender, die Pflege noch schlechter und die Löcher in Gewand und Fleisch noch größer. Auch hatte es sich mit Sicherheit herausgestellt, daß Guido, der Kretin, weder zum Lernen noch zur geregelten Handarbeit irgend eine Fähigkeit hatte, daß er die Last und der Kummer seiner Familie bleiben würde, ja daß er mit zunehmendem Alter noch in größerem Maße unsauber und gefährlich wurde. Viel hatte Schmied in seiner Nachbarschaft, beim Gemeindevorstand, beim Pfarrer, beim Schullehrer herumgefragt, was doch mit dem Jungen anzufangen sei? Die Redseligsten, die sonst immer mit ihren guten Ratschlägen hausieren gingen, auf diese Frage waren sie stumm. Andere hatten ihre Vorschläge: man müsse den „Teppen" einsperren in den Kuhstall. Oder man müsse ihn so lange mit der Rute züchtigen, bis die

Dummheit und die Bosheit herausgeschlagen sei, dann würde er schon brauchbar werden. Schmied war beschränkt genug, solche Ratschläge zeitweilig zu befolgen, doch je mehr der Knabe mißhandelt wurde, je deutlicher kam in ihm das Tier zum Vorschein. Aber auch freundliche Behandlung brachte nicht viel Besseres, und so sagte eines Tages Schmied verzweifelt zum Gemeindevorsteher: „Ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Nehmt mir diese Mißgeburt ab, ich kann für nichts mehr gutstehen."

„Was die Gemeinde mit ihm anfangen soll? Für solche Wesen hat sie kein Nest und keinen Kotter. Wenn du nicht auskommst fürs Kind, das du dir angeheiratet hast, von uns anderen wird's wohl noch weniger zu verlangen sein. Habe doch noch ein bißchen Geduld, Schmied. Bis die Kröte ein Haus angezündet hat, oder wen umgebracht, dann nehmen sie ihn dir sofort vom Hals."

„So redest du, der Gemeindevorstand?"

Dieser lachte überlaut, um zu zeigen, daß seine Rede nur Spaß gewesen sei.

Der Pfarrer gab einen anderen Rat. Wenn Schmied wieder einmal in die Stadt gehe, um auf dem Trödelmarkt Kleider für die Kinder zu kaufen, so solle er den Guido mitnehmen.

„O mein Herr Pfarrer, den kauft mir niemand ab. Nicht einmal auf dem Trödelmarkt!" rief Schmied aus.

„Ich habe auch nicht gemeint, mein Freund, daß du ihn verkaufen solltest, wie die Söhne Jakobs

den Josef. Aber in eine Anstalt sollst du ihn führen. Gibt es doch allerhand Anstalten für Arme, Kranke, Sieche, für Krüppel und Waisen, für Zuchtlose und Narren. Du wirst ihn schon anbringen. Ich gebe dir eine Empfehlung mit an einen Bekannten, der Direktor im Lazarus-Spital ist. Der wird dir schon Weiteres sagen."

Das hatte einmal Hand und Fuß. Es deuchte dem Manne jetzt gar nicht so leicht zu sein, ein armes, gänzlich hilfloses Kind in die Welt hinauszustoßen. Er will warten bis zum großen Trödelmarkt im Frühjahr. Vielleicht hat es bishin doch eine sonstige Veränderung. Es war der Scharlach in der Gegend, in Guido stecken noch alle Kinderkrankheiten.

Wirklich kam um Weihnachten der Scharlach in die Hütte. Alle Kinder erkrankten daran, nur nicht der Kretin. Dieser aber hatte einmal in Abwesenheit des Vaters eine zarte Regung; vielleicht daß er sah, wie sein jüngerer Bruder im Schüttelfrost fieberte, er nahm Streichhölzer und zündete unter das Bett. Der kranke Knabe sprang in das feuchte Fletz, um Wasser in die Flamme zu gießen. Darauf steigerte sich beim Knaben die Krankheit und ließ, als sie nach Wochen gewichen war, ein Brustleiden zurück.

Nun packte Schmied den Kretin zusammen und brachte ihn in die Stadt. Doch im Lazarus-Spital wurde er trotz der Empfehlung vom Pfarrer nicht am besten aufgenommen. Ob der Knabe krank sei? Krank nicht, nur ein Trottel. Na, dann gehöre er in kein Spital, eher in ein Narrenhaus.

Dem Schmied leuchtete das ein und er ging mit dem Knaben, den er zeitweilig mit Gewalt hinter sich herzerren mußte, in die Irrenanstalt. Dort lachten sie ihn bloß aus. Was er denn glaube? Die Irrenanstalt sei für Geisteskranke, Kretins aber seien nicht geisteskrank, einfach, weil sie gar keinen Geist hätten. Vielleicht würde er in einer Siechenanstalt aufgenommen werden können.

In dem Siechenhaus hieß es, das sei für alte, sieche Leute. Der Knabe wäre noch jung und organisch gesund. Wenn er nicht parieren wolle und boshaft sei, so gehöre er in eine Korrektionsanstalt. Die Korrektionsanstalt wies ihn in ein Waisenhaus, dieses in eine Idiotenanstalt.

Hier endlich glaubte Schmied an der richtigen Stelle zu sein, denn das ganze Gebäude war voll von ähnlichen Geschöpfen, wie er eines bei sich hatte.

In der Kanzlei, wo er sich anmeldete, machten sie weiter keine Umstände, schrieben den Namen auf, das Alter, die Zuständigkeitsgemeinde und fragten nach dem Aufnahmegesuch, nach dem amtlichen Scheine. Einen solchen hatte Schmied nicht bei sich.

„Ja, lieber Mann, Sie haben doch eine Schrift mit, durch die Ihre Gemeinde oder Sie selbst sich verpflichten, die Kosten zu zahlen? Oder ob das Land sich bereit erklärt. Von all dem haben Sie nichts? Dann müssen Sie den Kleinen schon wieder mitnehmen."

Das war der Bescheid. Schmied wurde dann noch in ein Armenkloster gewiesen und von diesem

in ein Versorgungshaus für unheilbar Leidende. Nirgends gehörte der arme Idiot hin, überall lehnte man ihn ab. Man zeigte hie und da Mitleid mit dem unglücklichen Mann, bedauerte, daß die Statuten die Aufnahme nicht ermöglichten, man könne eben von diesen Vorschriften nicht abgehen. Eine Schüssel Suppe mit Reis und Brot im Kloster, das war der einzige Erfolg des zweitägigen Hausierens bei den Wohltätigkeitsanstalten.

So machte Johann Schmied sich mit dem heillosen Geschöpfe wieder auf den Weg in die Heimatsgegend. Es war ein düsterer Wintertag, in den kahlen Bäumen hing eine blaue, schneidende Luft, und als sie ins Heideland kamen, begann es zu schneien. Schmied zog die Flasche mit Slivovitz aus dem Sack, die er sich in der Stadt gekauft hatte und deren Inhalt ihre Wegzehrung und ihren Kälteschutz ausmachen sollte. Er nahm davon ein paar Schluck und bot auch dem Knaben, der gierig, als wäre es Wasser, davon trinken wollte. Das Schneien wurde immer dichter, der Wind wirbelte Schnee auf und spielte mit ihm Reigen. Als der Abend zu dunkeln begann, tapften sie mit Mühe vorwärts. Der Kretin keuchte hinterdrein und hielt sich hemmend an die Rockschöße des Vaters. Dieser fluchte und schlug ihn auf die Finger, aber der Knabe klammerte sich wieder an ihn und schnaufte mühsam aus dem dicken Halse.

So wollen wir wieder einmal rasten, dachte Schmied, setzte sich in den flaumigen Schnee, zog den Knaben neben sich nieder, entstöpselte die Flasche

und gab sie ihm in die Hand für einen Schluck. Der Knabe setzte die Flasche an den Mund, nahm aber nicht einen Schluck, sondern trank mit langen, gierigen Zügen. Der Vater wehrte ihm nicht.

Er saß da, starrte in das Schneetreiben der Dämmerung und sann. Enger zog er sich den Rockkragen um den Hals und blieb sitzen und starrte hinaus und tat manchmal einen langen Blick auf den Knaben, der die Flasche fast geleert, sich in den Schnee zurückgelehnt hatte und einzuschlafen begann. Und als es dunkel geworden war auf der stürmischen Heide und als der Knabe schlief, da erhob sich Schmied rasch, lautlos und eilte weiter auf der schneeflaumigen Straße. Allein, frei und leicht hastete er dahin und sah nicht mehr um. Wohl tat ihm das Fegen und Pfeifen des Windes. Das unselige Geschöpf aber begleitete ihn noch in Gedanken; wie vorher an den Rock, klammerte es sich nun an sein Gehirn. — Es wird bald vorbei sein. So ist's am besten für dich und für uns. — Mit diesem Gedanken wollte er es abschütteln — aber ohne Erfolg.

Nach einer Weile sah er vor sich am Wege die Lichter des Wirtshauses auf der Matt. Dort hauste ein Vetter von ihm. Er kehrte ein, er fühlte, was ihm not tat, ein Glas Wein und Leute.

„Bist da, Schmied?" redete ihn der Wirt an. „Und allein bist. Hast ihn doch angebracht?"

„Gott sei Lob und Dank", antwortete der Angesprochene. „Eine Halbe Ungarischen bring mir." Nachdem ihm Wirt und Wirtin mit Spänen den

Schnee aus den Falten geklopft hatten, setzte er sich zum Ofentisch und sagte dann zum Spaß den alten Bauernspruch: „So, gegriffen wär's, wenn's nur gepräget auch wär'!" Er war aufgeräumt, sprach mit überlauter Stimme, und die Wirtin sagte in der Küche: „Man merkt's wohl, daß ihm ein Stein vom Herzen ist." Sein Sitzen in der warmen Stube war aber nicht so behaglich, als er sich's gedacht hatte. Nachdem er mehrmals auf die alte, langsam und feierlich tickende Wanduhr geblickt hatte, bezahlte er plötzlich die Zeche, stand auf und ging davon. Er hatte ja noch ein Stück Weges bis nach Rothschachen zu seiner Hütte. Ob er nicht eine Laterne mithaben wollte? Er hörte es nicht mehr, schritt eilig fürbaß.

Als er durch den schwarzen Kiefernwald ging, vor sich hingelegt das mattweiße Band der Straße, sah er auf dieser einen dunklen Punkt, der sich bewegte. Und war's der Bertle, der schnaufend und gröhlend voraustappte und nun, den Vater bemerkend, mit einem Freudengeschrei nach dem Rockflügel tastete. In dem Manne ging Unbeschreibliches vor. Schreck, Freude, Ärger, Mitleid und Zorn. Eine wahre Wut darüber, daß dieses böse Schicksal nicht von ihm wich. Er wollte den Knaben mit derber Hand von sich stoßen, der Kleine klammerte sich an den Arm und biß ihn in den Finger. Wütend schleuderte der Vater den Bube rücklings in den Schnee, kniete auf dessen Brust und umspannte mit krampfigen Fingern den Hals. Mit strammen Knien drückte Johann Schmied dem Knaben die Brust ein, mit aller

Kraft umklammerte er ihm die Gurgel — wohl an fünf Minuten lang. — Dann ließ er ihn liegen und ging heim zu seinen Kindern.

Diese lauerten im Strohsacke beisammen, aber schliefen noch nicht. Als die Tür aufging, fürchteten sie sich, als er Licht machte und sie sahen, daß der Guido nicht mehr bei ihm war, freuten sie sich. Nur das kleine Mädchen, dem der Vetter das Auge ausgeschlagen hatte, hub an zu schluchzen, weil der Bruder in der funkelnden Stadt geblieben war. Der Vater beruhigte, daß es dem Guido nun wohl besser ginge als ihnen allen miteinander.

Das größere Mädchen machte aufmerksam, daß auf dem Ofen noch Weißknödel vom Mittag wären, er nahm sie nicht, sondern blies das Licht aus und legte sich bald auf seinen Strohsack.

Es war in dieser Nacht kein Schlaf zu finden. Erst gegen Morgen schlummerte Schmied ein, um aber bald geweckt zu werden. Das blasse Licht fiel durch die zwei mit Schnee belegten Fenster in die frostige Kammer herein, als von der Haustüre Pochen und Gepolter entstand. Das ältere Mädchen war schon aufgestanden, es ging, um zu öffnen und kam sogleich mit der Nachricht zurück: „Der Guido ist da! Der Guido ist wieder da!"

Freilich, draußen vor der Tür auf einer aus Baumästen geflochtenen Tragbahre lag er mit starren, krummgebogenen Beinen. Schnee klebte an den Kleidern, das Gesicht blau, aufgedunsen, die Augen hervorgetrieben und erstarrt. Einige Männer standen

herum, darunter der Gemeindevorsteher, der so gut Spaß machen konnte. Heute machte er keinen, sondern verlangte aufgeregt nach dem Johann Schmied. Der brauchte sich nicht erst anzuziehen, weil er in den Kleidern gelegen war. Wirr und verstört trat er hinaus; den Toten erblickend wendete er sich ab und sagte: „Was brauch' ich ihn denn da? Tut ihn in die Totenkammer."

„Den hast du umgebracht, Schmied!" rief der Gemeindevorsteher, „gesteh's nur ein!"

„Was schreist du denn so?" entgegnete Schmied trotzig, „hab' ich's getan, so leugne ich's auch nicht."

„Aber, mein heiliger Gott, du wirst doch das Kind nicht getötet haben", sagte der Wirt auf der Wart. „Du bist ja gar nicht bei ihm gewesen. Du bist gestern abends ganz allein in meinem Haus gesessen. Du hast Zeugenschaft."

„Ich brauch' keine", sagte Schmied und reagierte nicht mit einem Wort.

Nun zeigte es sich, daß doch nicht alle Anstalten in der Stadt geschlossen waren für den armen Taglöhner.

Vor den Richtern und Geschworenen versicherte der Staatsanwalt, daß er auch ein Herz in der Brust habe und doch die Verurteilung zum Tode verlangen müsse. Schmied verteidigte sich nicht. Um so gewandter war der Anwalt. „Dieser unglückliche Mensch hat in der Verzweiflung dem Kleinen das elende Leben genommen. Er muß bestraft werden. Aber meine Herren, ich frage, wenn der Staatsanwalt

diese Tat mit dem Tode bestraft wissen will, warum müßten nur dann jene bestraft werden, die fünf arme, unversorgte, unschuldige Kinder zu Waisen machen?! Und wie will er denn solche Wohltätigkeitsanstalten bestrafen, die für das Volk und die armen Leute da sind, die aber den Hilfesuchenden verschlossen haben?"

verschlossen haben?"

Der Vorsitzende erinnerte, daß in diesem Tone nicht weitergesprochen werden dürfe. Die Geschworenen verurteilten den Johann Schmidt einstimmig zum Tode. Er hörte das Urteil teilnahmslos an. Sein Verteidiger wollte ihm mit Trost beistehen und sprach von der Hoffnung, daß er Gnade finden werde.

„Ich brauche keine", antwortete Schmidt.

„Aber Ihre Kinder?"

Da brach der arme Sünder zusammen, schlug sich die Hände ins Gesicht und weinte. Man hörte keinen Laut, daß aber das Schluchzen seinen Körper

Operiert

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

worden, weil sich so wunderlich [illegible] [illegible] hatte die [illegible].

Wieder [illegible] sich die Kleine, [illegible] an den Hals, kam an die Wange, und fragte mit ihrem [illegible] [illegible]: „Weißt du was, Vater?“

Ich griff an die linke Seite meiner Brust, legte die linke Hand [illegible] — [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] die Freude und [illegible] [illegible].

„Nein, mein Kind, mir fehlt nichts!“

Moderner Kanzelgeist.

Man meint, daß die gegenwärtige Religionsbewegung zum Segen für alle christlichen Kirchen sein werde, denn sie erweckt [illegible] den religiösen Sinn und das christliche Gewissen.

Es kann aber auch das Gegenteil der Fall sein. Die Kirche versteht nicht zu [illegible]. Der [illegible] ist so [illegible], die [illegible], besonders von einer Seite, daß sie sich [illegible], daß der letzte Rest des Glaubens, der bisher noch in den Menschen ist, dadurch leicht ganz und gar vernichtet werden kann.

Betrachten wir einmal zwei Predigten, die eine Art wie sie sein soll, die andere wie sie ist.

I.

Der Prediger beginnt seinen Vortrag mit dem Evangelium und weicht nicht davon ab. Er stellt das höchste Ziel dar, stellt herrliche Betrachtungen an und weckt zu hoher göttlicher [illegible], die uns erfüllt und befreit, eine heilige Liebe. Er behandelt die Grundlage des Glaubens, die Wunder der Liebe. Und immer wieder kommt er zurück auf die großen [illegible] der Bergpredigt. Er ist ein [illegible]

Christus, den er da vorstellt, als treuen Führer durch Leid und Gefahr, milde, liebreich dem Willigen, strafe dem Widerstrebenden und Hochmütigen. Je ärmer, niedriger, schwächer einer ist, je ungelegentlicher und geistiger beugt sich Christus zu ihm nieder und richtet ihn auf. Der arme Mensch braucht nichts zu tun, als sich aufrichten zu lassen. Der Redner predigt immer wieder den sittlichen Willen, die Demut und die Nächstenliebe, die Reinheit der Gesinnung und des Handelns. Immer wieder erinnert er an jene Worte Christi, die uns widerstandsfähig machen gegen irdische Drangsal, die uns treu machen dem Bruder, dem Nachbar, dem Untergebenen, dem Vorgesetzten, dem Vaterlande; die uns stark machen gegen die Feinde unseres Volkes, gegen das Unrecht, wo und wie es sich auch zeigen mag; die uns tüchtig machen für die Aufgaben unseres Berufes. Der Prediger spricht von Christus und der Wissenschaft, von Christus und dem Fortschritt, von Christus und der sozialen Frage, alles Leben und Streben weiß er in ein Verhältnis zu Christus zu stellen. Aber er mahnt heute und morgen und jeden Tag, daß diese irdischen zeitlichen Angelegenheiten nicht die Hauptsache, nicht das letzte Ziel sind. Daß wir Menschen Einkehr in uns selbst halten sollen, daß wir in unserem Innersten das Reich Gottes haben, wenn wir es haben wollen, ein Seelenglück in Gott, das uns hoffnungsfreudig, geduldig, zufrieden macht, das uns Seelenruhe und Glückseligkeit verleiht, das uns leuchten macht über die ganze Welt. Und der Prediger weiß jedesmal darauf

hin, daß dieses unser Reich Gottes nicht vorübergehend ist, wie unser Leib und leibliches Leben, sondern in Ewigkeit die Heimat seiner Seelen bleibt. Dann aber auch kommt der evangelische Prediger auf die besonderen Anliegen der Gemeinde und Einzelner in ihr. Wo Unglück und Trauer ist, da beruhigt, tröstet er mit der inneren Liebe des Heilandes und mit seinem Worte weckt er das Mitleid und die Opferwilligkeit der Gemeinde auf. Wo Glück ist, da verklärt er es mit dem Hauche des Göttlichen. So hebt er den Mut und dämpft den Übermut und sucht bei allen Dingen christliche Ordnung in den Einzelnen, in die Familie, in die Gemeinde zu bringen.

II.

Auch der andere Prediger geht vom Evangelium aus und predigt es. Aber er predigt es fast bloß im theologisch-dogmatischen Sinne und benutzt nur solche Sprüche, mit denen er die Kirche und ihre Priester rechtfertigen zu können glaubt. Er gibt schon auch Sittengrundsätze und Gebotsgründe, das meiste aber ist Polemik gegen andere Bekenntnisse, die er beiläufig mit Gottlosigkeit zusammenwirft. Wer nicht glaubt, der wird ewig verdammt, aber es gibt nur einen wahren Glauben, den römisch-katholischen. Ein Ungläubiger ist zu allem fähig. Luther, der Räuber der Katharina, war auch ein Ungläubiger. Es kommt allerdings vor, daß auch Ungläubige gut, gerecht und barmherzig sind, aber man ist nicht einen Augenblick sicher, daß sie sich ändern, Schurken und

Verbrecher werden. In Tirol war einmal ein junger Offizier, der machte sich lustig über den Glauben und leugnete Gott. Da sagte ein Bauer zu ihm: Herr Offizier, wenn du da oben über den Berg reitest, könnte man dich vom Pferde schießen. — Aber wer könnte so unchristlich sein? — Ich. Wenn du das erste Gebot aufhebst, so hebe ich das fünfte auf. — Das war gut geantwortet, setzt der Prediger bei. Der Glaube ist das innere Augenlicht. Der Glaube kommt vom Hörensagen, darum soll man nicht nachforschen. Der Glaube ist eine Gnade Gottes, wer ihn nicht hat, der soll darum beten. Wer nicht glauben will, der glaubt auch trotz Wundern nicht. Aber der Glaube ohne die Werke ist tot, man muß auch gute Werke üben, nämlich beten, fasten, Almosen geben und die heiligen Sakramente empfangen. Die Apostel und ersten Christen waren arme, unwissende Menschen. Und bald darauf: Ein Grund des Abfalles vom Glauben ist die Unwissenheit. Ein zweiter Grund ist die Unkeuschheit. Mancher katholische Priester ist vom Glauben abgefallen, weil er Weib und Kinder haben wollte. Die Ursache der Reformation war, weil Luther sein Kathrl haben wollte. Die Ursache des Abfalles in England war, daß der König seine rechtmäßig angetraute Gemahlin verließ und ein junges Fräulein nahm. Der Papst gab dies nicht zu, so wurde der König dem Glauben abtrünnig. Ein katholischer Priester ist zu den Altkatholiken gegangen, er hat Geld genommen. Auf dem Sterbebette will jeder Abgefallene wieder katholisch werden, lutherisch ist zwar

gut leben, aber katholisch ist gut sterben. Der Religionsfeind Voltaire hat in der Sterbestunde einen Priester haben wollen, aber man hat ihm keinen geschickt. Die Protestanten sagen, sie hätten das Evangelium. Ja, wer bürgt ihnen denn dafür, daß die Evangelien, die Apostelbücher, die Bibel überhaupt heilige Bücher sind? Wer gibt ihnen die Gewähr dafür, daß nichts hineingeschwindelt ist? Sie haben keine Autorität, auf die sie sich verlassen können in diesen Sachen. Wir Katholiken haben eine Autorität — den Papst. Der römische Papst ist Petrus, der Felsen, auf den Christus seine Kirche gebaut, das ist unwiderleglich, dagegen kann nichts eingewendet werden, weil es Christus gesagt hat und weil Christus die ewige Wahrheit ist. Der Papst hat — und das kann jeder in der Kirchengeschichte lesen — nie eine Irrlehre verkündet. Der Papst kann als Mensch sündigen, ja, es waren einige Päpste, die ihres schlechten Lebens wegen wahrscheinlich verdammt sind, aber als Völkerlehrer sagt der Papst die Wahrheit, weil er unfehlbar ist, und der Papst ist unfehlbar, weil er Stellvertreter Gottes der ewigen Wahrheit ist. Heutzutage ist alles gegen den Papst und die Priester werden verfolgt wie die heiligen Märtyrer. Unter den vielen tausend Priestern gibt es freilich auch einige schlechte, aber die verfolgt man nicht, man verfolgt nur die guten. Protestantische Pastoren gehen im katholischen Lande umher, um den falschen Glauben zu predigen. Wenn katholische Priester das in den lutherischen Ländern wagen wollten, was würde

ihnen geschehen? An vierzigtausend Personen sind übergetreten zum falschen Glauben, wovon viele schon heute wieder zurück möchten, wenn es der Trotz zuließe. Dafür sind vor kurzem im Orient achtzigtausend Heiden katholisch geworden. Die katholische Kirche ist die alleinseligmachende und sie wird durch keinen Feind überwunden werden können, wird bestehen bis ans Ende der Welt. Darum seid stark im Glauben. Wer glaubt, der wird selig, wer aber an den Papst nicht glaubt, der glaubt nicht an Christus, und wer an Christus nicht glaubt, der wird ewig verdammt. —

Das die Grundzüge der Predigten, wie man sie jetzt hören kann, die letztere Art bei uns weitaus häufiger, als die erstere. Für erstere wäre die ganze Welt empfänglich, auf jeder katholischen Kanzel könnte sie gehalten werden, ohne das christkatholische Prinzip zu verletzen. Aber das Anhören solcher Predigten im evangelischen Geiste, wie sie I. zeigt, ist den Katholiken unter Androhung der Strafe Gottes verboten! Wenigstens sagen das viele Eiferer. — Diejenige Art von Predigten jedoch, wie sie unter II. steht, schreckt alle milden, religiösen Herzen zurück, sie erfüllt die Gemüter mit Zorn und Widerspruch — sie führt zu keinem guten Ende.

Die Amtsbrüder.

Aus den Gebirgsschluchten herab springt das Wasser und geht, ins schwarze Steinbett tief gegraben, rauschend durch die Wiese des Engtals. Von dunklen Fichtenbäumen umstanden prangt der Wiese hohes Wildgras im Morgentau. Stellenweise dampft der Boden und die hochstengeligen Blumen sind noch geschlossen. Eine feuchte Frische liegt im Tale und hoch oben am Berghang ist der blaue Schatten und der helle Sonnenschein durch eine scharfe Linie abgegrenzt. Diese Linie sinkt immer tiefer herab; oben auf der sonnigen Alm gellt der Lustschrei eines Hirten, wie im schattigen Tale der Bach rauscht, die kleinen Steine glatt überwallend, an den großen munter aufgischtend und die triefenden Uferweiden bespritzend.

An diesem Bache steht ein kleines steinernes Haus, mit tiefen Fensterluken, die kein Glas haben und mit einem schwarzen Schornstein, aus dem kein Rauch aufsteigt. Aus dem Baue steht ein Holzgrindel, daran hängt ein Wasserrad in den Bach, aber es bewegt sich nicht. Die Hüttentür ist zu, von Eisenhenkel ist der lange Strick befestigt, an dem eine Ziege geht. Diese nascht von der Hecke einige Blät-

ter, dann schaut sie mit ihren eckigen Augen betroffen aus über das Wiesental, hinauf gegen den Bergvorsprung, hinter welchem die Kirchturmspitze herüberwinkt. Das Tier blickt der Hausmutter nach, die den Fußsteig entlang, auf einen Stock gestützt, uneben dahinwankt gegen das Dörfchen. Ihren Kopf trägt sie mit einem blauen Tuche so eingebunden, daß das grämliche Gesicht halb verdeckt ist. Ein paar Arbeiter, die ihr begegnen, sagen kurz: „Guten Morgen, Schleiferin!“ Man hört kaum, daß sie dankt. Sie ist den Leuten noch fremd, weil erst seit kurzer Zeit eingewandert. So schleicht sie an der Kirchhofsmauer vorbei, an deren Rand blühende Flieder und schiefe Grabkreuze stehen, so schleicht sie dem Pfarrhofe zu. Der hat weiße Wände, helle Fenster und Blumen an den Fenstern. Sie steht ein Weilchen an der Eingangsstufe, als müsse sie Atem fangen, dann tastet sie unsicher nach der Türklinke.

In demselben Augenblick läutet die Kirchenglocke zur Messe, der Pfarrer tritt aus seinem Hause. Eine schlanke Gestalt in Taffettalar, mit der weißen Halsbinde und der Tonsur im schwarzen, kurzgeschnittenen Haar. Ein hageres Antlitz mit scharfen grauen Augen; fast strenge blickt er das Weib an, was sie denn begehre jetzt, da er muß gehen, um Messe zu lesen.

„Das ist die Steinschleiferin. Was willst du denn?“

„Ein Anliegen, Herr Pfarrer,“ stottert sie beklommen. „Ich werd' halt ungelegen kommen, jetzt.“

„Vielleicht nachher. Du kannst derweil ja der Messe beiwohnen."

„Ich will später kommen", sagt sie heiser und wendet sich abseits. Der Pfarrer blickt ihr nach, sie ist mühselig und scheint Kummer zu haben. Da soll man sie doch anhören noch vor der Messe. Vielleicht kann sie dann ruhiger beten.

„Steinschleiserin!" rief er ihr nach. „Komm doch herauf. Setze dich ein wenig da auf die Bank. Wenn du nicht allzulange brauchst, so sage mir halt, was du für ein Anliegen hast."

Sie torkelte heran, er setzte sich zu ihr auf die Bank. „Aber so schnaufen, Frau. Bist du denn so arg gelaufen."

„Das ist jäh gekommen", sagte sie nun und schob ihr Tuch etwas zurück von dem Gesicht, so daß die großen traurigen Augen enthüllt waren. „In der heutigen Nacht ist mein Mann gestorben."

Der Pfarrer legte erschrocken die Hände zusammen. „Der Steinschleiser. Aber mein Gott, er war doch nicht krank!"

„Schon etliche Wochen hat er umgezogen, dahier hat ihm die Luft schlecht getan, wir haben's nicht geachtet. Erst vor drei Tagen ist's so arg geworden."

„Aber daß du mich nicht zum Versehen gerufen hast! So ohne Empfang der Sakramente sterben lassen! Das ist ganz unverantwortlich!" Der Pfarrer war erregt aufgestanden.

Das Weib blieb sitzen und sagte: „Der Herr Pfarrer weiß es nicht, daß wir evangelisch sind."

„Evangelisch!“ wiederholte der Priester, sein Wort war nur ein Hauch. „Die Steinschleiferleute evangelisch! Und das habt ihr nicht gesagt?“

„Wir sind nicht gefragt worden. Und haben auch besorgt, daß es uns den Anfang könnte erschweren, wenn's die Leute wissen, daß wir nicht ihren Glauben haben.“

„Und warum kommst du denn jetzt zum katholischen Pfarrer?“

Da knickte das Weib ein und begann zu schluchzen. Er saß da und blickte sie an. Und da ihr Weinen immer heftiger und kläglicher wurde, so legte er auf ihre bebende Schulter seine Hand und sagte: „Du willst für ihn ein Grab haben wollen auf unserem Kirchhof. Schau, das sollst du haben. Nur einsegnen kann ich ihn nicht, das verbietet mir meine Kirche.“

„Geht heut' wieder einmal nix vorwärts!“ rief von der Kirchenecke herab eine schrille Stimme.

Der Pfarrer stand rasch auf. „Mein Küster kommandiert. Also, Frau, wenn es sonst nichts ist. Beruhige dich. Ein Vaterunser werde ich auch für ihn beten.“

Sie stammelte ihren Dank. Jetzt sei ihr eine Last ab, daß ihr Mann in christlicher Gemeinschaft ruhen könne. Nach Wendeck um den Pastor habe sie bereits die Magd geschickt. —

Und zwei Tage später, da sitzt unter der Linde, die hinter der Friedhofsmauer steht, ein alter Mann in schwarzem Anzug. Ein Handbündel hat er neben sich liegen auf dem Rasen, daraufhin stülpt er seinen

Filzhut. Mit dem Sacktuch fährt er sich übers spärliche Haar, er ist müde geworden in der Tageshitze den weiten Weg von Wendeck her. Nun wickelt er aus dem Papier ein Stück Rauchfleisch hervor und beginnt daran zu kauen, dieweilen er die stille Waldgegend betrachtet, in der er wohl fremd zu sein scheint. Der Pfarrer hat diesen Mann von seinem Fenster aus beobachtet, dann geht er die Treppe herab zu dem Fremden und ladet ihn ein, mit ins Haus zu kommen.

„Das Begräbnis", sagt er, „ist meines Wissens doch erst um drei Uhr. Bishin können Sie sich's im Zimmer ja viel bequemer machen, als da auf dem Rain."

Der Fremde hat sich erhoben und grüßt den Pfarrer höflich.

„Ich irre mich doch nicht", sagt dieser. „Sie sind der Herr Pastor aus Wendeck. Na, dann ist es schon recht, dann machen Sie mir das Vergnügen, Herr Amtsbruder."

Gar gerührt folgt der evangelische Pastor dem katholischen Pfarrer ins Haus, ins freundliche Zimmer, wo er sich auf dem Ledersofa niederlassen muß.

Dann wird Frau Klara gerufen, daß sie ein Glas Wein bringe. Die Wirtschafterin läßt den Hausherrn in den Vorgang rufen. „Aber, Herr Pfarrer!" sagt sie dort, „sind Sie denn nicht gescheit? Den lutherischen Pastor! Gott behüte uns vor allem Übel, da kann man lang warten, bis ich für einen solchen Gast Wein bringe!"

„Warten wollen wir aber nicht", sagt der

Pfarrer, „seien Sie bloß einmal so gut, Frau Klara, und geben mir den Kellerschlüssel. Ich will schon selber etwas holen."

„Es ist das Faß noch nicht angeschlagen", sagt die Wirtschafterin.

„Das macht nichts, nehm' ich halt eine von den bestaubten Flaschen."

Na, da geht sie doch lieber selber und bald haben die beiden Herren ein Glas Wein zwischen sich und führen ein gemütliches Plaudern.

Von kirchlichen Dingen reden sie nicht, wohl aber von der Berggegend und den Partien, die man da machen könne. Bald stellt es sich heraus, daß die Herren große Naturfreunde sind, die von der Alpentierwelt und von den Steinarten was verstehen. Der Pastor ist ein begeisterter Botaniker und der Pfarrer führt ihn nachher in seinen Garten und zeigt ihm seltene Bergpflanzen, die er selber ausgehoben hat im Gebirge und nun im Garten betreut. Sie besprechen eine Alpenpartie, die sie demnächst miteinander machen wollen.

Endlich ist es für den Pastor Zeit, zur Schleiferhütte hinabzugehen, wo mittlerweile sich schon Leute versammelt hatten zur Bestattung. Sie waren nicht wenig erstaunt, als nun statt ihres Pfarrers ein fremder, schwarzer Pastor daherkam, um den Sarg einzusegnen. Niemand hatte gewußt, daß der Steinschleifer evangelisch gewesen war. Aber niemand schlich deshalb jetzt davon, alle blieben da und hörten die schönen erhebenden Worte, die der Pastor sprach.

Wie er nun einen kurzen Überblick hielt über das Leben des nun still gewordenen Mannes, wie er ihn dem christlichen Gedenken der Gemeindegenossen empfahl und wie er von der Urständ sprach, wo sie dereinst alle als Brüder im Herrn vor dem Erlöser stehen werden. — So etwas, meinten sie, müsse nächstens doch auch ihr lieber Herr Pfarrer sprechen bei einem Begräbnisse. Noch mehr überrascht wären sie, als in dem Augenblick, da der Zug sich in Bewegung setzte, oben im Kirchturm die Glocken anfingen zu läuten. Der Küster hatte sich anfangs geweigert, für einen Lutherischen läute er die geweihten Glocken nicht.

„So lasse nur den Strick aus, damit ich läuten kann", hatte der Pfarrer gesagt.

Nein, das täte sich doch wohl nicht schicken, meinte der Küster und läutete selber. Der Pfarrer aber schloß sich dem Leichenzuge an und als am Grabe der Pastor das Vaterunser betete, faltete auch er die Hände und betete mit. —

Wo ist das geschehen? In einem Tale des Oberlandes steht ein Dorf, dort ist es geschehen. Und wann? Heute nicht, das kannst du dir denken, mein Leser, auch gestern nicht. Es ist schon längere Zeit her, daß so etwas möglich war. Sollte die Kirche wieder einmal christlicher werden, als sie heute ist, dann wird's wieder möglich sein.

Wie der Funk bekehrt wurde.

Wenn ein junger Vater und ein altes Kind zusammen kommen, so ist das immer bedenklich, besonders wenn das Kind älter ist als der Vater. Da war er einmal in der Kirche, der Funk in der Huben, und sah zu seiner nicht geringen Verwunderung, wie vor dem blutjungen Priester die ältesten Leute knieten, Greise und Matronen, um sich Belehrung und Ratschläge fürs Leben zu holen. Er, der eine, der noch lange nicht durch war, der selbst erst vor dem dunklen, gefährlichen Stollen stand, der Leben und Lehre nur aus den Büchern kannte — er sollte erfahrenen Leuten, die ein langes Leben durchgeprobt, durchlitten und durchdacht hatten, ein Führer und Weiser sein! Nein, dabei hatte der Funk in der Huben nichts zu tun. Er hätte — wie die Leute sagen — spielend des Pfarrers Großvater sein können. Und jetzt vor ihm ein Kind sein? Nein. Da ging er lieber gar nicht in die Kirche. Nun, das verdroß aber wieder den Pfarrer. Und einmal über Feld, als er dem Funk begegnete, sprach er ihn an: „Nun, lieber Funk in der Huben, wie geht's immer? Wir sehen uns selten, wie? Das tut mir leid. In der Kirche — wenn Ihr Sonntags manchmal rasten woll-

tet — wäre es hübsch kühl, auch gut sitzen in den Stühlen mit Rücklehne, die Musik ist auch nicht übel, dieweilen wir jetzt einen neuen Bombardon haben. Wollt Ihr ihn nicht einmal anhören? Hernach dürfte Euch — um ganz offen zu sein — manchmal ein bissel Lehr und Weisung nicht schaden. Was meint Ihr?"

Der Bauer hatte mit zwei Fingern unter seinem Hute so ein wenig herumgekratzt, er wußte auch nicht recht, sollte er den Hut abziehen oder auf dem Kopfe behalten; ihn über der Glatze zu lockern, das war jetzt der Mittelweg. „Das schon, Herr Pfarrer, daß es in der Kirche gut rasten ist, aber schlafen kann ich auch zu Hause, und den Bombardon hört man eh völlig übers ganze Dorf und wegen der Lehr und Weisung ist mir der Herr halt doch ein bissel gar zu jung. So in diesen Jahren kann der Mensch halt noch nit alles verstehen. Nix für ungut, Herr Pfarrer."

Der Pfarrer hätte auf so schnöde Abweisung wohl etwas zu entgegnen gehabt, doch er dachte nur: auch wieder einmal ein Altersproß.

„Behüt Gott Funk! Laßt es Euch gut gehen!" sagte er und schritt wegshin.

Darauf verstrich ein Weilchen. Der Funk ging nicht in die Kirche und der Pfarrer forderte ihn nicht mehr auf. Der Mann, dachte er, ist schon alt genug, um zu wissen, was no[illegible] tut.

Da war es einmal im Spätherbst, als der Funk in seinem Baumgarten gerade metzgerte, daß der

Pfarrer des Weges kam, stehen blieb und die fette Sau bewunderte.

„Da gratulier ich", sagte er, „die gibt mindestens drei Zentner."

„Ei, was versteht denn Ihr von der Sau!" gab der alte Bauer unwirsch zurück. Bei der Arbeit dreinschwatzen, das hatte er nie leiden mögen.

„Nun so wünsch ich bloß, daß sie so viel wiegen möge", entgegnete gelassen der Pfarrer und ging weiter.

Als es nachher aber zum wägen kam, begann der Funk den Kopf zu schütteln. Er hing den Gewichtsklumpen nicht weniger als drei Mal an die Wagstange — und allemal dasselbe. Genau drei Zentner. Muß doch nit so dumm sein, der Pfarrer. Wenn er schon davon was versteht, was nit in sein Handwerk schlägt, da wird er in seinem Fach nit der ungeschickteste sein. Wahr ist's, wer sich bei der Sau so gut auskennt, dem kann man auch die Seel' anvertrauen.

Und ging von da an in die Kirche.

Pietätlosigkeit.

Er liebte es, in der kühlen Morgeneinsamkeit so dahin zu wandeln. Das waren ja die einzigen Stunden, da er Mensch sein durfte, im dunkelgrauen Anzug, mit dem Spazierstock dahinschreitend auf offener Straße. An Fuhrwerken, Handwerksburschen, Touristen und Bauern vorbei, von niemandem gekannt, und wenn von Einheimischen gekannt, ehrerbietig aber unauffällig gegrüßt. Gerne legte er seinen Stock auf das Straßengeländer, ließ ihn während des Gehens auf demselben dahingleiten, während er träumerisch in den rauschenden Fluß blickte. Manchmal stieg er hinab an das Ufer und versuchte es mit der Angel. Bisweilen kam der Diener nach, sorgend, ob der Herr nicht etwas bedürfe. Er wurde zurückgeschickt — Menschen haben keinen Diener und brauchen keinen.

Da hat es sich eines Morgens zugetragen, daß er sehr verspätet ins Schloß zurückkehrte. Die Regierungsgeschäfte warteten der Erledigung; alles war erregt, geängstigt — wo er denn so lange bliebe? Oben im Dorfe Au hatte er sich verweilt. Dort war ihm aufgefallen, daß zwei Männer über den Achseln einen Schragen trugen und darauf lag ein Sarg, aus

Brettern schlecht gefügt, ohne Kreuz und Kranz. Keine Zier und kein Priester und kein kirchliches Geläute und kein Leidtragender. In solcher Verlassenheit hatte der Mann noch keinen Menschenschrein gesehen, in solch hilf- und herzloser Verlassenheit, wie dieser Sarg auf den Schultern der unmutigen Männer lag. Wer ist es, der da gestorben ist und um den niemand Leid hat? Unser Spaziergänger schritt an einen der Träger und fragte: „Wen trägt Ihr da hinaus?"

Der Träger wollte zuerst gar nicht antworten, dann tat er's verdrossen. Auf dem Feldwege sei ein toter Mann gefunden worden, niemand kenne ihn, wahrscheinlich ein fremder Handwerksmensch, ein Bettler oder gar ein Strolch, man wisse nichts. Sie — die Träger — möchten nur das eine gerne wissen, wie sie dazu kommen, diesen Toten auf den Kirchhof zu schleppen, ohne alle Entlohnung. Was könnten sie dafür, daß er gerade auf ihrem Feldwege liegen geblieben? — Vielleicht, dachten die biederen Dorfleute, ist der Mann, der sie angesprochen, einer von denen, die in die Tasche greifen. Der Spaziergänger winkte mit der Hand, sie möchten vorangehen — er hatte genug gehört. Als sie dann ihre Last mürrisch weiter trugen, ging er zehn Schritte hinten drein. Sein ernst gewordenes Gesicht zur Erde gerichtet, schritt er hinter dem Sarge dessen, der als Fremdling in diesem schönen Lande arm und verlassen gestorben war. Vielleicht hatte er hilfesuchend an Türen geklopft und sie waren ihm verschlossen geblieben, steht es doch draußen vor dem Dorfe auf einer Tafel zu lesen:

Das Betteln ist verboten! — Und wenn er vollends dort unten im Tale beim Fürstenschlosse hätte anklopfen wollen, so würde er von der Dienerschaft verscheucht worden sein aus dem Prachtportale, das von aller Kunstwelt bewundert wird, so wie man das Königsgeschlecht vergöttert als einen der edelsten dieser Erde. Und eine Stunde weit von dem Herrensitze dieses edlen Geschlechtes verderben und sterben arme Menschen auf der Straße!

Leute, die den Mann betrachteten, der hinter dem Sarge einherging, meinten, er bete ein Kirchengebet, weil er wiederholt mit der Faust an die Brust klopfte. — Einer aber ist unter den Bauern, der stöhnt: „Jessas Maria!" und reißt seinen Hut vom Kopf. Des Toten wegen? Fällt ihm nicht ein, wohl aber des Mannes halber, der den Toten begleitet. Der Bauer hastete zum Nachbar, der mit einem Futterkorbe ging: „Du Zenz! Du Zenz! Siehst du, wer dort geht?"

„Der hinter der Leich' her? Wer ist es denn?"

„Weißt du, wer das ist? — Das ist der König!"

Jetzt riß auch der andere den Hut vom Kopf und es kam ein dritter dazu, ein vierter, sich gegenseitig in die Ohren tuschelnd: „Der König!" Sie gingen auf den Weg und schlossen sich in respektvoller Entfernung dem Zuge an. In wenigen Minuten wußte es das ganze Dorf: „Der Tote, den sie vorgestern auf dem Feldwege gefunden, er muß ein besonderer Mann sein, ein hoher Herr, denn hinter seinem Sarge geht der König!"

Da eilte alles herbei, Männer und Weiber liefen aus den Häusern, Kinder und Greise, und schlossen sich dem Zuge an und begannen laut den Psalter zu beten. Mehrere kamen mit Kerzen und zündeten sie an, auf dem Kirchturm huben die Glocken an zu läuten. Dann kam auch die Geistlichkeit herbei in weißen Chorröcken und laut beteten sie ihre lateinischen Gebete. So um die Ecke stand alles still und machte seinen tiefen Bückling vor dem König. Dieser dankte nicht, denn er sah es nicht, weil er unverwandt zu Boden blickte.

Also war es ein großer, feierlicher Leichenzug geworden, der nun die Anhöhe zum Friedhofe emporstieg. Aber siehe, auf dem Friedhofe fand man das Grab nicht. Ganz hinten in einem Winkel, wo ein Haufen von Steinen, Stroh und vermodernden Kränzen lag und anderer Wust, sozusagen im Kehrichtwinkel des Friedhofes, war eine Grube aufgeschaufelt worden. „Gut genug!" hatte der Kirchhofsgärtnermeister gesagt, „ist doch nur ein Vagabund gewesen, vielleicht gar ein Ketzer, man weiß ja nichts!" — Jetzt im letzten Augenblick, als es der Totengräber erfahren, daß hinter dem Sarge der König gehe, pfiff er verzweifelt nach Arbeitsgehilfen, um mit Reisig den Wusthaufen zu verdecken, den Weg glatt zu rechen und die Grube gehöriger zu schaufeln. Es war zu spät. Der rohe Fichtenbrettersarg schwankte schon zum Tore herein und bald war der ganze Friedhof voller Leute, in lauter Andacht das Begräbnis feiernd und sich auf die Zehen stemmend, um über die Köpfe hin

den König zu sehen. Um zu sehen, ob er nicht etwa schluchze, wie tief seine Trauer sei, und daß man's demnach erfahre, in welchem Verwandtschaftsgrad der Tote zu ihm gestanden.

Der König stand an der Grube, in die der Sarg nun mit aller umständlichen Feierlichkeit unter schallenden Gebeten versenkt wurde, aber er schluchzte nicht, zeigte auch nicht eine besondere Trauer. Er stand nur da in tiefem Ernste versunken und kümmerte sich nicht um die „Leidtragenden", die plötzlich so pietätvoll und teilnehmend geworden waren. Als er sich dann wendete, um den Friedhof zu verlassen, wich die Menge ehrfürchtig vor ihm zurück. Nur der Ortsvorstand und der Pfarrer wagten es, sich ihm tief gebeugt zu nahen, um ihn ehrerbietigst zu begrüßen und ihr Beileid auszudrücken zu dem Verluste, der ihn getroffen.

Der König dankte und bedeutete, daß er dem Sarge gerne gefolgt sei.

„Wir hätten gewiß das Möglichste für ihn getan," versicherte der Vorstand. „In meinem Hause die beste Pflege hätte er gehabt, Medizin und alles. Wenn wir nur etwas gewußt hätten. Wir haben halt von nichts gewußt und am Frühmorgen hat ihn mein Nachbar liegen gesehen auf seinem Feldweg. Papiere haben wir auch keine gefunden bei ihm und hat deswegen nichts geschehen können. Ist uns wohl recht zuwider. Aber das Grab werden wir schon recht in Ehren halten — ei das wohl gewiß!"

„Tut das", sagte der König.

Trat nun auch der Pfarrer einen halben Schritt vor und sprach mit gar leiser Stimme: „Wäre uns wohl eine rechte Erleichterung, Majestät, wenn wir wissen täten — hält wohl schwerlich ein recht lieber Freund gewesen?"

„Ja, meine Herren!" antwortete der König und packte die Schrift.

„Meinen Dank, weil Eure Majestät ihm die allerhöchste Ehre — daß wir wüßten, wer es gewesen."

„Ein Mensch", sagte der König und ging seines Weges.

Die beiden Gemeindehäupter verbeugten sich auf das allertiefste, so tief, daß andere Körperteile obenan standen. Der König sah es nicht mehr. Er schritt auf die Straße hinaus und an derselben dahin, das Geländer streichend mit seinem Stocke und in den rauschenden Gebirgsfluß blickend. In sein Schloß zurückgekehrt, war er verstimmt. Des Toten willen? Nein, ich vermute, es waren ihm die Lebendigen nicht recht.

Sprachsünden.

Als echter Deutscher fange ich meine Plauderei über die deutsche Sprache — mit einem Franzosen an. Ein großer Franzose hat gesagt, seine eigene Muttersprache brauche man nicht zu lernen. Ist das wahr? Das Kind lernt sprechen, und kann es das überhaupt, dann liegt ihm die Muttersprache schon fix und fertig auf der Zunge. Wenigstens die für den täglichen Gebrauch. Mit dem Gedankenkreise erweitert sich wie ganz von selbst die Sprache. Die Seele wächst, die Sprache mit ihr, und der Franzose hat recht. Würden für die entstandenen Empfindungen und Gedanken die Wörter nicht vorbereitet liegen auf dem Munde der anderen, wir bildeten auf der Stelle Ausdrücke und brauchten nicht einmal zu den Naturlauten der Tiere zu greifen. Die Zunge spricht ohne Weiteres.

Wem wäre und war nicht schon in frühster Jugend die deutsche Sprache das Palladium der Seele? Zuwider und fremd wird sie uns erst in der Schule, wenn die Lasten der Grammatik kommen. Die „deutschen Schulsprachbücher mit ihren entsetzlichen Fremdwörtern: Artikel, Prädikat, Deklination, Substantiv, Subjekt, Konjugation, Objektiv, Pronomen,

[illegible] u. s. w. Ja, nicht bloß, daß die Schule fremde Wörter in die deutsche Sprache hereingetra-, sie hatte auch das Bestreben, deutsche Wörter zu verfremden. „Buchstabieren", „[illegible]" — wird den den schwachen Wörtern nicht fremde Gewalt angetan? Solche Schulbücher taten das Menschenmögliche, um uns die Muttersprache zu verleiden. Ich habe als Knabe in der Volksmundart Gedichte geschrieben, die noch heute als nicht ganz schlecht gelten. Als ich aber nachher anfing, in der hochdeutschen Sprache der Schulgrammatik zu dichten, kam ein lebernes Zeug heraus ohne Persönlichkeit und Seele. Und doch lernte man in der Schule Gedichte machen. „Machen", wie es der [illegible] tut! Man lernte in der Schule [illegible] sprechen, aber durchaus nicht frei denken; jeder Eigengedanke, jede eigentümliche Form wurde mit dem Rotstift gezüchtigt. Aus dieser Sprachlehre lernte man einen Satz bilden, aber man durfte nichts hineintun. In unserer armen Dorfschule zu Krieglach-Alpel hatten wir auch Schreiben und Lesen gelernt, von einer „Grammatik" war keine Rede gewesen; bis zur Erschaffung der Welt war doch keine „deutsche Grammatik" gelehrt worden, und doch bildeten sich die Leute in ihrer Mundart und in dem, was sie zu sagen hatten, [illegible] so richtig und klar aus, als der gelehrteste Schulmeister auf dem Katheder. Diese Behauptung kann mir jeder bestätigen, der das Wesen unserer Volksmundart kennt. Ich hatte lange zu tun, um von den Verheerungen der Grammatik mich zu erholen; nach diesem schrecklichen Buche war ja alles „in-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„Ich weiß, wir haben uns [illegible] zu [illegible], Werner."

„Hast auch gelitten, mein Christinchen. Deine [illegible] [illegible], aus die ich dich stets [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] auf der Zunge. Du [illegible] mir ein [illegible]!"

„Müssen sprechen nicht, mein [illegible]."

„[illegible] wie ein [illegible]. Wie [illegible] der [illegible] mit [illegible], [illegible] [illegible] von den [illegible] einige [illegible] zum [illegible] [illegible]."

„Nicht mehr, bist du mir?"

„[illegible] liegt da, Walther, da bist ein [illegible]."

Walther hat die Feder in den Kopf gesteckt und sagt: „Wie? [illegible] ich? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] keine Ahnung."

„Du arbeitest? Und bei [illegible], sagst du?"

„Wie ein [illegible]."

„Aber sag, Walther, daß du dich gestern nicht zu den Arbeitern [illegible]? [illegible] du nicht den [illegible] [illegible] [illegible]: Wir alle, Genossen, [illegible] Arbeiter, haben die gleichen Interessen, müssen für einander stehen, einer für alle, alle für einen. Der Sieg ist unser!"

„Ja, Werner! Dein Christinchen."

„[illegible] [illegible], Walther? Was heißt morgen bis in den späten Abend. Ist das keine Volksversammlung?"

„Ach, die [illegible] weißt du! — Nun sieh mal, Werner, es [illegible] nicht [illegible] gern. [illegible] [illegible] du mehr, daß ich lieber in den [illegible] gelegen wäre. Aber [illegible] [illegible]. Weißt, mein [illegible] ist ein [illegible]. Der bringt mich an den [illegible], der [illegible]."

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

[illegible] „[illegible]"

„[illegible]

die Schriftsteller sein Talent dazu ausnützen, um seine Persönlichkeit in Worten wiederzugeben, seine Überzeugung auszudrücken."

„Überzeugung!" sagt Wilken sehr ruhig. „Hast du vielleicht Lust, deinen Verleger zu fordern?"

„Und daß man seinen eigenen Worten [illegible] [illegible]."

Wilken macht eine leichte Bewegung, als [illegible] die Sache jetzt an, ihn zu [illegible]. „Es scheint, Mutter, du verwechselst das Genie mit einem tugendhaften Philister. Du hast doch wohl auch 's bißchen [illegible] im Leib. Na [illegible], wie kannst du so reden. — Wenn der Schriftsteller alles das wirklich meinen wollte, was er schreibt! Ja — [illegible]!"

„Aber was er spricht, muß wahr sein."

„Schreiben oder sprechen, das bleibt sich gleich. Ich habe gestern einen [illegible] Effekt gesprochen, und nun müßte ich nach deiner Meinung heute und in aller Zukunft diesen Unsinn als mein Gesetz betrachten. [illegible] Mutter, gestatte mir zu sagen, daß selbst die Tätigkeit eines Schuhmachers über deinen Horizont hinausgeht. Oder soll er die Stiefel, die er macht, die von [illegible] und [illegible] bei ihm bestellt wurden, alle selbst tragen?"

Mutter [illegible] besinnt sich und weiß im Augenblick nichts zu sagen. [illegible] sieht Wilken nach ihr und bemerkt: „Warum schweigst du? Schweigen kannst du, wenn du im Rechte bist. In einem Augenblicke aber, wo man, wie jetzt du, absolut nichts zu sagen weiß, muß man erst recht sprechen. Das [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

bei Ihrem [illegible], Willie, welche ich sogar an besserer Stelle. Der richtige Schriftsteller, ob er schreibt oder spricht, hat eine Sache gründlich, nach allen Seiten hin zu betrachten, entweder so, daß seine Beweisführung ganz in den Hintergrund tritt, oder so, daß er sich klar zu einer Seite bekennt. Ich meine, so [illegible] du gesprochen haben."

„Ganz recht, Willie. Dann solltest du gestern die Vor- und Nachteile des Achtstundentages objektiv behandeln, oder dich für oder gegen den Achtstundentag bekennen müssen. Im letzteren Falle [illegible] du Parteimann, und als solcher solltest du heute zu [illegible], was du gestern gesagt hast."

„[illegible], Meier, und hier auf diesem Blatt wollte ich dich haben. Ich war gestern Parteimann. Ich bin als sozialdemokratischer Sprecher entschieden für den Achtstundentag eingetreten und habe alle [illegible] aufgefordert, von ihrer Achtstundentagsforderung unter keinen Bedingungen abzulassen und habe gesagt, daß [illegible], jeder ein Schuft ist, der auch nur fünf Minuten über acht Stunden arbeitet."

„Nun, und heute? Heute sitzt du zwölf Stunden lang am Schreibtisch, weil du gerade in der Stimmung bist, der Verleger des Romans und der [illegible] wahrscheinlich das Geld braucht!"

„Charmant, Kollege, diese deine letzte Bemerkung ist mir sympathisch — [illegible] bemerkt. Was nun die sozialdemokratische Rede betrifft — ich weiß nun nicht, ob du mir folgen kannst, Meier. Nämlich ein Schriftsteller, heißt es, soll objektiv sein. Und

ein Dichter muß objektiv sein, besonders wenn er Gestalten aus dem Leben darstellen will. Als Shakespeare Richard den Dritten geschrieben hatte, wird er es doch nüchternen Tages nicht als seine heilige Pflicht betrachtet haben, ein Richard der Dritte zu sein?"

„Was willst du damit eigentlich sagen, Müller?"

Dieser wiegt sich verschmitzt in seinem Sessel und sagt: „Ich habe mir's ja gedacht. — Siehe die Sach' an, Meier, gestern war ich Dichter und Vortragsmeister und habe der Versammlung einen sozialdemokratischen Tribunen vorgestellt. Und zwar so vollendet, daß alle meinten, ich sei es wirklich. Und daß Freund Meier heute noch glaubt, ich sei es mit Fleisch und Blut und Seele gewesen. Siehst du, und das ist es eben. Das ist die Kunst. Ich war Künstler und du hieltest mich für einen Sozialdemokraten."

Meier sagt: „Ich bin geschlagen. — Nur kommen mir jetzt — du verzeihst schon, Müller — Bedenken. Du hast zeitweilig als Freund zu mir gesprochen. War das nicht am Ende auch Kunst?"

„Mein Herr, Sie werden anzüglich!" Müller erhebt sich stolz und ernst. „Man mag mit der großen, dummen Menge spielen, aber man spielt nicht mit Freunden."

„Ich zweifelte eigentlich nicht, Müller", sagt Meier warm und treuherzig. „Es wäre ja auch verzeihlich gewesen, wenn du mit dem Wirtschaftsleitung der Bergleute und Metallarbeiter sympathisiert hättest, ohne diese Rücksichtnahme auf alle Verbindungen

zu übertragen. Denn — weil sie für alle nicht paßt. Die Muse z. B., hat keine Sprechstunden, sie wählt sehr eigenwillig ihre Zeit und —"

„Nicht mehr, Junge, wenn du mit mir sprichst, denn habe ich mit solchen Sentimentalitäten kein Abkommen."

„Zu Diensten. Ich wollt dich ja eigentlich in guter Laune zu erhalten oder vielmehr zu versetzen suchen, Müller. Ein Mann wie du kann sich ja leichter etwas erlauben, als irgend ein armer Teufel. Zu-[illegible] sind [illegible], und daß du wirklich ein großes —"

Müller wird aufmerksam. „A—a—h! Mir ahnt etwas, Meier! Ja? Na denn, du weißt. Das erste Gesetz der Freundschaft ist unbedingteste Offenheit gegenseitig. Also — ich hab' jetzt keins."

„Auch nicht fünf Kronen?"

Müller blickt ihn vorwurfsvoll an. „Du willst doch nicht, daß ich mich der letzten fünf Kronen entäußere!"

Meier sitzt ein Weilchen bewegungslos da. Dann macht er ein gemütliches Gesicht, legt dem Freund die Hand auf die Achsel: „Das ist mein Müller. Ohne jegliche Kunst. Ganz Natur. — Willst du dich nicht auch einmal selber so recht objektiv beschreiben? Mit Humor in einem aufgeblasenen Schmutzfink. Wie?"

„Bei meiner Seele, das kann ich tun. Das kann ich wirklich tun. Schildere so 'nen Kerl und nenne ihn — Meier."

Moderne Diebszeichen.

Die Leute können ohne Torheit nicht leben. Ja, sie brauchen davon sogar ein sehr großes Quantum. Ist die eine Torheit ausgezehrt, hat sie sich überlebt, ist sie aus der Mode gekommen und allmählich etwas Vernünftiges an ihre Stelle getreten, so beeilt man sich, die Dummheit auf einem anderen Gebiete zu machen, und zwar so ausgiebig als möglich.

Heute habe ich einmal unsere Druckbuchstaben im Auge, die sind ja fürs Auge berechnet. Man hat einst, bei Erfindung der Buchdruckerkunst, sehr kümmerlich angefangen, Buchstaben zu schneiden, die ersten Drucke sollen verdammt schwer zu lesen gewesen sein. Allmählich haben sich aber die Charaktereigenschaften der Buchstaben scharf herausgebildet und es kam so weit, daß man nicht bloß die Buchstaben, sondern auch die ganzen Worte mit dem allerflüchtigsten Blick las. Die Schriftkunst hatte den Zweck und setzte ihre Ehre darein, Buchstaben und Schriften zu schaffen, die möglichst leicht unterschieden, schnell aufgefaßt und überflogen werden konnten, und unsere Lesefertigkeit war wirklich zu einer fabelhaften Vollendung gediehen. Da ward es nun höchste Zeit, die Dummheit zu machen. Und sie wird gemacht.

Der Zeitpunkt ist günstig. Wenn Zeit, Gehalt und Zweckmäßigkeit nichts mehr gilt, wenn alles nur auf Form, auf Dekorum, verblüffende Außenseite sieht, da kann man den Leuten leicht beibringen, daß der Buchstabe nicht dazu da sei, um einen geistigen Inhalt zu übermitteln, sondern daß er für sich die Hauptsache wäre. Man macht den Leuten weis, daß gerade jene Buchstaben die schönsten und die nobelsten sind, die man nicht sofort oder am besten gar nicht lesen kann. Solche sollen Selbstzweck sein, um das Papier zu verdecken, und Bücher macht man nur noch, um sie mit Buchstaben zu zieren. Auf dem Titelblatt durchaus gleichgroße Frakturschrift, so ungeschickt und unbeholfen als möglich angebracht, damit das Auge des Lesers ja recht große Mühe hat, die Schrift zu lesen, Titel, Autorname, Verlegername u. s. w. zu unterscheiden. Dann auf den einzelnen Seiten hin wird geschwabachert. Kaum war erst noch eine Bewegung gewesen für die Lateinschrift, weil die deutsche Schrift zu wenig einfach sei, und schon sind tausend Hände und hundert Buchdruckereien beschäftigt, diese deutsche Schrift, die ohnehin zu wenig einfach war, zu komplizieren, zu entstellen und zu verrenken bis zur völligen Unleserlichkeit. Dann vor jedem Absatz eine störende Initialvignette, und dort, wo in der Seitenmitte eine Druckzeile abbricht, die Reihe von Gänseblümerln, damit ja dem Auge jeder Ruhepunkt genommen ist. Das soll halt altehrwürdig aussehen.

Ich will die Torheiten nicht alle beschreiben, wer solche moderne Bücher gesehen hat, der kennt sie ja.

zum Teile sind sie auch bereits vorüber. „Buchschmuck“ nennt man das verrückte Zeug. Es gibt Verlagshandlungen, die ihre Bücher am liebsten auch mit dem Mottenstaub und dem mürselnden Schimmel herausgeben möchten, damit sie ja recht altertümeln. Nur in dem einen Guten machen sie es den Alten nicht nach, in dem soliden Papier.

Freilich haben die Alten diese Sachen vielfach so gemacht, aber nicht aus Effekthascherei, sondern weil sie es nicht besser konnten, weil ihr Geschmack mit den primitiven Mitteln gleichen Schritt hielt. Ist die neue Zeit schon so rührend pietätvoll für die Werke unserer Vorfahren, so gibt es ganz andere Dinge, die Nachahmung verdienen. Die alte Form ohne den alten Geist, ohne die alte Solidität und Tüchtigkeit, ist lumpiges Komödiantentum. Man sieht es an unseren Bauten, Wohnungeinrichtungen, Gewandungen u. s. w. Die dünnen Wände aus schlechtgebrannten Backsteinen stellen Quadermauern vor, und die Bücher, die aussehen sollen, als hätte sie der mittelalterliche Mönch mit dem Fleiße eines ganzen Lebens eigenhändig auf Pergament geschrieben und geschmückt, sind mit ihrer frevelhaft verständnislosen Nachahmung aus schlechtem Holzpapier hergestellt. Ja, dessen können wir sicher sein, unsere Werke genannter Art werden im nächsten Jahrtausend nicht die Bewunderung und Nachahmung erfahren, wie wir sie den Alten so windig zollen, schon auch darum, weil unsere Werke bloß nicht mehr vorhanden sein werden.

Und nun das Komische. So wie die einen sich

in das Altertum verbohren, so wollen die anderen aus unserem Boden plötzlich eine neue Welt hervorstampfen. Da gibt's eine Schule, die nennt sich „Sezession". Die fängt überall hinten an, meint, Bäume wachsen von oben herab, anstatt von unten hinauf; sie läßt keine Entwickelung gelten, macht nur Sprünge und stellt sich und alles auf den Kopf. Dieser Schule nun ist es vorbehalten gewesen, das Ideal der Schrift zu erfinden, nämlich der Schrift, die niemand lesen kann. Diese Schrift — man sieht sie heute auf Buchtiteln, Plakaten, Ansichtskarten, Firmaschildern u. s. w. — mutet insoferne uralt an, als man sie für notdürftige Verständigungszeichen wilder Völker halten könnte, die noch keine Ahnung von der Zeichen- und Schreibekunst hatten, die Holzsplitter, Baumzweige, Rinden und allerlei Abfälle irgendwie zusammenstellten zu einer verabredeten Form. So erinnern diese neumodischen Buchstaben an die Gaunerzeichen, mit denen Diebe, Einbrecher und Brandleger sich zu verständigen pflegen, dieweilen sie sicher sind, daß derlei Zeichen von harmlosen Leuten nicht entziffert werden können. Lustig aufgefaßt sind es besoffene Dinger, die ihre Glieder tollwitzig verrenken, sich krümmen wie ein Wurm und dann untereinander tanzen, wie Hexen auf dem Blocksberg, ohne Rhythmus und Eleganz. So springen und bocken sie, aber das ist noch eine der zahmsten Formen:

SECESSION

Schickt sich das, wenn man vor anständigen Leuten Aufwartung machen will? Muß man nicht meinen, der Schreiber solcher Zeichen sei ein Tollhäusler, der bei dem übermäßigen Bestreben, für das Volapük die richtigen Buchstaben zu erfinden, irrsinnig geworden ist? Der Arme!

Bei einiger Übung, heißt es, könne man die Schrift wohl entziffern. Nur ein bißchen Geduld. Nun, ich habe für diese Übung keine Zeit und keine Geduld. Was mir so unartig entgegenkommt, das lasse ich abseits stehen und wende mich guten Bekannten zu. Bei der grenzenlosen Sündflut (nicht Sintflut) gedruckten Papieres, wo jedes Blatt danach plangen muß, überhaupt nur angesehen zu werden, hat es wohl Ursache, möglichst gefällig und zuvorkommend zu sein, daß es sich sofort in das Auge schmeichle, anstatt mit rüpelhafter Arroganz aufzutreten: schau mich an! Ich bin was Besonderes, lerne mich du erst verstehen! — Und dann wenn man aufsitzt und den Sinn mühsam entziffert zu haben glaubt, ist gehaltlich nicht soviel dahinter, daß man auf die Kosten kommt. Die Schrift ist da, um auf einfachstem und kürzestem Wege uns einen geistigen Inhalt zu übermitteln, nicht aber dazu, daß die Buchstaben uns auf eigene Faust allerhand Mätzchen vormachen sollen. Die beste, zweckmäßigste Buchausstattung ist die, die unsere Aufmerksamkeit am wenigsten von dem Inhalte des Buches ablenkt. Auch die sogenannten Illustrationen sind zumeist von Übel, außer, sie vervollständigen den Text, oder bieten mit einem Bilde das klar und deutlich, wozu man sonst

eine seitenlange Beschreibung benötigen würde. Bei unserer kurzen Daseinsdauer und bei der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens, die gekostet und ausgekostet sein möchte, ist die Zeit ein wertvolles Ding geworden, und Buchstaben, die uns Zeit stehlen, sind wirkliche Diebszeichen.

Die sezessionistischen Bilder eignen sich am besten für Reklamebogen und Plakatblätter, wozu sie heute auch weidlich ausgenützt werden. Die sezessionistische Schrift hingegen ist nicht einmal für Plakate praktisch. Für diesen Zweck des raschen Hinausschreiens sind gerade wieder jene Buchstaben am besten, die im Augenblick gekannt sind und in unserer Seele haften bleiben. Plakate und Firmenschilder, die das Publikum erst mit Mühe entziffern muß, sind gerade das Unpraktischste, was ein Geschäftsmann aufstellen kann. Am meisten kann man das bei Landleuten oder sonst des Lesens ungewohnten Passanten bemerken, solche würdigen schon Namen keines Blickes, die mit lauter großen Lateinbuchstaben geschrieben sind. Mit den verrenkten Krüppelbuchstaben, die oft gar nicht einmal wie Buchstaben aussehen, machen sie gar keinen Versuch. Wenn in einer Stadtstraße der Zahnarzt Dr. Chr. Lochbauer nicht übersehen, wohl aber sehr leicht gefunden werden will, welche von den drei Schriften wird er wählen müssen?

DR CHR LOCHBAUER

ZAHNARZT

DR. CHR. LOCHBAUER
ZAHNARZT.

Doctor Chr. Lochbauer.
Zahnarzt.

Nur die letztere Schrift liest unser Auge mühelos, und wenn ein Arzt lateinisch, der andere sezessionistisch, der dritte deutsch sich ankündigt, so findet aus der Menge letzterer den meisten Zuspruch.

Die Schrift gehört zu den Mitteln, nicht zu den Zwecken. Sie gehört zu jenen Mitteln, die nur schön sind, wenn sie zweckmäßig sind, d. h. einem gewissen Zwecke möglichst gut dienen. In den Fällen bei Denkmälern, Urkunden, Hausinschriften, Münzinschriften, Buchtiteln u. s. w. soll die Kunst die Schrift aus dem Banalen emporheben, aber auch da nicht auf Kosten der Deutlichkeit. Für den praktischen Gebrauch im täglichen Leben sind gerade die gewöhnlichsten, bekanntesten Zeichen die besten, und ein Buchdrucker, der Geschmack hat, kann ihn auf diesem schlichten Felde sehr wohl anbringen.

Wir wissen ja, daß die abscheuliche Sezessionsschrift sich bald überlebt haben wird, aber wir warten darauf mit Ungeduld. Und wir wollen uns vor denen nach uns, die darüber sehr lachen werden, nicht in den Verdacht stellen, als ob wir die freche Torheit auch mitgemacht oder gutgeheißen hätten, darum ist dieser Steckbrief gegen die modernen Diebszeichen geschrieben worden.

Kunstsünden.

Wer vom Kunstschaffen nichts versteht, gut, der kann wenigstens kritisieren. Wer aber auch von Kritik nichts versteht? Der muß sich damit begnügen, ein einfältiger Mensch zu sein.

Und vielleicht wäre gerade der einfältige Mensch der berufenste Kunstrichter. Ich meine, ein Mensch, der nicht verschult und nicht verbildet ist. Urteilt das Menschentum, dann ist die Kunst befreit, dann fliegt sie aus den veralteten Geleisen und ist lebendig.

Es hätte über ein Kunstwerk doch immer der Mensch gerichtet, sagt ihr? Fast niemals. Stets das Prinzip. Es käme auf das Gleiche hinaus, sagt ihr, der Mensch habe eben das Prinzip aufgestellt. Also wäre es eins, ob die frische Empfindung urteilt, oder die dürre Theorie?

In ethischen Dingen möchte ich nicht die Empfindung richten lassen; in gesellschaftlichem Tun und Lassen muß Theorie und Gesetz entscheiden. Das Kunstwerk wäge der Mensch. Sagt ihr, die Kunstkritik soll objektiv sein, so klingt das ganz großartig. Ich meine, sie muß subjektiv sein, so individuell, so persönlich als möglich. Ich sage das, ich, die alte konservative Seele? Eben deshalb.

Eine Kunst, die sich nur von Prinzipien leiten läßt, kann in der Form verknöchern und im Gehalt entarten. Der Mensch ändert zwar auch seinen Geschmack; wenn er aber nicht der erstbesten Modeströmung, der Laune eines Taggeistes nachgibt, wenn er aufrichtig seiner Grundstimmung, seiner unmittelbaren Empfindung Gehör gibt, so wird er nicht weit irre gehen. Man hat gesagt, unser Ideal vom Schönen sei wandelbarer, als das vom Guten. Am Ende ist es umgekehrt! Das Gute ist nichts Natürliches, sondern unserem kulturellen Gedeihen künstlich angepaßtes und kann sich je nach Bedarf ändern. Das Schöne aber gründet sich auf die Sinne. Mag der Geschmack so wandelbar sein, als ihm beliebt, das Auge bleibt doch immer so, daß ihm das Sonnenlicht besser gefällt, als der Nebel; das Ohr bleibt so, daß es lieber den Lerchengesang hört, als das Stöhnen eines verendenden Tieres; die Nase bleibt so, daß es ihr behaglicher ist im Rosengarten, als auf dem Dunghaufen. Darum meine ich, wäre der menschliche Sinn ein verläßlicherer Hüter des Schönen, als der von irgend einer ästhetischen Schule aufgestellte Grundsatz. Daß solche Grundsätze trotz ihrer Starrheit durchaus nicht einheitlich, nicht einig, nicht bleibend sind, sehen wir an den verschiedenen Standpunkten und Widersprüchen der auf ihnen beruhenden Zunftkritik.

Wer also sei Beurteiler — der scheinbar feststehende, tatsächlich aber unverläßliche Doktrinarismus, oder die Empfindung der Person?

O Herr und Gott! rufen sie entsetzt aus, wohin kämen wir da? Die Individuen sind unermeßlich verschieden, und in jedem Individuum wieder die Stimmungen und Empfindungen. Welche Verwirrung und Anarchie in der Kunstkritik, wenn jeder und jede sich für berechtigt und berufen halten dürfte, vollgiltig über ein Kunstwerk abzuurteilen! Zum Beispiel ein Zeitungskritiker, der jeden Tag ins Theater muß, um Stück und Schauspieler zu beurteilen. Er ist abgehetzt, abgestumpft, ihm ist das Theater kein Erholungsort, wie den anderen, eher ein Galeerendienst. Er soll nun sagen, schreiben, drucken, welchen Eindruck auf ihn das Kunstwerk gemacht. Mein Gott, gar keinen, oder den der Langeweile. Vielleicht hatte der Abgemüdete zur Stunde sogar Kopfweh oder Bauchgrimmen, während er dasaß, um das dramatische Werk zu genießen. Lästig war ihm die Komödie, unmutig würde er am liebsten seine persönliche Stimmung offen aussprechen — zum größten Schaden des Kunstwerkes. Ist er aber gebunden an ästhetische oder historische Grundsätze, so wird er unter Selbstverleugnung zwar in doktrinärer Blutlosigkeit richten, aber er wird dem Werke nicht in einem Grade unrecht tun können, als ein „subjektiver" Kritiker mit Bauchgrimmen.

Das dürfte fast unanfechtbar sein. Kann man sich denn aber nicht denken, daß wir überhaupt keine Zunftkritik brauchen, wenn der M e n s ch Kunstrichter ist? Die Zeitung braucht gar kein Urteil zu bringen, oder sie kann jedes ihr beliebige abdrucken, das vom

Publikum eingesandt wird. Die vom Volke einlaufenden Kritiken werden einseitig, drastisch übertrieben, wunderlich, ja alles Mögliche sein — aber sie werden auf die menschliche Tat des Werkes eine unmittelbare, menschliche Antwort sein. Ein Kunstwerk wird doch nicht geschaffen, um zu erfahren, was darüber die Gelehrten sagen, sondern um auf Menschen — am liebsten auf naive — eine bestimmte Wirkung zu erzielen. Diese Wirkung soll von jedem Einzelnen bestätigt, womöglich begründet werden können und dürfen, und das Bekenntnis des Einzelnen, wie es auf ihn gewirkt, soll etwas gelten. Es soll als solches nicht etwa den Kunstwert des Werkes bestimmen, dazu aber doch eine Stimme beitragen im Plebiscit.

Wie ein solches Plebiscit außerhalb der Beifalls- und Mißfallsbezeugungen an Ort und Stelle praktisch durchzuführen wäre, wüßte ich allerdings nicht. Man kann ja darüber nachdenken.

Also das ist's! Zum Richter der aristokratischen Kunst den Pöbel machen! — Nein, das habe ich nicht gesagt, das bestreite ich heftig. Der Pöbel darf nie und nimmer Herr und Richter der Kunst sein. Da wären wir mit Theater, Malerei und Musik bald bei den läppischen Hanswurstiaden, den obscönen Witzblattbildern, den bacchanalischen Bänkelsängereien. Eine solche Plebejisierung der Kunst hat leider längst stattgefunden, trotz der strengen Gelehrtenkritik. Oder vielleicht gerade ihretwegen. Von der grauen Theorie flieht mancher zu des Lebens gold'

nem Baum, und selbst, wenn dieser voller Blattläuse wäre. Was ich meine, das bezieht sich auf die gebildete Bevölkerung. Zwar nicht auf jene, die durch ihren Eintrittstaler vor der Bezeichnung „Plebs" geschützt ist; denn einen plutokratischen Pöbel als Kritiker würde ich mehr fürchten, als den proletarischen! Es bezieht sich auf gebildete Menschen, die aus Liebe zur Kunst die Kunst suchen.

Jede Kunstgattung als solche wird sich vorweg ihr eigenes Publikum rekrutieren. Der Lebemann geht ins Ballet, der ernste, tiefergründende Mensch in die Tragödie, der musikalisch empfindende in die Oper und so durch alle Kunstgattungen, daher ist nun jeder in seinem Bereiche, in welchem ihm gewiß ein Wort der Beurteilung freisteht.

Versucht es einmal, laßt über ein neues Kunstwerk alle sprechen, die es genossen und darüber ein Wort auf dem Herzen haben. Redigiert die Urteile bloß in der Form und gebt ihnen ein öffentliches Organ. Vielleicht erlebt ihr was Lehrreiches.

Die doktrinäre Kritik sanktioniert nur dann die Wirkung eines Kunstwerkes, wenn solche durch die hergebrachten Mittel einer gewissen Schule erzielt wird. Der wahre Künstler jedoch wird unbekümmert um eine Schule jene Mittel wählen, wodurch gerade er die größte Wirkung hervorbringen kann. Nicht **wodurch** er wirkt, ist ihm Hauptsache, sondern **daß** er wirkt. Deshalb kommt es so oft vor, daß bei einem und demselben Stücke das Publikum jubelt und die Kritik wütet.

Wohl gibt es auch schon Fachkritiker, und sie werden zum Glück immer zahlreicher, welche vor allem das Können respektieren und ein solches um so höher stellen, je mehr neue Mittel es findet, die beabsichtigte Kunstwirkung hervorzubringen. Aber auch solche müßten weniger als Kritikbeflissene, denn als Genußdurstige vor ein Kunstwerk treten. Genußfähigkeit, Genußfreudigkeit ist vor allem zu einer unbefangenen und gerechten Beurteilung eines Kunstwerkes nötig. Und insofern wird wohl jeder Genießende und Erwägende objektiv sein müssen, als er nicht etwa seine zur Zeit vorhandene persönliche Mißstimmung dem Werke entgelten läßt.

Wie es in lebhaftem Geplauder schon manchmal vorkommt, habe ich hier etwas gesagt, was ich eigentlich nicht sagen wollte. Ich wollte im Ganzen nicht so sehr die doktrinäre Kritik verdammen, als vielmehr die naive, freie rechtfertigen. Die Kunst ist frei, also sei es auch die Kritik. Und ist diese frei, so muß sie auch doktrinär sein dürfen, wenn jemand dazu Bedürfnis fühlt. Aber herrschen soll sie nicht wollen, denn ihre Verdienste sind nicht sehr groß; sie kamen hauptsächlich nur mittelmäßigen Talenten zu gute. Das Genie hält sich nach keiner bestehenden Schule, das gründet lieber selbst Schulen. Den Volksgeschmack hat die theoretische Kritik natürlich auch nicht erzogen, dafür hat sie aber Heuchelei und Nachbeterei gefördert. Und sie hat sehr oft auch die Opposition gegen Kunstwerke geweckt. Aus der einseitigen, absprechenden Gelehrtenkritik hat das Publikum das

Gefühl bekommen, als sei jedes neue Kunstwerk etwas, dem man das größte Mißtrauen entgegenbringen und das man womöglich verfolgen müsse. Wohingegen ein von der Kritik unbeeinflußtes Publikum sich unbefangen zu freuen vermag. Daß die theoretische, zumeist absprechende Kritik weder den Dilettantismus zurückgedämmt noch das ursprüngliche Talent gefördert hat, zeigt Figura alle Tage.

Ob der Künstler eine objektive oder subjektive Kritik wünscht, das ist keine Frage. Zwar schützt ihn die objektive Kritik (theoretisch wenigstens) vor persönlicher Gegnerschaft, vor Neid und Mißgunst. Hingegen wird sie ihn mit vermoderten Maßstäben messen und seiner Kunst umsoweniger gerecht werden, je ursprünglicher und eigenartiger diese ist. Der Künstler sucht den Menschen. Auf diesen will er wirken, so warm und unmittelbar, als stünden wir heute bei Erschaffung der Welt und alles Homunkeltum wäre noch nicht vorhanden. Der Künstler ignoriert das Urteil eines Gelehrten und lechzt nach dem Urteil eines Menschen. Daß aber die Kunst zumeist mit dem Kopfe gemessen wird, anstatt mit dem Herzen, das ist sicherlich die größte unserer vielen Kunstsünden.

Die moderne Kunst! Wenn ein Künstler den Drang in sich hat, das Widerliche und Häßliche in künstlerische Gestalt zu bringen — warum nicht? Die Kunst, die Menschheit muß sich ausleben nach allen Richtungen hin. Entspricht eine künstlerische Hervorbringung der Menschennatur nicht, so wird

sie ja ohnehin bald abgelehnt, ausgestoßen. Wie viel Ungesundes nimmt nicht jeder Lebekörper jeden Tag auf und scheidet es wieder aus. Die Doktrin wird zu dem Fortstoßen unechter Kunst nicht viel vermögen. Das gesunde Leben des Volkes muß es tun.

Gegen doktrinäre Urteile pflegt mancher Künstler sich aufzulehnen. Wenn aber ein ganzes Volk in seinen einzelnen Kunstschauenden urteilt, wenn die Mehrzahl naiver Kunstempfinder ihn ablehnt, dann ist er gerichtet. Andererseits rufen z. B. dem Dichter die unvorhergesehenen beifälligen Stimmen aus dem Volke zu: du bist unser! Du sagst, was wir nur fühlen und nicht sagen können. — Er ist ein Ausdruck der Menschheit, ob die Doktrin will oder nicht.

Also subjektive, persönliche, leidenschaftliche Kritik, überall wo es möglich! Die allein gibt dem Künstler Genugtuung, die allein hält die Kunst lebendig und stärkt die Kunstfreude des Volkes.

In das wirkliche und ausschließliche Recht tritt nach meiner Meinung die objektive gelehrte Kritik erst beim Kunst- und Literarhistoriker, der außerhalb des Kunstwerkes und seiner Zeit steht. Der Historiker erst ist imstande, bedachtsam den Gründen nachzuforschen, aus welchen ein Kunstwerk entstand, die Wirkung zu überschauen, die es auf die Menschen seiner Zeit ausgeübt hat, und dann die Gesetze zu bestimmen, nach welchen nicht allgemein, sondern für eine bestimmte Zeit dies und das im Menschen gezündet hat. Nach dieser Wirkung erst wird

er auf den Wert des Kunstwerkes zurückschließen können. Und dabei wird er sehen, wer zu seiner Zeit das Richtigere über das Kunstwerk gesagt hat, die zünftige Kritik oder die freie Meinung des Volkes in seinen einzelnen Kunstgenießern.

Kurz und gut: Wie es wirkt, das sage das Volk, warum es wirkt, das sage der Gelehrte. Doch braucht er's nicht gleich am nächsten Morgen zu tun, er kann sich Zeit lassen.

Wohnungsünden.

Also zwei streitende Handwerksburschen. Der eine ein Gebirgsschuster, der andere ein Stadtschneider. Sie stritten über das Gemeindehaus zu Kalldorf, das vor ihnen stand. Der Schneider behauptete, es sei *einen* Stock hoch, der Schuster sah mit eigenen Augen, daß es *zwei* Stock hoch war. Zum Glück hatten die beiden — und darin unterschieden sie sich von manch' anderen Hadernden — den aufrichtigen Wunsch, sich zu verständigen. So sagte der Schneider: „Du Schuster! Deutsch dich einmal aus, was verstehst du bei Häusern eigentlich unter Stock?"

Der Schuster fix in der Antwort, als handelt' es sich um ein Katechismusexamen: „Unter Stock verstehe ich, ob und wie vielfach ein Haus gedoppelt ist. Ob es eine Lage Wohnungen hat, oder mehrere übereinander."

„Du redest ungenau, Schuster, aber ich verstehe dich", sagte der Schneider. Dann wies er auf ein ebenerdiges Häuschen, das an der Straße stand: „Wie viel Stock hoch ist dieses Haus?"

„Einen Stock hoch."

„Ich habe mir's gedacht. Aber du bist im Irr-

tum, mein lieber Schuster. Das Häusel ist gar keinen Stock hoch, es ist ebenerdig."

„Ebenerdig, das ist der erste Stock. Und das Gemeindehaus hier ist zwei Stock hoch, weil zwei Lagen übereinander sind. Das sieht man schon an den Fenstern."

„Schuster!" eiferte der Schneider und tippte auf die Stirn, „dir fehlt's in diesem Stock!"

„Und mir scheint, dich gelüstet's nach diesem!" sagte der Schuster und hob seinen Knüppel.

Als sie aneinandergerieten, kam der Gemeindediener und führte die beiden Handwerksburschen in ein Gelaß, das nach des Schneiders Meinung im Parterre, nach des Schusters Ansicht im ersten Stock lag.

Wer hat recht? Die Welt schlägt sich zum Schneider, und ich halte es mit dem Schuster. Wie ich höre, stehen auch die Engländer und Amerikaner auf Schusters Seite. Mit Vergunst, wenn ein Haus übereinander zum Beispiel drei Raumschichten hat, so verstehe ich nicht, warum man erst bei der zweiten Raumschichte anfängt zu zählen. Wenn ein Gebäude übereinander vier Fensterreihen hat in der Wand, warum soll es nur drei Stock hoch sein? Wenn man mit einem Maßstab oder Stecken mißt, so tut man's von der Erde aus.

Jeder Naturmensch, dessen Hausverstand noch nicht verschoben ist, wird das, was wir anderen Parterre zu nennen pflegen, als den ersten Stock betrachten. Welche Abenteuerlichkeit oder häufen die

Dächer übereinander! Da beginnt der erste Stock mit dem zweiten, dazwischen schiebt sich einer „Mezzanin“, so daß dann der natürliche vierte Stock in der Hausherrensprache zweiter Stock heißt. — Das ist nicht etwa Begriffsverwirrung, das ist bloß ein bißchen Schwindel. Man will die Mietparteien täuschen. Der vierte Stock ist den Leuten zu hoch, gut, so sollen sie im „zweiten“ wohnen. Im fünften Stock zu wohnen, kann man einem anständigen Menschen schon gar nicht zumuten; nur die Niedrigen wohnen hoch, die Hohen aber niedrig.

Ehrlicher geht es in Norddeutschland zu, wo es heißt, zwei Treppen hoch, drei Treppen hoch; da weiß jeder, woran er ist. In Wien kenne ich ein Zinshaus, das ist so beschaffen: vor dem Haupteingang eine Vortreppe mit achtzehn Stufen, sie führt ins „Parterre“ hinauf. Im ersten „Gebäude“ führen acht Stufen zum eigentlichen Parterre. Dann führt eine Treppe mit zwanzig Stufen in das „Mezzanin“, dann eine Treppe mit zwanzig Stufen in den „ersten Stock“, dann eine Treppe mit sechzig Stufen in den „zweiten Stock“, dann eine Treppe mit zwanzig Stufen in den „dritten Stock“. Die Mietparteien des zweiten Stockes müssen also sechs Treppen steigen. Von diesen sechs Treppen sind vier in drei Absätzen, so daß im ganzen bis zum „zweiten Stock“ vierzehn Stiegen führen. Die Bewohner des fünften Stockes haben in diesem Hause nicht weniger als dreihundertzwanzig Stiegen zu steigen — Kirchturmhöhe. Und da soll einer behaupten, daß es bei uns nicht hoch hergehe!

Zu bewundern ist nur die Bescheidenheit unserer Stadtväter jetzt [illegible] hohen Hausherren, die sich viel wichtiger machen als sie sind. Ihnen sind fast niedrige Häuser mit hohen Zins lieber, als umgekehrt. Der Hausbau ist Hochkonsum, doch die Leute sollen „teuer“, das heißt, in F o l g e n [illegible].

Aber Herrgott! höre ich leidenschaftlich sagen, hohe Häuser, hohe Zimmer! — Es scheint also, daß man den hohen Zimmern besonderen Wert beilegt. Ich bin so unglücklich, in hohen Zimmern wieder zur Nachtruhe zu leben. Viel Raum, Luft und Licht — nicht Zuträglichkeiten zu erreichen. Doch weite und niedrige Zimmer sind hierin günstiger, als schmale und hohe. Viele sagen, hohen Zimmer der neuen Stadthäuser haben schlechtern Raum, schlechte Luft, schlechtere Wärme, schlechteres Licht. — Schlechtern Raum, weil für die Einrichtungsstücke gewiß nur die Weite des Fußbodens maßgebend ist. Die Kästen kann man nicht an die Wand hängen und selbst wenn diese noch so hoch ist. Nicht einmal die Bilder, wenn man sie zum Ansehen hat, dürfen so hoch gehängt werden, daß sie die Flächen übermäßig ausfüllten; aber bleibt ein Raum, der nicht ausgenützt werden kann. — Schlechtere Luft, weil die Fenster nicht bis zur Zimmerdecke hinaufreichen und weil die oberen Teile dieser Fenster kaum geöffnet werden. Man kann die unteren Fensterflügel sperrangelweit aufmachen, die Luft in dem oberen Raume wird stocken und das um so mehr, je abgeschlossener sie ist. Der Fensterwind erreicht sie nicht, er bleibt in der Niederung und die obere

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]"

Ich schlief wirklich.

„Und glauben Sie denn", sagte meine [illegible] Freundin [illegible], „wenn Sie im [illegible] oder in einem [illegible] im Salon erscheinen, daß mit solchen Sachen [illegible] Ihr [illegible]?"

Das war zu viel.

„Madame, Sie sind grausam — [illegible] im Salon [illegible] — Der [illegible] von [illegible] hat mich einen Tag auf sein Schloß laden lassen. Ich mußte [illegible], ich hätte keinen Frack. Darauf ließ er mir sagen: den Mann hätte er eingeladen und nicht den Frack — Das war vernünftig. Sie sind es nicht, meine [illegible] Freundin. Sie schreiben mir meine [illegible] vor. Gut, ich werde mir meinen [illegible] gefallen lassen und meinen Willen. Ich werde unter den [illegible] einen [illegible] tragen — um endlich einmal [illegible] zu sein."

Es [illegible], wenn im [illegible] das andere in der [illegible] zu den [illegible]. [illegible] liegen wir [illegible]. Aber das [illegible] liegen wir nicht. Warum fiel es uns nicht ein, zu erinnern, daß die [illegible] [illegible] ist? Daß der [illegible] nur dann im [illegible] zum Ausdruck kommt, wenn er sich ganz in [illegible] und [illegible] fühlen darf? Daß [illegible] die Welt [illegible] [illegible] vom letzten [illegible] — [illegible]. Oder [illegible] der [illegible], der [illegible], der in seiner [illegible] will, [illegible]

[illegible]

[illegible] Vielleicht. [illegible] der Einsamkeit.

Menschen, die den [illegible] — [illegible]

Freilich, mit der Einsamkeit ist es auch so eine Sache — [illegible]

[illegible] ganz anders sind als allein oder einem gegenüber. Menschen, den man bis allein [illegible], [illegible], mehr und [illegible] liegt, ist — wenn du ihn in Gesellschaft siehst — nicht wieder zu erkennen. Da hat er sich, [illegible] dich, [illegible] sich auch ich der Gesellschaft zuliebe ein [illegible]. Denk nach, [illegible], ob du mit Bekannten und Fremden nicht schon dieselbe Erfahrung gemacht hast. Ein [illegible] Bauernspruch sagt einmal [illegible]: „Lauter is a Mensch, welcher sein'n Teufl, und sein'n [illegible] [illegible]." Zu Leuten [illegible] man's nicht so [illegible], [illegible] ist es zu [illegible].

Die Sache des Deutschen ist es ja auch gar nicht, sich in Massen [illegible] zu lassen. Der Deutsche ist nicht Herdenmensch, sondern [illegible]. Er macht nicht gern gemeinsame Sache mit anderen. Er [illegible] sich [illegible] nicht in geschlossenen [illegible] an wie andere Völker, sondern in Einzelhöfen mit [illegible] umzogenem Eigen. Der Deutsche baut nicht große Städte, [illegible] in [illegible] Dörfern [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] mit. Der Deutsche bildet nicht gern ein großes, gemeinsames Reich, sondern gefällt sich — o ja, auch heute noch! — in Kleinstaaten, in denen sich die Sonderheiten der einzelnen Stämme besser entwickeln können. Damit hängt nun wohl auch das deutsche [illegible] zusammen — niemand will dienen, jeder sein eigener Herr sein. Die deutsche [illegible] ist eine nationale Eigenschaft und entspringt dem persönlichen [illegible]. Schlage in einer Gesellschaft dem Führer den Kopf ab, und sie ist kopflos. Schlage einem deutschen

[illegible] den Kopf ab, und er wachse im Gefolge seines [illegible] Kopfe nach. Dieses Maß der [illegible] Persönlichkeiten paßt [illegible] weniger hin als in den [illegible] Salon und trägt kein [illegible] Stück als den Frack.

Wenn man heute klagt, daß die Zahl der [illegible] schwindet, daß es keine Kinder und keine Männer mehr gibt — so denkt man doch an das Bestreben, alles zu uniformieren, alles auf ein gewisses gleiches Durchschnittsmaß zuzuschneiden, von der Schulbank an alles — [illegible] zu machen. Nur ganz wenige Leute gibt es noch, die eine [illegible] Kultur in der Ausbildung der Persönlichkeit erblicken — vom Rock [illegible] zu werden, haben solche keine Aussicht.

Es gehört meiner Meinung nach gerade zum [illegible]: jeder sollte — ohne verspottet zu werden — innerhalb des Gesetzes sich nach seiner Eigenart anziehen dürfen; keiner sollte genötigt sein, die [illegible] und [illegible] einer Gesellschaftsklasse, in der er leben muß, mitzumachen. Nicht als Marionetten, als Menschen wollen wir zu [illegible] kommen. Wer zu Frack und Zylinder eine besondere Zuneigung hat, gut, der mag in diese Bekleidung sich hineinpassen; wenn ein bequemer und besser geschnittener [illegible] Gewand schöner dünkt, der soll die Freiheit, die wir meinen, doch in [illegible] erhalten und sich einen Rock anschaffen dürfen, der ihm gefällt — Hauptsache ist, daß er ihn beim Schneider nicht schuldig bleibt.

Was machst du doch zu diesen Kleinigkeiten für einen Salat! ruft man mir vielleicht zu. Ich denke, in Kleinigkeiten sich frei zu machen, sei keine schlechte Übung für Frauen, die allmählich zur großen Freiheit gelangen wollen.

„Freiwillig, meine gnädige Frau, füge ich mich den Salonsitten nur, soweit es mir gefällt. Sollten Sie mich aber richtig einmal in Frack und Zylinder einherwandeln sehen, so denken Sie doch: Der Alte ist bei Kasse!"

Stadtleutsitten.

Sie meinen, alter Freund, ich könnte es wissen, was der Alpenbauer sich von den Stadtleuten denkt. Bigott, das weiß ich in der Tat. Ist Ihnen ernstlich darum zu tun? Gut, ich will es Ihnen sagen, will aber nichts gesagt haben.

Doch kaum von jenen Bauern will ich sprechen, die schon mit Städtern Bekanntschaft gemacht haben, deren Urteil ist nicht mehr unbefangen, solche halten die Stadtbewohner wie andere auch sind, haben über sie teilweise sogar die richtige Meinung — und die interessiert uns diesmal weniger.

Ja, Steinhausen-Höllengrausle, wenn wir Stadtleute so wären, wie das Gebirgsbäuerlein im hintern Gitlachgraben und sich auch vor Kaiser vorgestellt hat, wie Könige mit aufrichtigem Respekt voreinander die Zylinder ziehen — mit unaufrichtigem tun wir's auch so. Der dumme Bauer glaubte nämlich, die vornehmen und gebildeten Stadtherrschaften wären um ein paar Grade vollkommenere Menschen, als es deren im Gitlachgraben gibt. Und sie hätten in ihrer glänzenden Stadt ungefähr das, was er tun will, wenn er einmal im Himmel ist. Nur das Studieren und Bücherlesen und allerhand verdächtige

Bogen vollschreiben, das nahm er aus, das wollte er nicht tun, einstmals da oben, wenn's Gott gibt. Aber man ist halt in der Stadt einmal so eingerichtet und sie lassen sich ja gut zahlen dafür. — Ums Geld geht jeder Stadtmensch, umsonst, oder für ein Büschel Hafer tut keiner was. Sogar der Herr Pfarrer und der Herr Lehrer und der Herr Bader in Jörgendorf haben diesen Brauch mitgebracht. — Die übrige Zeit lassen sie sich gut geschehen da drinnen z' Graz oder z' Wien. Und denke dir, da hat einer, der einmal eine Weile in der Stadt gewesen, die folgende Beschreibung vollzogen, nach welcher unser Bäuerlein sich eines andern belehren kann.

Heißt es: „Auf dem Heu können sie nicht liegen, weil sie keines haben sollen. Die dürren Heublumen kaufen sie ums teure Geld und nennen sie russischen Tee. Dort trinken nicht die Kranken Tee, sondern die Gesunden, und zwar mit viel Zucker, so lang, bis sie krank werden. Sind sie krank, dann trinken sie ihn ohne Zucker. Viele legen sich, wenn sie krank werden, nicht ins Bett, sondern gehen weit fort in die Fremde, was man Bad heißt, und baden so lang, bis sie tot sind.

Also, daß ich wieder aufs Heu komme — auf dem liegen sie nicht, sondern auf rotsamtenen Pölstern; aber wenn sie sich fest draufwerfen, so kracht das Zeug und bricht durch. Überhaupt, in den schönen Stadtherrenzimmern soll alles krachen, weil die Tischler nicht erwarten können, bis das Holz tot ist. Wenn der Mensch nur ein paar Tage auf der Bahre liegt,

denken sie, so wird's beim Brett mit ein paar Monaten Abliegen genug sein. Unser Zimmermann im Eis-suckengraben läßt die Laden sieben Jahre lang liegen, ehe er die Kästen macht — nachher stehen sie zweihundert Jahre lang und mucksen sich nicht. In der Stadt wäre das unnütz; dort steht kein Haus mehr zweihundert Jahre lang, weshalb erst ein Kasten? Die Stadtherrschaften sind so, daß sie derlei Zimmereinrichtungen auch nicht lange mögen. Alle zehn Jahre eine andere Mode, ein anderer Kasten. Die Häuser wechseln sie auch so, alle paar Jahre ein anderes, und aufgestapelt übereinander, wie beim Kaufmann die Kisten.

Aber ein schönes Gewand haben sie. Die feinsten Herren kohlschwarz und schneeweiß; am Hintern Schwalbenschwänze, auf dem Kopf eine Butten aus Packpapier, mit schwarzem Seidenhaar überzogen. Die Frauen schedig wie das Prozessionsfigürl am Fronleichnamstag. Bei Festlichkeiten, wo recht viele Leute zusammenkommen, decken die Weibsbilder ihre Finger ein, und den Arm bis ganz hinauf lassen sie nackend. Andere Sachen lassen sie auch noch nackend.

In den Gassen und Straßen haben sie an Pfähle große Stalllaternen gebunden und wenn die Sonne untergeht, hebt erst recht der Tag an. Nachher laufen sie in einen Stall zusammen, aber es ist keiner, sie heißen's Theaterhaus, setzen sich hin, eins aufs andere, stockfremde Leute zusammen — denn in der Stadt kennen einander gar nicht alle — und lassen sich was vormachen. Lauter so Dummheiten, manchmal so

ernsthaft, daß es zum totlachen ist. Keiner glaubt's und reden dann doch den ganzen Tagen mit einer Wichtigkeit davon, als wäre alles wirklich wahr. Und das Gute ist: wenn ihrer mehrere so zusammen kommen und ihnen der Gedanken still steht, so reden sie vom Theater. Strohdreschen tun sie nicht, weil sie keins haben. Später in der Nacht gehen sie ins Kaffeehaus. Da wird Tag und Nacht Kaffee getrunken, aber nicht, als ob lauter alte Weiber herumhocken täten mit ihren Töpfeln. Fast lauter Mannsbilder, und damit sie die nötige Bewegung dazu machen, hüpfen sie um einen flachen, grünen Trog herum und tun Kugeln stoßen. Um die Zeit, wenn der Morgenstern aufsteigt, gehen sie heim, schlafen; vorher werden die Vorhänge niedergezogen, damit der helle Sonnenschein nicht stört. So um zwölf Uhr mittags denken sie dann ans Frühstück.

Die körperliche Arbeit fürchten sie, wie den Hexenschuß; damit ihnen aber die Knochen nicht verschimmeln, tun sie turnen, schwimmen, kraxeln und lauter so Bubensachen; das entehrt nicht, die körperliche Arbeit aber tät entehren. Mit der Ehre haben sie ihr wahres Kreuz, die Stadtherrschaften, die ist bei ihnen ein gar krepierlich Ding; ein schiefer Blick, ein krummes Wort — und hin ist sie, mausetot, und müssen ein paar zueinander fechten gehen, um doch wieder ein bissel Ehre zusammenzubringen.

Die Stadtherrschaften haben zumeist lange Beine, sie brauchen dieselben vor allem zum Sitzen, um den Rumpf in den Polsterstuhl zu spreizen, dann aber

auch, um schöne Lackstiefel dranzustreifen. Zu Fuß gehen sie nicht gern, sie haben dazu nicht Zeit; die Stadtleut haben für nichts Zeit. Da gibt es Kobelwägen, in die sich jeder hineinsetzen und abfahren kann. Beim Aussteigen muß er so viel Geld hergeben, als vorgeschrieben steht, und wenn er das tut, ist's in Wien immer zu wenig. Auf Straßen und Plätzen sind gläserne Stuben hergerichtet, da kann man sich auch hineinsetzen und wird mit Rössern fortgezogen. Es gibt auch solche Stuben, die ganz allein gehen, ohne Rösser. Das nennen sie elektrisch und wissen nicht, wieso. Namen haben die Stadtleut für alles und meinen, damit wüßten sie's schon. Zuwegbringen sie in manchen Sachen wohl viel mehr als unsereiner, und wegen der Landwirtschaft haben sie alles in ihren Bücheln, was wir im Kopf und in den Händen haben müssen. Einmal hat mich einer gefragt, ob ich den studierten Herren ihren großen Kopf sehen wolle. Und hat mich in ein kirchenbreites und turmhohes Haus geführt — lauter Bücher. Das ist den Gelehrten ihr Kopf, sie haben ihn gemeinsam. In ihren gewöhnlichen Köpfeln, die nicht größer sind, wie die unserigen, hat gerade so viel Gescheitheit Platz, daß sie sich im gemeinsamen Kopf auskennen.

Alle Tage ein- oder zweimal kommt die neue Zeitung, die von der ersten bis zur letzten Seite gerüttelt voll Druck ist, und in der nichts drinnen steht. Das ist, unter wenigen Ausnahmen, schon seit undenklichen Jahren so, aber der Stadtherr glaubt's nicht und hat keine Ruh' und Rast, bis er noch vor

dem Frühstück seine Zeitung durchgeschaut und gesehen hat, daß wirklich nichts drinnen steht. Wenn aber einmal, dann ist's zumeist ein Schrecken oder ein Ärger oder ein anderer Jammer, und jetzt steht was drinnen, jetzt kommt der Zeitungkäufer auf seine Kosten.

In der Stadt gibt's auch viele Kirchen, die sind aber nur für die gemeinen Leute. Der richtige Stadtherr geht nicht hinein. Der geht in einen großen Saal, wo Musik getrieben wird, oder andere Kurzweil; oder er geht in ein großes Wirtshaus. Dort steigt einer hinauf und hält eine Predigt über dies und das; gefällt sie, so schreien sie: Bravo! Gefällt sie nicht, so schreien sie: Pfui!

Können tun die Stadtleute alles, was sie wollen. In der Wienerstadt habe ich eine Kinderbrutanstalt gesehen. Da werden kleine, unausgebackene Kinder fertig gemacht. Ist aber nur eine Halbheit. Die bisherige Einrichtung wird fallen und auch bei den Menschen das Eierlegsystem eingerichtet werden müssen. Das wird aber noch lange nicht werden, denn die Sache muß in den Reichsrat. — —

Das, meine Steinhausen-Höhlenmitbewohner, ist nur ein kleiner Teil der infamen Frotzlerei, die ich in einer Hütte des Eisluckengrabens aufgefunden habe, und aus der die dortigen Bewohner ihre Weisheit über uns Stadtleute bilden.

Dann ist es kein Wunder, daß die Bauern dort oben denken, wir — die vornehmen, gebildeten Stadtherrschaften wären — ich will nicht sagen, was.

Testamentmachen.

Lieber Leser! Bist du reich oder arm, einen Kasten besitzest du jedenfalls. In diesem Kasten birgst du vielleicht den Kern deiner Habe und in diesen Kasten läßt du ein unberufenes Auge so leicht nicht blicken.

Nun bedenke es. Das erste, wenn du eines Tages gestorben bist, wird sein, daß Leute kommen und diesen Kasten öffnen. Du bist noch nicht kalt, und schon strecken sie die Hand aus nach deiner Hinterlassenschaft. Es mag wohl sein, daß deine hinterbliebene Familie ein anderes Anliegen hat, als jenes, dein Geld und Gut unter sich zu teilen, daß sie von solchem brutalen Angriffe auf dein bisheriges Eigentum nichts wissen will, wenigstens am ersten Tage nicht. Aber die Deinigen müssen! Sie müssen hastig deine Kasten und Laden durchkramen, um deinen letzten Willen zu suchen, um zu wissen, wie du dein Leichenbegängnis wünschest, was du sonst zu sagen hast, denn nie ist das Verlangen nach einem Worte von dir so groß, als zur Stunde, da du den Mund für immer geschlossen hast. Außerdem ist auch das Gericht da. Das Gericht muß feststellen, was vorhanden ist, muß im Namen des Staates die Hinterlassen-

schaft sichten, die Erbangelegenheiten nach dem Gesetze einleiten und für etwaige minderjährige Erben die Vormundschaft antreten.

Man sucht nun nach einem Testamente, die Hinterbliebenen aufgeregt, weinend, der Gerichtsbeamte kaltblütig und gelassen. Und ein Testament ist nicht zu finden. Sind die Verhältnisse sehr einfach und geregelt, so wird der Mangel eines Testamentes unschwer verwunden und die Dinge nehmen den Verlauf des Herkömmlichen. Aber auch selbst dann noch welche Wohltat, wenn man einen Zettel findet. Da schreibt ein Arbeiter: „Von meinem Gewand soll die einfache Bestattung bezahlt werden; die silberne Uhr gehört meinem Bruder Anton. Der N. N. ist mir drei Gulden schuldig gewesen, sie gehören sein, soll einmal ein paar Vaterunser für mich beten. Sonst habe ich kein Guthaben und keine Schulden.“ Ein hochehrenwertes Testament!

Aber zumeist findet man keins. Es ist eine merkwürdige Schwäche der meisten Menschen, daß sie in gesundem Zustande kein Testament machen wollen. So sehr hängen sie an ihrem irdischen Gute, daß sie sich nicht einmal im Gedanken von ihm trennen mögen. Sie wissen es recht gut, daß das Testament erst nach ihrem wahrscheinlich sehr späten Tode Giltigkeit bekommt, daß sie bishin über ihr Vermögen voll und unumschränkt verfügen können, auch wenn es im Testamente mit Unterschrift, Kreuz und Siegel anderen vererbt ist; sie wissen auch, daß sie das Testament nicht aus der Hand zu geben brauchen,

es jederzeit beliebig abändern oder aufheben können, kurz, sie wissen, daß das Testament sie für Lebzeiten zu nichts und gar nichts verpflichtet — und trotzdem können sie sich nicht entschließen, ein Testament zu machen.

Die Freunde und Verwandten ahnen es, sehen die Unannehmlichkeiten und Zwistigkeiten und Prozesse voraus, aber sie dürfen es dem alten Manne nicht nahe legen, sonst argwöhnt er auf eigennützige Triebe und daß sie ihn schon gern beerben möchten. Da wird sich freilich wohl jeder hüten, auf die Abfassung eines letzten Willens anzuspielen. Bisweilen ist es so: der Familienvater möchte für den Fall seines Todes seinen letzten Willen äußern, aber sein Weib will davon nichts hören: Gott, nein, nur von so was nicht reden! — Es ist eine falsche Sentimentalität. Der Vater schweigt. Plötzlich ist der Tod da und mit ihm die Verwirrung. Statt des gehofften Vorhandenseins von Bargeld melden sich Gläubiger, manchmal Gläubiger, die man längst für bezahlt hielt; aber es fehlen die Quittungen. Es stimmt nicht mit gelegentlichen Äußerungen, die der nun Verstorbene getan. Verschiedene Hausgenossen und Verwandte erklären dies und das, was sonst der Verblichene besessen, als ihr Eigentum. Einer zeiht wohl gar heimlich den andern, das Testament, oder Bargeld, oder Wertpapiere unterschlagen zu haben, es fehlt jeder tatsächliche Anhaltspunkt über den Stand des Vermögens, und die Situation ist eine überaus peinliche.

Ich will weitere Verwirrungen und Irrtümlich-

keiten, Unrecht und Feindschaften nicht andeuten, die aus Mangel eines Testaments so oft zu entstehen pflegen. Nicht selten wird durch das Versäumnis die Harmonie der Familie zerstört und ein endloses Zerwürfnis verursacht.

Und woher die lächerliche Abneigung vor dem Testamentmachen? Der Ursachen gibt es viele. Die eine, der widerliche Gedanke auf das Verzichten ist schon angedeutet worden. Eine andere Ursache ist, daß viele nicht klaren Einblick in ihre Vermögensverhältnisse haben oder nehmen wollen. Da wäre Unordnung, Zerrüttung vorhanden, sie mögen gar nicht daran rühren und lieber sich und andere in der vagen Vorstellung eines Vermögens wiegen, das vielleicht gar nicht vorhanden ist. Sie vergraben wie der Vogel Strauß ihr Haupt in den Sand, wollen nichts sehen, und nach ihrem Tode sollen die Nachfolger selber schauen, wie sie in Ordnung kommen. „Nach dem Tode", das ist ihnen überhaupt ein unfaßbarer Begriff, der sie weiter nicht kümmert.

Mancher Hausvater weiß freilich wohl, wie es mit seinem Vermögen steht, will aber die Seinigen nicht aus ihren Himmeln reißen und während sie schon so viel als Bettler sind, genießen sie fröhlich das Leben und hoffen munter auf eine gute Erbschaft. Da wird so ein Mann sich freilich schwer entschließen zu einem Testament, in welchem nichts stehen könnte als: „Mein liebes Weib, meine lieben Kinder, im Namen Gottes vermache ich euch die Schulden. Sonst ist nichts vorhanden."

Mancher, der sich einer soliden Wohlhabenheit erfreut, teilt den Stand seines Vermögens eben auch nicht gerne seinen Verwandten mit, aus Furcht, durch Darlegung der guten Verhältnisse eine Erhöhung ihrer Bedürfnisse und Ansprüche zu veranlassen, da er doch wünscht, daß das Vermögen einstweilen beisammenbleiben, sich tiefer gründen und die Familie für die Zukunft sorgenlos machen soll. Für einen solchen wäre es leicht, Testament zu machen und schon gar den Seinigen für seinen Todestag wenigstens einen guten materiellen Trost zu hinterlegen.

Der Mangel eines Testamentes ist sonst gewöhnlich ein Zeichen von Mißwirtschaft und Hohlheit in den Vermögensverhältnissen.

Ein weiterer Grund zur Unterlassung des Testaments ist das Grauen vor dem Advokaten. Wozu soll ein fremder Mensch Einblick in meine Verhältnisse haben und sich noch dafür bezahlen lassen? Und daß es ohne Advokaten nicht immer gehen will, davon hat mancher eine leise Ahnung. Es wäre der Mühe wert, eine Sammlung anzulegen von Testamenten, die ohne Rechtsgelehrten entstanden sind und oft die tollsten Unmöglichkeiten enthalten. Von einer Giltigkeit natürlich keine Rede. Mancher enterbt sein böses Weib, sein ungeratenes Kind bei Putz und Stingel, „nicht einen Kreuzer soll's kriegen!" Und das Gesetz vom Pflichtteil wirft seinen letzten Willen über den Haufen. Ein anderer diktiert seinem „Universalerben" so viele Legate für andere vor, daß dem Universalerben nichts weiter übrig bleibt, als die

Bestreitung der Kosten, der Steuern und — der Bogen des Testaments. Ein besorgter Vater setzt seinen jüngsten Sohn zum einzigen Erben des Vermögens ein, wenn der Bursche die A. heiratet. Wenn er aber die B. heiratet, dann wird er enterbt. Ein Überkluger nennt sein Testament eine „Schenkungsurkunde", glaubt damit einer großen Erbsteuer zu entgehen und ladet den Erben eine zehnmal größere Schenkungssteuer auf. Ein Zerstreuter vermacht sein „gesamtes" Vermögen dem A., und sein Haus dem B. Ein Verschämter möchte ein außereheliches Kind bedenken, nennt aber aus Diskretion die Mutter bei einem falschen Namen, so daß der Erbe amtlich nicht auffindbar und nicht annehmbar ist. Und so fort.

Allerdings könnte man im Grunde sagen:

Je gerechter ein Testament ist, je überflüssiger ist es; je ungerechter, je notwendiger, daß es schwarz auf weiß steht. Wenn zum Beispiel alle Kinder eines Vaters nicht zu gleichen Teilen erben sollen, so muß ein Testament sein, ist keins, so erben alle zu gleichen Teilen. So sagt das Gesetz. Andererseits bietet gerade dieses Gesetz die Hand dazu, wenn ein oder mehrere Geschwister zu Gunsten eines Hofübernehmers, das heißt Steuerträgers, im Erbe verkürzt werden sollen. Ein Vater soll schon aus tieferen Gründen bei der Erbschaft oder sonst eines seiner Kinder weder bevorzugen noch benachteilen. Ist eins ungeraten, so ist's ohnehin gewaltig im Nachteil; man mag das Lümperl vielleicht unter Aufsicht stellen, aber man soll es nicht schädigen, denn es hat

von seinem Vater ebenso viel Lebensjammer miterhalten, vielleicht mehr, als etwa das andere „brave" Kind. Manchmal ist es gerade das treueste Kind, welches enterbt oder auf den Pflichtteil gesetzt wird. Welch Leid muß es für ein solches sein, wenn es an der Bahre des Vaters erfahren muß: dich habe ich weniger geliebt als die anderen! Hat der Vater, wenn er so ein Testament hinschreibt, eine Ahnung von der Herzensroheit, die in der systematischen Übervorteilung liegt? Und können die praktischen Vorteile des begünstigten Kindes je die Bitterkeit des zurückgesetzten aufwiegen? Regelmäßig kommen die unehelichen Kinder eines Erblassers zu kurz. Auch wenn dieser ledig ist und wohlhabend, er aber versäumt hat, ein Testament zu machen, so erben andere, fernere Verwandte oder ganz fremde Leute, oder der Staat, und das leibliche Kind bekommt nichts.

Übrigens, nicht so sehr wie, sondern vielmehr daß du Testament machen sollest, mein Leser, dafür sind diese Zeilen geschrieben. Wegen des Wie mußt du noch einen Sachverständigen um Rat fragen.

Wenn du das Buch nun aus der Hand legst, so bleibe noch eine Weile mit dir allein und denke nach. Denke, du wärest plötzlich gestorben und deine Familie, deine Verwandten, deine Freunde stehen um dich Stummen umher, und dein Eigentum steht und liegt herum, oder ist im Kasten geborgen. Und denke nach, wie mit deinem Willen alles verteilt werden solle, daß du jedem, den du lieb hattest, ein Gutes erweisest und daß keinem ein Unrecht geschehe. Und

bist du darüber klar, so setze dich hin und schreibe alles auf, wie du wünschest, daß es sei, und habe für jeden ein Gedenken. Und sei größer als sie glauben. Gedenke nicht bloß solcher, die du liebtest, die dir Gutes getan haben, die dir treu ergeben sind, gedenke auch derer, die dir ein großes Leid zugefügt haben im Leben. Verschmähe den Ruhm, unversöhnlich zu sein, laß es drauf ankommen, daß sie sagen, du hättest doch am Ende noch ein Unrecht gut machen wollen — sammle Kohlen auf das Haupt deines Feindes, und wenn es sein kann, so tue ihm in deinem letzten Willen etwas Gutes. Aber tue es demütig, daß Böswillige nicht als Hohn auslegen, was christliche Liebe ist. So wird dein letzter Wille ein großer Wille sein, ein mächtiger, schöpferischer Wille und du lebest wirkend fort übers Grab hinaus. — Das bedenke und so schreibe. — Und wenn du dabei wärmer und weicher wirst, als du selber geahnt, gleichsam, als ob es ein wirklicher Abschied wäre, so schadet dir das gar nicht. Du kannst das Papier dann, was ich rate, einem Rechtsfreund zeigen, oder kannst es ungezeigt in deinem Kasten verschließen. Du hast dein Testament gemacht und wirst deshalb nicht eine Minute früher sterben als sonst, und du bist nicht um eines Schuhnagelswert weniger Eigentümer deines Vermögens als früher. — Und wenn's doch plötzlich Ernst wird, denn wir wissen nicht die Stunde! — um wie viel leichter ist's zu scheiden mit dem Bewußtsein, die weltlichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht zu haben. Wie mancher Sterbende öffnet noch den Mund,

will sprechen, sprechen, nur noch ein einziges Wort sprechen, und kann nicht mehr — und muß seinen wichtigen Willen unausgesprochen mit ins Grab nehmen. Die wenigsten glauben in ihrer letzten Krankheit noch ans Ende, hätten wohl was zu sagen, verschieben es aber von Tag zu Tag bis zur Stunde, wo sie in der Ohnmacht und Teilnahmslosigkeit des Todes sind.

Von welch selbstloser Liebe zu den Deinigen aber zeugt es, wenn nach deinem Tode freundliche Worte dartun, wie du schon in frohen Lebenstagen ihrer gedacht hast und treu für sie zu sorgen bemüht warst. O Freund, sprich zu deinem Weibe, zu deinen Kindern in jener Stunde, da sie trostlos in dein gebrochenes Auge starren und auf deine erstarrten Lippen. Sprich zu ihnen durch ein Blatt Papier, teile freundlich und gerecht die irdischen Gaben aus, deren du nicht mehr bedarfst und sage ihnen ein Wort väterlicher Ermahnung und labenden Trostes. Solch Scheidegruß schlichtet mehr, als die Leute ahnen mögen, er wird zur Seligkeit dem Sterbenden und zum Segen den Lebenden.

Die testamentarische Bestimmung

Da war einmal ein Bauer, der sein Gut klug und tüchtig verwaltete und seinen Nachbarn sowie der ganzen Gemeinde viel Segen brachte. Als er in die Jahre kam, übergab er den Hof seinem heranwachsenden Sohn und sagte: „Lieber Sohn! Ich trete dir das schöne, einträgliche Gut ab, freue dich daran, schaffe und vermehre es. Du kannst es aber nur annehmen, wenn du eine testamentarische Verfügung respektieren willst, die daran geknüpft ist. Jeder Besitzer dieses Hofes muß nämlich die Hälfte des jährlichen Ertrages für Arme und gemeinnützige Zwecke verwenden. Ich habe das stets so gehalten, und wenn du es ebenfalls halten willst, so ist von jetzt ab der Hof dein."

Der Sohn übernahm dankbar das große Gut und versprach, der testamentarischen Verfügung stets strenge eingedenk zu sein.

So begann er zu wirtschaften, wirtschaftete gut, mehrte das Vermögen und verwendete die Hälfte des Ertrages für die Armen, für die Schule, für wohltätige Zwecke aller Art. Als er aber reicher und immer reicher ward, wuchs auch seine Freude am Gelde, sein Hang, immer noch mehr davon zu erwerben, und

er begann sich darüber zu ärgern, daß er gebunden sei, die Hälfte der Einnahmen zu verschenken. Er wollte doch einmal diese testamentarische Bestimmung sehen, die ihn dazu zwang, von wem sie wohl stammen möchte und ob sie nicht etwa so gemacht sei, daß ein geriebener Advokat sie vielleicht für null und nichtig erklären könnte.

Er ging also zu seinem Vater, der im Ausgedinghäuschen mittlerweile ein gebrechlicher Greis geworden war und begehrte von ihm, jenes Testament zu sehen.

„Das Testament willst du sehen?“ sagte der Greis, der sterbend im Bette lag, und tastete unter sein Kopfkissen. „Jene testamentarische Bestimmung willst du kennen lernen, die dich verpflichtet, die Hälfte deiner Einnahmen herzuschenken. Das Testament habe ich hier.“ Er zog unter dem Kissen ein schwarzgebundenes Buch hervor und gab es mit zitternder Hand dem Sohne. Dieser blätterte darin, um das Schriftstück zu suchen. Dieweilen schöpfte der Greis einen tiefen Seufzer und war verschieden.

Als das Begräbnis angeordnet war, blätterte der Sohn wieder in dem Buch, ging dann mit demselben zu einem Nachbar und klagte ihm, daß er das Testament nicht finden könne.

„Du hast es ja in der Hand!“ sagte der Nachbar. Denn jenes Büchlein war „das neue Testament!“. —

Ob der Mann durch seinen Advokaten das

„Testament" aufsetzen ließ, aber ob er es eigenmächtig umgestoßen hat, kann nicht gesagt werden. Tatsache, daß trotz der christlichen Verordnung der reiche Bauer seine notleidenden Nächsten verderben läßt.

Krankheit.

„Gesundheit ist das beste." Keine Phrase hört man öfter als diese und keine beweist mehr das Gemeine und Tierische der menschlichen Natur. Wenn körperliche Gesundheit, die nur meint man, wenn physisches Wohlbefinden wirklich das beste ist, dann ist es überflüssig, Mensch zu sein. Dann ist es überflüssig, ein geistiges Leben zu führen, das die Materie zu meistern sucht. Dann ist es genug, ein Wurm, ein Kaninchen, eine Forelle oder ein anderes der Tiere zu sein, die eine weit bessere Lebensgesundheit aufzuweisen haben, als der kompliziert geschaffene Mensch.

Nein, in der Menschennatur gibt es ganz andere Leiden, die unvergleichlich schlimmer sind als körperliche Krankheit. Freilich sind oft auch das Krankheiten, aber geistige, z. B. Schwarzseherei, Zweifelsucht, Neid, beständiges Unbefriedigtsein, ja besonders die ewige und vergeblich angestrebte Sucht, etwas anderes haben zu wollen als es ist. Als das schwerste aller Leiden dürfte wohl das Schuldbewußtsein gelten, das ist aber keine Krankheit, sondern ein Übel ganz für sich. Wenn der Philister pathetisch ausruft: „Gesundheit ist das beste", so sagt der wahre Mensch: „Der Übel größtes ist die Schuld."

Ich habe Leute gekannt, die in einem jahrelangen Siechtum langsam dahinsiechten und doch dabei ständig [illegible], zu Heiligen geworden sind. Sie waren körperlich krank, aber frei von Schuld. Wenn nur körperlich Gesunde glücklich sein könnten, dann stünde es recht übel, denn vollständig gesund ist heute fast niemand mehr. Je weiter wir uns durch Ausbildung des geistigen Lebens vom Tiere entfernen und dem Göttlichen nähern, je schwächer wird der Körper und je stärker der Geist. Wenn eine Krankheit [illegible] in einen starken Körper einbricht, in dem der Geist noch schwach ist, dann geht das Unglück an. Gleichwie es Tiere gibt, die in ihrer Krankheit sich den Mitwesen entziehen und in ihrem Winkel still mit sich allein fertig zu werden wissen — der materialistisch gesinnte Mensch hebt ein [illegible] Jammergeschrei an, wenn er von Krankheit heimgesucht wird. Er hat alles auf seinen Körper gesetzt und verliert alles mit ihm.

In meiner Jugend ist durch unsere Gegend manchmal ein alter Bettelmann gekommen; er war halb lahm, halb blind, hatte in den Knochen die Gicht und in der Brust den Lungenkrampf. Der sagte gern, wenn er bedauert wurde: „Mein, das ist noch zu ertragen, wenn man nur gesund ist!“ Eines Tages warf ich in knabenhaftem Übermut einen Stein an die Wand, an welcher dieser Alte saß. „Hab' ich dich getroffen, Josep?“ fragte ich [illegible]. „Mein, Peterl“, sagte er freundlich, „mich hast du nit getroffen, nur ein bißel meine Achsel.“ Wenn er sich

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Angst vor dem Sterben.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

den Einzelmenschen bedeuten diese Vorgänge doch alles — Sein und Nichtsein. So wie die Natur mit unerbittlicher Energie nur auf das Ganze bedacht und gleichgültig gegen das Einzelwesen ist, so gleichgültig ist umgekehrt das Einzelwesen gegen das Weltganze und so leidenschaftlich hält es sich an dem persönlichen Sein. Das ist der Konflikt, den es gilt zu schlichten. Warum ist denn kein Ausgleichsprinzip vorhanden? Der Tod [illegible] sich, [illegible] [illegible] nicht auch das völlige [illegible]? Nach der Entwicklungslehre müssten im Lauf der Zeiten die Wesen sich [illegible] zwischen dem Lebensgefühle und dem Tode, so wie der Frühlingsglaube dem Herbste, dem Winter, so leicht dem [illegible] Alter sich entgegen[illegible]. Ist nicht ein völliges Einschläfern in die [illegible] Verwandlung [illegible]? Warum geschieht es nicht, da doch auch dem Naturgesetze das Zweckmäßige sich anfügt? — Nun, das geht auf das Leben, aber nicht auf den Tod. Aber das Entsetzen vor dem Tode ist Täuschung, weil nur die [illegible], [illegible], im Einzelnen dieses Lebens [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] bedingen. Nach [illegible] Auffassung ist die [illegible] gegen den Tod das [illegible] einer [illegible] Lebens. Aber ich stelle die Frage, ob sich [illegible] [illegible] mit [illegible] vor dem Tode denn nicht [illegible]? Wer es erfahren hat, wie im Alter so [illegible] die Leben lang, ein [illegible] aber Kampf, [illegible] [illegible] sich, und diese [illegible] sie zu seiner

[illegible]

[illegible]

nahen ist, gibt es gar kein helfendes Mittel als den Tod. Dieser Stimmung muß also nicht weilen. Man [illegible], ohne [illegible] zu werden, in allem Ernste sagen, der Tod gehe uns Menschen eigentlich gar nichts an, [illegible] nicht, weil wir sind, und [illegible] nicht, weil wir nicht sind.

Dem [illegible] des Schreckens hat das Mittelalter gehuldigt, das gegen die Menschenfreuden überhaupt eingenommen gewesen ist. Durch die Vorstellung eines schrecklichen Todes war auch das Leben schrecklich gemacht. Weshalb das, um alle Freude ins Jenseits zu verlegen? Nein. Auf die meisten Menschen (denn der Himmel war kaum zu erringen) wartete im Jenseits die ewige Verdammnis. Im Mittelalter gab es kein Sterbebett, an dem nicht ein paar Teufel bereit standen, um die entfliehende Seele in Empfang zu nehmen und ins ewige Feuer zu schleppen! Das [illegible] schrecklich, das Sterben noch schrecklicher und das Jenseits am schrecklichsten. Das war das Los der Menschen im Mittelalter. In Wahrheit ist weder das Leben, noch der Tod, noch das Jenseits schrecklich gewesen. Einzig schrecklich war nur diese grausame Lehre, die eine Hölle von Angst, Jammer und Verzweiflung in das Menschenherz gesenkt hat. Diese Hölle ist auch heute nicht ganz ausgetilgt. Obschon die katholische Kirche die Himmelstüre wesentlich erweitert hat, wenigstens für ihre Gläubigen, so behauptet sie doch noch immer, daß es nur für den Katholiken gut sterben sei. Wer jedoch Gelegenheit hat, Sterbende zu sehen, der merkt keinen Unterschied

geistlichen Angehörigen verschiedener Religionen. Vor langen Jahren habe ich einen [illegible] sterben gesehen, der — bis zum letzten Augenblick bei Bewußtsein — mit Fassung und unter Zeichen der Liebe zu den Umstehenden dem Tode entgegensah. „Es ist doch angenehm, so zu sterben!" Das war sein letztes Wort.

In meinem Hause habe ich ein junges Mädchen mit [illegible] und [illegible]. Das hat über seinem [illegible] das Bild einer [illegible] [illegible] gefesselt, und an der [illegible] [illegible] [illegible] trägt das Mädchen ein [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] in die Welt blickend, wie die braunen Augen der Trägerin. „Man muß auch den [illegible] [illegible], denn leicht er [illegible]", sagte sie einmal, und [illegible] [illegible] [illegible] mit dem [illegible] einmal dem Tode den [illegible]. Eine junge Schwester [illegible] [illegible] hat einmal ein [illegible] [illegible] in einem Stück von Wien nach Graz gebracht, das sie von einem [illegible] für ihren Bruder, der [illegible] [illegible], erhalten hatte. Die Ehrfurcht, die sie für diese [illegible] eines vergangenen Menschen empfand, hinderte sie durchaus nicht, [illegible] darüber zu scherzen und zu lachen.

So soll man niemals — selbst in blühender Jugend nicht — vor dem Tode die Augen abwenden, vielmehr über das Grauen, das uns anfangs bei Todeserinnerungen zu überfallen pflegt, [illegible] zu gewinnen suchen, bis man auch in [illegible] Zeit erlangt.

Nach der Beobachtung kann man sagen, daß die Todesangst, die manchen durch das Leben verfolgt, in der Nähe des Todes abnimmt und zuletzt ganz verlischt. Menschen, die sich in plötzlicher Todesgefahr, wie z. B. Sturz von einem Felsen, Wagenzusammenstoß u. s. w. befanden, haben ausgesagt, daß sie in den Augenblicken der Gefahr weniger Angst empfanden als Neugierde, wie das verlaufen werde. —

Und doch diese Angst vieler Menschen vor dem Sterben! Sogar Selbstmorde werden verübt aus Furcht vor dem Sterben, allein soviel man den instinktiven Äußerungen solcher Selbstmörder entnehmen kann, ist ihr letzter Augenblick nicht so sehr erfüllt von der Angst vor dem Sterben, als von der Reue um das Leben.

Sehr viele scheuen das Sterben wie ein Elementarunglück, das ihnen die Welt zerstört, das sie losreißt von allem, was sie hier geschaffen haben, losreißt von allem, dem sie sich angepaßt und in dem sie sich verkörpert haben. Dieser Verlust wäre allerdings hart, wenn man — davon etwas wüßte. Wenn man im tiefen Grabe eingeschlossen denken könnte: Mein Haus, meine Werke, meine Fähigkeiten, mein Rang — alles ist hin und mein lieber schöner Leib muß die Speise der Würmer sein! Aber dieses Bewußtsein, das uns wahnsinnig machen könnte, das Leben wäre es wieder, und nicht der Tod. Es gibt jedoch einen Fall, wo man das Sterben mit vollem Bewußtsein empfindet und überdauert, das Gestorbensein gleichsam weiß und fühlt. Nämlich, wenn

wenn liebe Angehörige hinterläßt, in denen wir leben, die am Totenbette stehen und die dann verlassen sind. Tod und nur das ist das bitterste Sterben, doch wieder nur bitter für die Lebenden, nicht für den Toten. Man kann das Sterben drehen und wenden wie man will — den es trifft, der ist geborgen.

Alte Leute sterben leicht, ja ersehnen den Tod oft so innig, als man im Alter nur etwas ersehnen kann. „Hat mich der liebe Gott denn ganz vergessen?" hört man manche einsame Greisin seufzen. Nicht allein, weil die Menschen sich von der Neunzigjährigen wenden, fühlt sie sich verlassen, sondern vielmehr, weil der Tod immer noch nicht kommen will. Es ist ihr, als sinke sie langsam und ewig in eine Tiefe hinab und niemand erhält sie vor sich bricht. Das ist unheimlich, in ein solches Menschenwesen muß man sich hineindenken, um so recht inne zu werden, wie sehr wir Gott danken müssen dafür, daß wir hier sterben dürfen!

Aber gerade das erweckt bei den meisten den größten Abscheu vor dem Sterben: daß es tot macht! Die Vorstellung des Totseins ist für uns Kinder des Lebens unerträglich. Zum Glücke ist sie nur eine Vorstellung, und das noch eine ganz vage. Es gibt ein Sterben, das heißt ein Verwandeln, aber es gibt kein Totsein — kann keines geben für den, dessen Wesen im Geiste ist. Auf die Unsterblichkeit der Materialisten gebe ich nichts. Die sprechen in ihrem Sinne von der Unsterblichkeit des Körpers, der auch im Grabe lebe, dort anstatt eines Lebens deren tausend erzeuge!

Wahrlich nein, als Wurm, als Insekt sein Leben fortzusetzen, das wäre meine Sache nicht. Dazu bin ich viel zu unbescheiden. Eher leuchtet's mir ein, wenn die Gelehrten sagen, daß im menschlichen Körper von sieben zu sieben Jahren sich alle Stoffe umsetzen, auswechseln, so daß jedes Teilchen ein anderes wird. Der Mensch wirft also alle sieben Jahre einen alten Leib weg und zieht einen neuen an. Ist das nicht ein Sterben und Wiederauferstehen im Kleinen? Und die Seele, das Ichbewußtsein, bleibt über alles hinaus sich gleich. Ein Beweis, daß die Seele nicht an den Stoff gebunden ist, sondern für sich besteht.

Die Unsterblichkeit, die ich meine und wünsche und habe, ist die persönliche Unsterblichkeit, die Unzerstörbarkeit des Ichbewußtseins. Ich habe täglich meine Leiden, und doch ist mein Denken, Ahnen und Beten — ewig zu leben. Andere dürsten nach Ruhm, nach Wissen, nach Schönheit — ich dürste nach Leben. Nach ewigem Leben mit gesunden Sinnen und einem reinen Herzen. Der alte Spruch: „Ich komme und weiß nicht woher, ich bin und weiß nicht wer, ich gehe und weiß nicht wohin, mich wundert's, daß ich noch fröhlich bin", stimmt manchen traurig. Es gibt einen noch traurigeren: „Ich komm' aus dem Nichts, bin nichts und gehe ins Nichts." Dieser Spruch gefällt vielen gar so gut, obschon er ganz unsinnig ist. Denn wenn einer nichts ist, wie kann er kommen und gehen? Wenn einer nichts ist, wie kann er denken, daß er nichts ist? — Ich für meinen Teil bin erst zufrieden mit der absoluten Sicherheit,

ewig zu leben. Allerdings nicht so, als ob ich die Erinnerung an alle sinnliche Vergangenheit auch nach dem Sterben mit mir fortschleppen müßte; diese Vergangenheit wird mit dem Hinfallen des Körpers, in den sie eingemeißelt worden, abgestreift. Aber so ist es, daß ich immer und zu jedem Augenblick durch alle Ewigkeiten hin weiß: Ich bin. Unsere Seele wird wohl nie einen Augenblick der Bewußtlosigkeit haben, auch im Schlafe, in der Ohnmacht nicht, es bleibt bloß die Erinnerung nicht haften. — Leben! Leben! Das ist mein fester Glaube, nein, meine unerschütterliche Überzeugung, die ich schon hundert Mal ausgesprochen habe, und die ich tausend Mal zu bekennen das Verlangen trage: meine Seele ist unsterblich, mein Ichbewußtsein ist unzerstörbar. Beweis dafür: ich bin. Mit dem großen Philosophen sei's gesagt: ich denke, ich schreibe das nieder, also bin ich. Und daß ich bin, ist mir ein sicheres Zeichen, daß ich immer war und immer sein werde. Denn wenn ich bin, weshalb soll ich denn ganz willkürlich annehmen, daß ich nicht wäre? Je einmal nicht gewesen wäre, nicht sein würde? Und gesetzt, ich nehme an, daß ich nicht war und nicht sein werde, also im ganzen nicht bin: warum soll ich denn gerade jetzt, in diesem Augenblick sein, wenn ich überhaupt nicht bin? Das erschiene mir lächerlich, ungereimt, undenkbar. Strenge genommen ist es ja richtig, daß ich bloß für diesen einen Augenblick meines Seins bürgen kann. Aber dieser Augenblick war immer und wird immer sein. Denn dieser Augenblick ist die

Ewigkeit. — Nach unserem Sprachgebrauch von „Zeit und Ewigkeit“ bilden wir uns ein, die Zeit sei ein Stück für sich, stehe im Gegensatz zur Ewigkeit, oder sei nur ein Bindeglied zwischen einer Ewigkeit nach rückwärts und einer Ewigkeit nach vorwärts. Und ich fühle es doch so deutlich, daß ich mit meiner Zeit mitten in der Ewigkeit stehe und andererseits, daß die Ewigkeit in mir steht. Man könnte sagen: wenn die Ewigkeit nicht wäre, so wäre ich auch nicht, oder vielleicht noch richtiger: wenn ich nicht wäre, dann wäre auch die Ewigkeit nicht. Heißt es doch, daß Zeit und Raum bloß Denkformen sind, die nicht sein könnten, wenn nicht jemand wäre, der sie denkt. Damit hebt man freilich alles auf: alle Wesenheit außer mir ist nichts Reales für sich, ist nur eine Vorstellung, eine Denkform in mir. Und so hat sich die Sache mit einem Schlage umgekehrt. Wenn es sonst hieß: ich bin nichts, aber die Welt ist alles, so kann es nun heißen: ich bin alles und die Welt ist nichts.

Der Tod und die Todesangst entspringt also nicht realer Erfahrung, vielmehr philosophischer Vorstellung. Deshalb kann dieser nur wieder mit philosophischen Gründen entgegengearbeitet werden, obschon bei diesem tiefsten aller Geheimnisse der Mensch verstummen muß.

Du findest es, lieber Leser, also wohl ein wenig anmaßend, mit seinem Ich so groß zu tun. Ist es aber denn gerade mein Ich, das des Schreibenden, von dem ich spreche? Kann's nicht vielmehr das des

Lesenden sein? Ja, mein Leser, du hast das volle Recht, dein Ich über alle Zeiten und Dinge zu stellen, es mit der Ewigkeit zu messen — wenn du dich in Gott fühlst. —

Unsere Seele ist eins mit Gott und unsere Heimat ist die Ewigkeit. Das ist mein großes, heißes Glauben, in dem die Stückwerke meines irdischen Wissens und Wünschens hinschmelzen wie Schnee in der Sonne des Mai. Alle irdischen Zeitläufte und Taten sind nur Atemzüge dieses unendlichen Lebens, vor dessen Majestät die Angelegenheit unseres zeitweiligen Sterbens nichts als ein Wäschewechsel ist.

Lassen wir uns also nicht bange machen von dem „raschen Enteilen der Zeit", von dem stets steigenden Alter, von dem immer näher kommenden Sterben. Trachten wir möglichst naturgemäß zu leben, damit unser Sterben nicht ein unnatürliches werde, ein vorzeitiges, das Körper und Geist noch zu widerstandsfähig findet. Eine unserer Lebensaufgaben ist, dem frühen gewaltsamen Tode des Körpers zu entkommen, immer darauf hinzuarbeiten, daß wir im hohen Alter friedlich entschlafen können. Das weitere gibt sich: was wir in dieser Epoche zu verlieren haben, werden wir in der nächsten finden. Denn das Leben ist aufsteigend, weil es unsere Wünsche sind. Unsere Wünsche, unsere Bestrebungen nach dem Höchsten sind da, um erfüllt zu werden, das ewige Leben hat Zeit genug dazu.

Ich rate daher, daß wir das Spiel nicht auf eine einzige Karte setzen sollen, nicht auf die des gegen-

wärtigen Erdenlebens, daß wir froh sein mögen, diesen Körper, wenn er unbrauchbar geworden, ablegen zu können, um einen neuen, frischen anzuziehen.

Betrachte doch einmal deinen Leib, dem du so grenzenlos ergeben bist. Gibt es an ihm einen Teil, der dir nicht schon Leid zugefügt hat? Der nicht schon versuchte, dich in die Tiefe zu ziehen? Hast du dich nicht oft gepalgt mit diesem Erdenkloß, wenn du zur Höhe wolltest und er niederwärts strebte, dem Tiere, dem Schlamme zu? Danke ihm für manches schöne Erdenglück, das er dir verschaffte, und entlasse ihn kühl.

Im übrigen ist es der Mühe wert, sich geistig rein, stark und froh zu machen — für ewiges Leben! — Kein irdisch Herz kann es erfassen, was uns bevorsteht.

* * Verlag von L. Staackmann, Leipzig. * *

Neue Rosegger-Erscheinungen.

Weltgift. Roman von **Peter Rosegger.** 11. bis 15. Tausend.

Ein stattlicher Band in vornehmer Ausstattung.

In diesem Roman erleben wir das immer vollständigere Verkommen eines durchaus nicht schlechten, aber charakterschwachen Menschen, der von vornherein durch die ungesunde Luft der Korruption, in der er aufwuchs, vergiftet worden ist und aus den Schlägen die ihn treffen, nicht die Kraft zu ziehen vermag, die allein ihn zu einem tätigen und nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft gemacht hätte.

Sonnenschein. Von **Peter Rosegger.** 16. bis 18. Tausend.

Inhalt: Vorwort. — Waldsonnenschein. — Wie der Lehrer Constant seinen Bruder glücklich macht. — Der Mann mit den sechs Händen. — Die Kreuzhütten-Buben. — Die Familie Nagerl auf der Bergpartie. — Maigewitter. — Die Männerwahl. — Nuß Annerls Hofstaat. — Die Komödie des Todes. — Der Waldbauer, dieser Hobel! — Schneiderliebe. — Der singende Schabelwirt. — Das reiche Waldschulmeisterlein. — Auf der Waldwiese. — Der Keuchen-Ferdl. — Der schlaue Bürgermeister. — Ein Ehehindernis. — Eine Vorlesung im Salon der kleinen Martha. — Lose Stubengenossen. — Wie die Müllersleute aus Haldenkrug ins Heilige Land pilgerten. — Den Zug versäumt. — Die Feinde. — Mein Vetter, der Türke. — Onkel Sonnenschein.

Mein Himmelreich. Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben von **Peter Rosegger.** 21. bis 28. Tausend.

Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. Kulturroman. 19. und 20. Tausend.

Idyllen aus einer untergehenden Welt. 11. und 12. Tausend.

Mein Weltleben oder **Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging.** Mit einem Bildnis des Verfassers. 17. und 18. Tausend.

Das Ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers. 31. bis 33. Tausend.

Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Tal. 11. Tausend.

Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimat. Mit einem Bildnis des Verfassers als Waldbauernbub. 12. und 13. Tausend.

Preis pro Band brosch. Mk. 4.—; eleg. in Leinen Mk. 5.—; in feinem Halbfranzband Mk. 5.50.